Kursbuch 18 1969

Cuba

Zur Vorgeschichte der Revolution
Stadt- und Landguerrilla
Konterrevolutionäre in Cuba
Manualismus-Streit
Ökonomische Kontroverse
Revolutionäre Offensive
Universitäts-Revolution
Struktur und Rolle der Partei

Kursbogen: Die Tupamaros

Suhrkamp Verlag

Kursbuch

Herausgegeben von Hans Magnus Enzensberger

Kursbuch 18 Oktober 1969

Cuba

José Marti, Die Schleuder Davids 1
Dossier: Manuela die Mexikanerin. Fünfzig Jahre cubanischer Geschichte, gesehen mit den Augen einer Köchin 8
Faure Chaumón, Der Angriff auf den Präsidentenpalast 29
Enrique Oltuski, Die Männer vom flachen Land 39
Norberto Fuentes, Geschichten aus dem Escambray 51
Edmundo Desnoes, Erinnerungen eines Zurückgebliebenen 63
Sergio de Santis, Bewußtsein und Produktion. Eine Kontroverse zwischen Ernesto Che Guevara, Charles Bettelheim und Ernest Mandel über das ökonomische System in Cuba 80
Aurelio Alonso, Wider die Lehrbücher des Marxismus 118
Fidel Castro, Rede zur Revolutionären Offensive 130
Fidel Castro, Rede über die Zukunft der Universität 155
Fidel Castro, Rede über die Universitäts-Revolution 160
Heberto Padilla, Fünf Gedichte 169
José Yglesias, Cuba unter Fünfundzwanzig 174
Hans Magnus Enzensberger, Bildnis einer Partei. Vorgeschichte, Struktur und Ideologie der PCC 192

Kursbogen
Carlos María Gutiérrez, Tupamaros. Neue Methoden Stadtguerrilla

Goethe-Institut e.V. Bibliothek
05
Kur
ausgeschieden am

Das Kursbuch erscheint in unregelmäßiger Folge, doch mit mindestens vier Nummern im Jahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 5, im Einzelverkauf DM 8. Abonnements sind mit Monatsfrist zum Jahresende kündbar. Anschrift der Redaktion und des Verlages: Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main, Lindenstraße 29, Postfach 2446, Telefon 74 02 31. Fernschreiber 4 13972. Postscheckkonto Frankfurt/Main 115761, Bankkonto Deutsche Bank Frankfurt/Main 95/7100. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann. Alle Briefe sind an ihre Frankfurter Adresse zu richten. Verantwortlich für den Inhalt: Hans Magnus Enzensberger. Redaktion: Karl Markus Michel. Copyright © Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 1969. Alle Rechte für sämtliche Beiträge, auch das der Übersetzung, vorbehalten. Umschlagentwurf Willy Fleckhaus. Druck: Georg Wagner, Nördlingen. Bindung: Hans Klotz, Augsburg.

José Marti
Die Schleuder Davids

Der Geist der Revolution und die Aufgabe Cubas in Amerika

[...] Cuba und Puerto Rico werden die Schwelle zur Freiheit in einem ganz anderen Zustand überschreiten als die übrigen lateinamerikanischen Völker; in einer ganz anderen Epoche und mit viel höherer Verantwortung. Es ist notwendig, den Mut zur Größe zu haben und ihren Aufgaben gewachsen zu sein. Die Welt ist voller Mönche, die Columbus das Vermögen absprechen, neue Wege zu finden; die Welt läuft über von solchen Mönchen. Worauf es aber ankommt, ist, sich gerade nicht neben diese Mönche zu setzen, sondern mit Columbus an Bord zu gehen ... Man muß vorausschauen, man muß mit der Zeit gehen: der Ruhm fällt nicht denen zu, die zurückschauen, sondern jenen, die den Blick nach vorn richten. Es geht nicht nur darum, zwei Inseln – die Verlängerung Floridas –, deren Teile noch unvereint dahintreiben, ans Licht zu bringen: wir wollen sie auch retten; wir wollen ihnen helfen, und zwar so, daß die Übereinstimmung, die geschickt und mutig zwischen den verschiedenen sie heute konstituierenden Faktoren erzielt worden ist – Faktoren, die einander weniger entfremdet sind, als man es von den Haß- und Hungergesellschaften Europas her kennt –, angesichts der möglichen Gelüste eines mächtigen Nachbarn und eines unsicheren Gleichgewichts die Unabhängigkeit des glücklichen Archipels sichert. Die Natur hat diesen Archipel zum Knotenpunkt der Welt gemacht, und die Geschichte läßt ihn in eben dem Augenblick zur Freiheit erblühen, wo die Kontinente rund umher aufbrechen zu Begegnung und Umarmung. Als Zünglein an der Waage des amerikanischen Gleichgewichts könnten die Antillen inmitten der Versklavung ein reiner und schlichter Ponton sein und der eifersüchtigen und hochmütigen Welt, die sich schon bereithält, ihnen die Selbständigkeit zu verweigern, eine souveräne Republik entgegensetzen, ein reines und schlichtes Vorwerk des amerikanischen Rom – aber in Freiheit, denn sie sind ihrer würdig durch jene freie Ordnung der Rechtlichkeit und Arbeit, die sie erstreben. Sie werden für den Kontinent geradezu das Unterpfand des Gleichgewichts sein: das der noch bedrohten Unabhängigkeit Lateiname-

rikas und das der Ehre der großen Republik im Norden. Diese wird durch die Entwicklung ihres eigenen Territoriums, das leider schon ganz feudalisiert und in feindliche Bezirke geteilt ist, eine gewissere Größe gewinnen als durch die nichtswürdige Unterwerfung ihrer schwachen Nachbarn und den unmenschlichen Streit um die Weltherrschaft, den eine Annexion von ihrer Seite unter den Mächtigen des Universums entfesseln würde.
Nicht mit leichter Hand, sondern gleichsam mit einem von Jahrhunderten belasteten Bewußtsein muß man das neue Leben der befreiten Antillen schaffen. Nur mit erhabener Furcht kann man diese große menschliche Verantwortung übernehmen. Entweder wird man des edlen Ziels wegen zu den Gipfeln gelangen, oder man wird – weil man es nicht erkannt hat – in die Abgründe stürzen. Wir wollen nicht nur zwei Inseln befreien: es ist eine Welt, die wir ins Gleichgewicht rücken. Welche Kleinlichkeit in allem übrigen: wie erbärmlich sind dies hinterwäldlerische Altweibergeschwätz, diese kleinen Nadelstiche, so würdig weiblicher Eitelkeit, und jene hohle Intrige, die dieses Werk von kontinentalen Ausmaßen vor der Masse als Demagogie und Speichelleckerei verleumden. Welche Kleinlichkeit angesichts der wirklichen Größe, die durch das Glück der Arbeitenden, das auf der Unabhängigkeit ihres Volkes beruht, Freundschaft zwischen verfeindeten Teilen eines Kontinents stiften kann; so wie sie auch durch die freie Existenz der blühenden Antillen den unnötigen Konflikt, der Amerika beherrscht, vermeiden kann. Wir werden die Gipfel erklimmen, und unsere Stufen werden die Abfälle des Lebens sein. Die Augen fest auf die Höhen gerichtet, werden wir mit gesundem Blut, unserm eigenen Blut, jenes Leben der Völker formen, in denen sich die stolze Kraft, der Haß gegen überholte Privilegien und ein äußerstes Maß an legitimen Ansprüchen treffen.
Die Verantwortung, die unser Ziel einschließt, wird dem cubanischen Volk den festen Boden bereiten, damit es die Freiheit ohne Haß an sich zu reißen und seine Begeisterung souverän zu zügeln vermag. Ein Fehler in Cuba ist ein Fehler in Amerika, ja ein Fehler für die heutige Menschheit. Wer sich heute in Cuba auflehnt, lehnt sich für die Ewigkeit auf. [...]
Nach einer Aufgabe, die von solcher Tragweite und so ehrenvoll ist, muß man die Hand mit besonderer Bescheidenheit ausstrecken. Durchdrungen von dieser Bescheidenheit und voller Nächstenliebe und Gewißheit tritt die Cubanische Revolutionspartei in ihr drittes Lebensjahr. Sie tut es in der Überzeugung, daß die Unabhängigkeit Cubas und Puerto Ricos – abgesehen davon, daß sie das einzige Mittel ist, den Einwohnern dieser beiden Inseln das freien Menschen gebührende Wohlbefinden inmitten gerechter Arbeit zu gewährleisten – auch und vor allem die unumgängliche

historische Bedingung ist für den Schutz der bedrohten Unabhängigkeit der freien Antillen, der bedrohten Unabhängigkeit des freien Amerika sowie das Ansehen der nordamerikanischen Republik. Schweigt, schwache Herzen, und ihr, mutige Herzen, voran! Hier ist eine Aufgabe, die großen Herzen vorbehalten ist.
Patria, 17. April 1894

Brief an Manuel Mercado
Lager von Dos Rios, 18. Mai 1895

... Ich bin jeden Tag in Gefahr, mein Leben zu lassen für mein Land und für meine Aufgabe – nun, da ich sie einmal begriffen habe und es mir keinerlei Schwierigkeiten macht, den Entschluß in die Tat umzusetzen –, eine Aufgabe, die mich dazu verpflichtet, durch die Unabhängigkeit Cubas rechtzeitig zu verhindern, daß sich die Vereinigten Staaten auf den Antillen breitmachen und sich dann, nach diesem Kräftezuwachs, auf unsere amerikanischen Vaterländer stürzen. Alles, was ich bis zum heutigen Tage getan habe, und alles, was ich tun werde, hat kein anderes Ziel. Das Schweigen war eine ebenso notwendige Bedingung wie das Marschieren; um es indirekt zu sagen: es gibt Ziele, die verborgen bleiben müssen, wenn sie erreicht werden sollen; wenn man sie als das bezeichnete, was sie sind, brächten sie schier unüberwindliche Hindernisse hervor.
Die zweitrangigen und offiziellen Verpflichtungen hingegen, die auf den Völkern lasten, die am meisten daran interessiert sind, daß sich in Cuba nicht, auf dem Umweg der imperialistischen Annexion und durch die Schuld der Spanier, ein Weg anbahnt, der versperrt werden muß und den wir mit unserem Blut versperren werden, nämlich der Weg, der zur Annexion der Völker Südamerikas durch den brutalen Norden führt, der sie verachtet, – diese Verpflichtungen hatten jenen Völkern die offene Zustimmung zu unserem Vorhaben und seine sichtbare Unterstützung, die zu ihrem unmittelbaren Wohl dienen würde, untersagt.
Ich habe im Innern des Ungeheuers gelebt und kenne seine Eingeweide: und meine Schleuder ist die Schleuder Davids.

Kaum einige Tage nach dem Sieg, um dessentwillen uns die Spanier feiern, gerade aus der Sierra freigekommen, wo die sechs Männer unserer Expedition gute zwei Wochen herumgeirrt waren, werde ich in meiner Baracke von dem Korrespondenten des *Herald* aus meiner Hängematte gezogen. Er unterhält sich mit mir über die Tätigkeit der Annexionisten, die nicht

gar so gefährlich ist in Anbetracht der geringen Bedeutung dieser Ehrgeizlinge, die zu der Sorte von »Würdenträgern« gehören, die kein bißchen männlich und erfinderisch sind und, um ihre Gefälligkeit und Unterwürfigkeit Spanien gegenüber ins rechte Licht zu rücken, von diesem die Selbstbestimmung Cubas fordern, ohne daran zu glauben. Sie freuen sich jetzt schon, daß es irgendeinen Eigentümer geben wird, Yankee oder Spanier, der sie aushält und sie zur Belohnung für ihre Handlangerdienste in kleine, die vor Kraft überschäumende Masse unseres Volkes verachtende Potentaten verwandeln wird – diese fleißige und erfinderische, diese intelligente und schöpferische Masse unseres Volkes, in der Schwarz und Weiß sich mischen

Der Korrespondent des *Herald,* Eugene Bryson, sprach noch von andern Dingen: von einer Yankee-Gruppe – was mag wirklich dahinterstecken? –, die Garantien auf unsere Zölle hat . . .; von Unordnung, Unlust und schlechtem Sold innerhalb der spanischen Armee, die ohne die geringste Erfahrung ist, und der Unfähigkeit Spaniens, innerhalb oder außerhalb Cubas die nötigen Mittel zusammenzubringen, um sich dem Krieg stellen zu können, Mittel, die es in dem früheren Konflikt Cuba abverlangt hatte.

Bryson erzählte mir von seiner Unterhaltung mit Martinez Campos, der ihm zu verstehen gab, daß Spanien, wenn der Tag der Entscheidung erst einmal da wäre, es ohne jeden Zweifel vorziehen würde, sich mit den Vereinigten Staaten zu arrangieren, anstatt die Insel den Cubanern zurückzugeben. Und Bryson hat mir noch andere Dinge erzählt: von einem unserer Bekannten und von den vielen kleinen Aufmerksamkeiten, die man ihm im Norden erweist – ihm als dem Kandidaten der Vereinigten Staaten für die Präsidentschaft von Mexiko, sobald der gegenwärtige Präsident verschwunden ist.

Was mich betrifft, so tue ich hier meine Pflicht. Der Cubakrieg, der eine stärkere Realität ist als die vagen und disparaten Wünsche der annexionistischen Cubaner und Spanier, denen das Bündnis mit der Madrider Regierung nur eine relative Macht verleihen würde, ist zur richtigen Stunde gekommen. Er wird, selbst wenn sich alle Gegenkräfte entfalten, den Anschluß Cubas an die Vereinigten Staaten verhindern, die die Insel niemals von dem kriegführenden Spanien erhalten werden und, da die kämpfenden Cubaner die Annexion nicht dulden werden, sich nicht noch weiter in das schändliche und absurde Abenteuer stürzen können, auf eigene Rechnung und mit den Waffen in der Hand einen amerikanischen Unabhängigkeitskrieg zu ersticken.

Und Mexiko, wird es keinen wirksamen und unmittelbaren Weg finden,

im richtigen Augenblick denen zu Hilfe zu kommen, die es verteidigen? Ohne Zweifel wird es ihn finden – oder ich werde ihn statt seiner finden. Es geht um Leben und Tod, und ein Irrtum darf nicht unterlaufen . . . Ich bin sicher, ich hätte die Lösung schon gefunden und vorgeschlagen. Aber ich bin gerade erst angekommen. Wenn nötig, werden wir noch zwei Monate warten, bis wir unsere Regierung bilden. Doch unsere Herzen sind einig, und ich kenne sie gut – ebenso wie den Willen des Landes. Aber solche Dinge sind stets abhängig vom Einklang der Kraft, des Augenblicks und des gegenseitigen Einverständnisses. Ich bin mit General Maximo Gomez und vier anderen auf einem unserer Strände in unbekannter Gegend in einem Boot gelandet, das ich durch heftigen Sturm gerudert habe, ich bin 14 Tage lang durch Dornen und über kantige Steine gewandert, den Sack auf dem Rücken und das Gewehr in der Faust: mehr als einer hat sich bei unserem Vorbeimarsch dem Aufstand angeschlossen . . . Die Menschen auf dem Lande sind ohne Frage *für uns*: bis jetzt habe ich, im Laufe eines Monats, keinen einzigen Schuß gehört; und an den Stadttoren – gleichgültig ob wir gesiegt haben oder nur vorbeiziehen – stehen Tausende Bewaffneter inmitten einer Begeisterung, die dem heiligen Feuer Neubekehrter vergleichbar ist. Wir verfolgen unseren Weg zum Zentrum der Insel, wo ich zu Füßen der Revolution, zu der ich selbst das Signal gegeben habe, die Macht niederlegen will, die uns durch unsere Emigration zugewachsen ist und die uns das Land bestätigt hat – eine Macht, die dann – im Einklang mit der neuen Situation – eine öffentliche Versammlung von Abgeordneten des cubanischen Volkes, besser gesagt, von bewaffneten Revolutionären, neu errichten soll. Die Revolution verlangt nach einer freiheitlichen Regierung, frei von den bisherigen Restriktionen einer wirklicher Gesetzeskraft entkleideten Gerichtsbarkeit, frei von dem Argwohn gegenüber einer für den Republikanismus eifernden Jugend, frei schließlich von der Mißgunst und Besorgnis, die der künftige Einfluß eines unbeständigen und unentschlossenen Militärchefs erregen könnte; zugleich aber verlangt die Revolution nach einer republikanischen Volksvertretung, die so entschieden wie achtenswert ist; sie verlangt, daß der gleiche humanitäre und moralische Geist die Vertreter der Republik zur Begeisterung für die Würde des Individuums entzündet, wie er auch die Revolutionäre im Krieg mitreißt und zusammenschließt. Ich bin der Meinung, daß man ein Volk nicht gegen – oder ohne – den Geist, der es erfüllt, führen kann, und ich weiß, wie die Herzen erglühen und wie man dieses beständige Feuer für die Zwecke des Angriffs und des permanenten Widerstandes einsetzt. Was aber die Formen angeht, da sind viele Meinungen erlaubt; alles Menschliche wird von Menschen gemacht . . . Ich für

meine Person werde nur das verteidigen, was ich als Garantie und Trumpf der Revolution ansehe. Ich kann untertauchen. Aber meine Ideen werden nicht verschwinden [. . .]

Die Wahrheit über die Vereinigten Staaten

[. . .] Man muß von ungeheurer Ignoranz und sträflich infantiler Leichtfertigkeit sein, um von den Vereinigten Staaten und ihren tatsächlichen und scheinbaren Erfolgen, die sie in diesem oder jenem Teil ihres Territoriums errungen haben, so zu sprechen, als handele es sich um eine einhellige Freiheit und um endgültige Erfolge; Vereinigte Staaten dieser Art sind nur Illusion und Gaukelei. Von den Barackenlagern in Dakota und dem barbarischen und wilden Volk, das in solcher Umgebung aufwächst, bis hin zu den Städten des Ostens, die sich kraftlos ausdehnen, mit Privilegien und ebenso triebhaften wie ungerechten Gesellschaften belastet, findet man alle Finsternis der Welt. Alle Finsternis der Welt zwischen dem Norden, den z. B. die soliden Häuser aus Quaderstein und die herrschaftliche Freizügigkeit von Schenectady verkörpern, und dem Süden, wie man ihn in dem hohen und düsteren Bahnhof von Petersburg antrifft; zwischen dem schmucken und betriebsamen Marktflecken, der für den Norden so typisch ist, und dem Schuppen, wo ein Kreis von Säufern auf Fässern sitzt und faulenzt, dem man überall in jenen von Haß und Elend stickigen Städten begegnet, die im Süden hervorquellen – Städten mit abbröckelnden Mauern, voller Bitterkeit und Freudlosigkeit. Dem aufrichtigen Beobachter kann nicht entgehen, daß drei Jahrhunderte des Zusammenlebens oder hundert Jahre politischer Integration es nicht vermocht haben, die in Ursprung und Tendenz unterschiedlichen Elemente zu verschmelzen, aus denen sich die Vereinigten Staaten gebildet haben; ganz im Gegenteil fordert jene erzwungene Gemeinschaft die ursprünglichen Unterschiede erst recht heraus, ja betont sie geradezu und macht aus dem künstlichen Bündnis einen vor Gewalt und Eroberungslust berstenden Staatskörper. Es zeugt von Kleinmütigkeit und ohnmächtigem Neid, der offenkundigen Größe etwas anhaben zu wollen, sie kategorisch zu leugnen, auf kleinste Mängel zu verweisen oder sich hoch oben auf den Orakelstuhl zu setzen, als ob man die Sonne von einem Flecken reinige. Aber spielt man vielleicht den Propheten oder läßt man sich vielmehr ganz einfach überzeugen, wenn man bemerkt, daß die Träger der Einheit ständig an Boden verlieren, statt stärker zu werden; daß die menschlichen Probleme weiterbestehen, statt sich zu lösen; daß die örtlichen Eigentümlich-

keiten die nationale politische Wirklichkeit vergiften und zerreißen, statt in dieser aufzugehen; und schließlich, daß die Demokratie, die sich zu voller Blüte entfalten und auf immer Haß und Elend bannen sollte, auf eine Weise korrumpiert wird und verkümmert, daß man Haß und Elend drohend wieder aufleben sieht. Es versäumt seine Pflicht, wer diese Dinge verschweigt; es erfüllt sie, wer sie zu benennen weiß: vor allem die Pflicht eines jeden Menschen, die Wahrheit zu erkennen und zu verbreiten; ferner die Pflicht jedes guten Amerikaners, in dessen Augen der Ruhm und der Frieden keine andere Garantie haben können als den ungehinderten und direkten Fortschritt eines jeden Bürgers; und schließlich jene heilige Pflicht der Söhne unseres Amerika, zu verhindern, daß die spanischstämmigen Völker als Opfer der Unwissenheit und Blindheit oder auch der Ungeduld von haarspalterischen Rechtsgelehrten und undurchsichtigen Spekulanten schlecht beraten werden und unter das unmoralische und entsittlichende Joch einer verfaulenden Zivilisation geraten, die ihnen fremd ist. Man muß in unserem Amerika wissen, wie die Vereinigten Staaten wirklich sind. [. . .]

Patria beginnt mit der heutigen Nummer eine ständige Rubrik »Notizen über die Vereinigten Staaten«; das geschieht in der Absicht, zu den Kenntnissen über die amerikanischen politischen Realitäten beizutragen, ein Echo zu bilden, ein Spottlied zu singen auf die unreflektierten und wegen der maßlosen Übertreibungen schädlichen Lobreden auf das politische Leben Nordamerikas und seinen Charakter, wobei wir uns allein auf die unerschütterliche Kraft der Tatsachen stützen: in dieser Rubrik werden wir dokumentieren – nicht etwa vereinzelte Verbrechen oder Vergehen, die in jedem Volk geschehen können, und an denen sich nur ein armseliger Geist laben und ergötzen kann –, sondern die tiefreichenden Charakteristika, deren Konstanz und Gewicht es uns gestatten, die beiden für unser eigenes Amerika so nützlichen Wahrheiten darzutun: den unbarmherzigen, widersprüchlichen und dekadenten Charakter der Vereinigten Staaten und das – bei ihnen beständige – Vorhandensein all der Gewalttätigkeit, all der Zwietracht, all der Schändlichkeit und der Unordnung, deren die lateinamerikanischen Völker beschuldigt werden.

Patria, 23. März 1894

Deutsch von Mechthild Bokelmann

Dossier: Manuela die Mexikanerin
Fünfzig Jahre cubanischer Geschichte, gesehen mit den Augen einer Köchin

Mi-en-leh (Lenin) sagte, jede Köchin müsse den Staat lenken können. Er hatte so zugleich eine Veränderung des Staates wie der Köchin im Auge.
Brecht, Me-ti/Buch der Wendungen

1906

Die cubanische Regierung bewilligt einen Kredit in Höhe von fünfundzwanzigtausend Dollars für ein Hochzeitsgeschenk an die Tochter des amerikanischen Präsidenten Theodore Roosevelt, dem im selben Jahr der Nobel-Friedenspreis verliehen wird. Unter den üblichen Begleiterscheinungen, Erpressung, Betrug und Stimmenkauf, wird der bisherige Präsident der Republik Cuba, Tomás Estrada Palma, wiedergewählt. Im ganzen Lande flammen Unruhen auf; Estrada Palma erklärt sich außerstande, der Lage Herr zu werden, und bittet, gestützt auf die Platt-Klausel der cubanischen Verfassung von 1901, die Vereinigten Staaten, zu intervenieren. Im Hafen von Habana läuft der Kreuzer *Denver* ein; 125 Marines besetzen die Festung; über der Hauptstadt weht die Flagge der USA. Estrada Palma tritt zurück. Der amerikanische Kriegsminister William Howard Taft übernimmt vorläufig die Regierung der Insel. Er wird von dem Militärgouverneur Charles Magoon abgelöst. Ein Taifun verheert die westlichen Provinzen des Landes. Die Zuckerernte beträgt 1 200 000 Tonnen. Ihr Wert liegt bei 56 Millionen Dollars. Die Produktion ist zu 21% in amerikanischen Händen. Dreyfus wird in Paris freigesprochen; Nernst in Berlin entdeckt den Dritten Hauptsatz der Thermodynamik; Sorel publiziert seine *Reflexionen über die Gewalt.*

Ach, das Habana von damals war nicht so groß. Es war viel kleiner als heute und die meisten Häuser waren alt und krumm. In der Neustadt von Vedado wohnten nur wenig Leute. Feste Straßen gab es kaum, und wenn du in der 23. Straße die Trambahn nehmen wolltest, mußtest du schon zwei Paar Schuhe anhaben, so tief war der Schlamm auf der Gasse. Von La Habana nach Marianao war es eine halbe Weltreise. Im Sommer sind wir aufs Land gegangen in die Zuckermühle Soledad bei Cienfuegos. Dort hatte mein Vetter eine Schwester, die war mit dem Maschinenmeister verheiratet. Im Zuckerwerk wimmelte es von Amerikanern. Alles, was aus Eisen war, hatten sie aus Amerika herbeigeschleppt. Die Milch zum Beispiel schütteten sie in eine Maschine, die war wie ein Fleischwolf. Auf der einen Seite kam Milch heraus und auf der anderen Butter. Alles ging dort maschinell, und um drei Uhr nachmittags konnten sich die Leute von der Zuckermühle die Milch holen. Das ganze Fleisch, das dort gegessen

wurde, war eingemacht. Dort im Zuckerdorf war ich als Mexikanerin mit meinen 16 Jahren natürlich eine Sensation. Alle haben mich eingeladen. Täglich ging ich aus. Es gab sogar Pferde zum Reiten. Ich habe mich gut unterhalten und die Landschaft gefiel mir auch. In der Soledad habe ich über drei Monate zugebracht. Anfang Dezember fuhren wir nach Habana zurück. Wir wohnten in einer Pension am Prado im Haus Nr. 55. Die erste Nacht durch mußten wir auf der Straße zubringen. Die Leute sagten, im Fremdenheim ginge das gelbe Fieber um. Da mußten alle Zimmer ausgeräuchert werden und wir saßen die ganze Nacht auf der Prado-Promenade und konnten nicht schlafen, weil die Arbeiter der Nachtschicht die Baugrube für den Handlungsgehilfenverein aushoben. Hinterher hieß es dann, daß es gar kein gelbes Fieber war, nur ein alter Mann, der Katarrh hatte. Meine Cousine wollte nicht, daß wir uns das Essen selber kochten und im Haushalt anfaßten. »Schließlich sind wir auf einer Lustreise«, sagte sie. »Und wozu haben wir in der Lotterie gewonnen und einen Ausflug nach Cuba gemacht, wenn wir uns dann mit dem Haushalt herumplagen?« Also ließen wir uns das ganze Essen ins Haus schicken. Es kostete nur 33 Centavos pro Person und Tag, und es war sehr gut und reichlich. Wir bestellten immer für drei und aßen zu viert davon, und es war so viel, daß wir noch etwas davon wegschmeißen mußten. So lebten wir zu viert von 99 Centavos am Tag. Damals rechnete in Cuba niemand mit cubanischem Geld. Es gab nur amerikanische und spanische Münzen: den Louis, die Dublone, das Hundert-Real-Stück und den Golddukaten.

Die meisten Straßen waren aus Lehm, nur in der Altstadt gab es ein paar Gassen mit Kopfsteinpflaster. San Rafael war ein Stück weit zwischen Galiano und Prado mit Holzbohlen belegt und ein Stück der Straße Obispo auch. Damals war das Albisu-Theater sehr berühmt. Dort spielte die Esperanza Iris. Die war damals ganz auf der Höhe und wurde die Königin der Operette genannt. Ich war ganz verrückt nach ihr und wollte sie unbedingt treffen, weil mir die Leute sagten, ich sähe so ähnlich aus wie sie. Aber mein Vetter hat mich kein einziges Mal ins Theater mitgenommen. Auch ins Kino durfte ich nicht. Das war nämlich die Zeit, in der das Kino in die Mode kam. Die Milchverkäufer in Habana ritten mit großen Strohkörben durch die Straßen und stiegen nicht einmal vom Pferd, um die Milch auszuschenken. Der Milchmann ritt durch die Straßen und rief die Milch aus. Vor der Haustür hielt er an, nahm den Korken vom Krug und teilte mit einem großen, langen Löffel die Milch aus. Damals tranken die Leute auch viel Eselsmilch, und die Eselinnen wurden vor die Haustür der Kundschaft getrieben und vor den Augen des Käufers gemolken. Fast jeden Abend ging ich um die Ecke zu einem Galante-

riewarenladen. Da gab es eine Zehn-Cent-Abteilung mit allerhand Flitterkram, und ich war damals verrückt nach solchen Sachen. Jeden Tag gab mir Rosa einen Peso, und jeden Abend trug ich meinen Peso in diese Bude. Als wir nach Mexico zurückfuhren, brachte ich einen ganzen Koffer voller Geschenke mit. Mein Vetter wollte nicht in Cuba bleiben. Der Lotteriegewinn ging zu Ende und er fand keine Arbeit. Wir waren alle sehr traurig. In Cuba sah es nicht gut aus. Die ganze Bucht war voll von amerikanischen Kriegsschiffen. Sie hatten Estrada Palma abgesetzt und die Cubanische Flagge vom Morro heruntergeholt. Jetzt war Mister Magoon an der Regierung. Mir gefiel es trotzdem in Cuba. Ich wollte nicht nach Mexico zurück. Aber es blieb mir nichts anderes übrig. Ich wollte auf jeden Fall nach Cuba zurückkehren. Bei der Abreise waren wir alle sehr niedergeschlagen. Von der Kabine aus sahen wir die amerikanische Fahne über dem Hafen wehen.

1920

Zunehmende Verschärfung des Klassenkampfes in Cuba; allein im Januar und Februar werden sechzehn Streiks verzeichnet. Die konstitutionellen Garantien sind aufgehoben. Die Tourismus-Vorlage wird verabschiedet: Legalisierung der Pferdewetten, des Glücksspiels und des Jai-Alai. Im Verlauf des Hafenarbeiterstreiks werden die Gewerkschaftsführer Salinas und Penichet vor Gericht gestellt und verurteilt. Daraufhin erklärt die Arbeiterbewegung den Generalstreik. Es kommt zu Bombenanschlägen in Habana; ein Sprengkörper explodiert im Nationaltheater während der Abschiedsvorstellung Carusos. Der amerikanische Geschäftsträger beschuldigt den Präsidenten der Republik, Menocal, den Arbeitern gegenüber »nicht mit der gebotenen Härte aufzutreten und dem Bolschewismus Tür und Tor zu öffnen«. Der Damenklub erklärt sich gegen das Frauenstimmrecht, weil es die »Reinheit und die Unschuld der cubanischen Frau« gefährde. Die Neuwahlen finden in einer Atmosphäre des Zynismus und der Repression statt; Alfredo Zayas wird Präsident. Der Zuckerpreis auf dem Weltmarkt steigt, die cubanischen Banken spekulieren auf Hausse, es beginnt der »Tanz der Millionen«. Im Mai erreicht die Zuckernotierung die Rekordmarke von 22.5 cents pro Pfund, bis zum Jahresende sinkt sie auf 3.35 cents. Am 6. Oktober brechen die drei größten Banken Cubas zusammen, am Tag danach setzt ein Run auf die Schalter ein, die Regierung erklärt ein allgemeines Zahlungsmoratorium. Damit beginnen für Cuba die mageren Jahre. Die Zuckerernte lag bei 3 700 000 Tonnen, ihr Marktwert bei einer Milliarde Dollars; 48% der Produktion sind in amerikanischer Hand. Lenin beginnt mit der Elektrifizierung der Sowjetunion; der Völkerbund wird gegründet; im Münchener Hofbräuhaus spricht ein Mann mit einem Schnurrbart.

Wie ich zu diesen Leuten gekommen bin? Mathilde, meine Nachbarin, hat mir die Stellung verschafft. Ich hatte keine Arbeit und suchte einen Platz als Köchin. Ich stellte mich vor und die Hausherrin versprach mir 45 Dol-

lars Monatslohn. Sie war Cubanerin, aber ihr Mann war Catalane. Es waren sechs Personen am Mittagstisch: der Hausherr, die Frau, zwei Buben, das Fräulein und die Großmutter. Ich aß mit dem Dienstmädchen in der Küche. Das Dienstmädchen war aus Galicia in Spanien. Damals kamen eine ganze Menge spanischer Dienstboten nach Cuba. Die Herrschaften kamen zum Hafen gerannt, wenn ein Schiff anlegte, und engagierten sie vom Kai weg. Ein paar Tage, nachdem ich angefangen hatte, kam der kleinere der beiden Buben zu mir in die Küche gelaufen. Er hieß Juanito und war vielleicht 14 oder 15. Er hatte sich Frauenkleider angezogen, das Gesicht geschminkt und Mund und Augen angemalt, und im Haar hatte er lauter Lockenwickler. Er trug ein rosa Nachthemd und rosa Pantoffeln, und außerdem hatte er einen Büstenhalter an, der war mit Lumpen ausgestopft. Er kam in die Küche gelaufen und fragte mich: »Manuela, bin ich nicht süß?« Ich sagte: »Meinetwegen.« Ich dachte nämlich, das Ganze wäre bloß eine Kinderei. Das Dienstmädchen sagte mir aber, daß er immer so herumlief, immer in Mädchenkleidern. Dann war das Essen fertig und er mußte sich wieder seine Hosen anziehen. Eines Tages setzte die Hausherrin eine ernste Miene auf und sagte, sie wolle mit mir sprechen. Ich dachte mir: »Jetzt entläßt sie dich.« Aber als ich auf ihr Zimmer kam, sagte sie: »Ich möchte dich um eine Gefälligkeit bitten. Kannst du nicht bei mir im Haus übernachten? In der Nachbarschaft ist jemand gestorben. Wir müssen alle zur Totenwache gehen und wollen das Haus nicht alleine lassen.« Ich sagte ihr: »Für eine Nacht ist es mir schon recht. Ich muß nur nach Hause und Bescheid sagen. Um 11 Uhr bin ich zurück.« Als ich wiederkam, saßen sie alle miteinander auf der Veranda. Dann ist ein Auto vorgefahren und hat sie abgeholt, alle außer Nina, dem Fräulein. Nach einer Weile kam das Dienstmädchen und brachte uns zwei Tassen Kaffee, und das Fräulein schenkte mir selber den Kaffee ein. Als wir den Kaffee getrunken hatten, stand sie auf, legte mir den Arm auf die Schulter und führte mich ins Haus. Ich dachte mir, sie hätten ein Feldbett im Dienstmädchenzimmer für mich aufgeschlagen. Aber das Fräulein führte mich auf ihr eigenes Zimmer, und da dachte ich mir: »Vielleicht ist sie schreckhaft und will nicht allein übernachten.« Aber in ihrem Zimmer stand nur ein großes Doppelbett mit zwei Stühlen und zwei Sesseln daneben. Eine Menge großer und kleiner Kissen lag auf dem Bett und auf jeder Seite war ein Nachthemd und ein Schlafrock ausgebreitet. Unter dem Bett standen zwei Paar rosa Pantoffeln, dieselben Pantoffeln, in denen Juanito immer herumlief. Weil kein Bett für mich da war, dachte ich mir: »Dann schläfst du eben auf dem Sessel.« Aber das Fräulein sagte: »Warum ziehst du dich nicht aus?« Also bin ich ins Badezimmer gegangen

und habe mich ausgezogen und meine Kleider im Bad aufgehängt. Dann zog ich mir die rosa Pantoffeln an. Als das Fräulein aus dem Bad kam, hat sie sich ein Glas Cognac eingeschenkt, und mir hat sie auch ein Glas angeboten. Sie sagte: »Warum legst du dich nicht hin?« Und sie fragte mich: »Soll ich das Licht ausmachen?« Also ich kann nicht einschlafen, wenn das Licht an ist. Und sie sagte, auch ihr wäre es lieber, wenn das Zimmer dunkel ist. Aber sie hatte ein kleines Nachtlicht, das blieb die ganze Nacht über an. Dann legte sie sich neben mich ins gleiche Bett. Aber kaum war sie im Bett, da legte sie sich auf mich drauf und schlang ihre Beine um mich herum. Dann fragte sie mich: »Bist du verheiratet?« Und ich sagte ihr: »Nein, früher schon, aber das ist lange her.« Darauf langte sie mir mit der Hand unter das Nachthemd und fing an, mich zu küssen. »Du bist wie eine Jungfrau«, sagte sie. »Du bist ein Schatz.« Dann hat sie mich überall geküßt und gestreichelt, aber sie wollte nicht, daß ich sie anfasse. Sie hielt mir die Hände auf der Brust zusammen, damit ich mich nicht mehr rühren konnte. Sie sagte: »Die Männer wissen nicht, wie man mit einer Frau umgehen muß. Sie machen alle ihre Frauen kaputt.« Sie erzählte mir, daß sie viele Freundinnen hatte. Die meisten waren nicht verheiratet, und wenn sie heirateten, so machte das gar nichts aus. Sie kämen alle weiter zu ihr zu Besuch, weil ihre Männer nicht richtig mit ihnen umgingen. Und deswegen hätte sie auch nicht geheiratet. »Es wird dir gefallen«, sagte sie. »Du wirst eine lustige Nacht mit mir haben.« Dann hat sie mich überall angefaßt. Und auf einmal stand sie auf und kramte im Schrank herum und holte eine Creme heraus und salbte mich zwischen den Beinen ein. »Du brauchst keine Angst zu haben«, sagte sie. »Das mache ich nur, damit es dir nicht weh tut. An sowas denken die Männer nie und deshalb machen sie auch ihre Frauen so kaputt.« Dann holte sie ein Kissen und legte ein Handtuch darauf und steckte es mir unter die Hüften. Da habe ich verstanden, daß das Fräulein keine Frau war, sondern ein Mann. Sie hatte ganz starke Muskeln und sah wie ein Bär aus. Überall war sie voller Haare, sogar an den Knöcheln, und sie hatte fast gar keine Brust. Ich dachte mir: »Ich bin doch neugierig, wie es bei ihr da unten aussieht.« Und wirklich war sie da unten auch fast wie ein Mann, nur viel kleiner. Aber sie schrie: »Faß mich nicht an! Wenn du mich anfaßt, ist es aus, dann kann ich gar nichts mehr machen. Und dann bin ich tagelang krank, wenn du mich mittendrin unterbrichst. Wenn es so weit ist«, sagte sie, »mußt du mich beißen.« Sie wollte unbedingt, daß ich sie beiße. Was für ein geiles Luder! Und wie sie geschwitzt hat! Nachdem sie fertig war, sagte sie, ich sollte mich nicht rühren. Dann holte sie ein Handtuch und trocknete mich ab. Dann rieb sie mich mit einem großen

Schwamm und mit Kölnisch Wasser ab. Dann mußte ich sie am ganzen Leib abtrocknen. Ich habe nie jemand so schwitzen sehen wie diese Frau. Schließlich ließ sie mich in Ruhe und schlief für eine Weile ein. Das ganze Zimmer roch nach ihr. Manche Leute sagen, die Neger haben einen starken Geruch. Aber das war gar nichts gegen dieses Weib. Mir ist beinahe schlecht davon geworden. Dann ist sie wieder aufgewacht und noch zweimal auf mich draufgestiegen, immer dasselbe. Um fünf Uhr früh stand sie auf und nahm ein Bad. »Schlaf dich aus!«, hat sie mir gesagt. Aber ich hatte keine Lust. Ich zog mich an, und als ich aus dem Zimmer kam, saß sie schon am Tisch und wollte mit mir frühstücken. Dann hat sie mich bis zur Haustür gebracht und mich auf die Stirn geküßt und mir gesagt, ich hätte heute frei, das hätte ich mir verdient. Und der Mathilde, meiner Nachbarin, gab sie ein Stück Stoff für mich mit zu einem weißen Kleid und ein halbes Dutzend Strümpfe, und außerdem 20 Dollars mit einer Karte, darauf stand: »Von deiner Nina.« Nina sagte mir, sie müsse jede Nacht jemandem im Bett haben, sonst würde sie krank. Sie sagte, sie hätte viele Freundinnen, auch verheiratete dabei, und die kämen sie alle nachts besuchen. Als ich am nächsten Morgen zur Arbeit kam, wußte ich gar nicht, was ich machen sollte. Ich konnte den Leuten nicht ins Gesicht schauen. Aber dann kam die Mutter auf mich zu und fragte mich: »Nun, hat dich Nina gut behandelt?« Ich sagte: »Ja.« Und sie sagte: »Das freut mich.« Also wußte die Mutter über die ganze Sache Bescheid. Aber scheinbar hat es ihr nichts ausgemacht, ebensowenig, wie sie sich darum kümmerte, daß ihr Sohn in rosa Büstenhaltern herumlief. Auch der Vater wußte Bescheid. Fidel hat doch recht, wenn er sagt, daß diese Leute ganz und gar heruntergekommen waren. Diese Aristokraten waren halt korrupt. Ich habe niemandem etwas davon erzählt, nicht einmal meiner Nachbarin Mathilde. Nach ein paar Tagen gab ich ihnen Bescheid, daß ich erkältet war und nicht kommen konnte. Nina hat immer wieder nach mir gefragt, und sie wollte unbedingt, daß ich wieder zu ihnen ins Haus käme. Ich ließ ihnen ausrichten: »Ja, ja, ich komme schon.« Aber ich habe nie wieder einen Fuß in dieses Haus gesetzt.

1930

Der General Machado ist als Präsident der Republik wiedergewählt worden. Die Weltwirtschaftskrise führt zu schweren Erschütterungen in der Ökonomie des Landes. Die Vereinigten Staaten führen Schutzzölle gegen den cubanischen Zucker ein. Die Arbeitslosigkeit nimmt zu, das Pro-Kopf-Einkommen der Cubaner sinkt auf neunzig Dollar im Jahr. Ein vierundzwanzigstündiger Generalstreik legt das ganze Land lahm. Am 1. Mai

treibt die Polizei mit Schüssen und Säbelhieben eine riesige Demonstration auseinander. Es kommt zu schweren Straßenschlachten zwischen den Studenten und der Polizei. Die Bewegung an den Universitäten wächst und wird zunehmend militanter. Viele Studentenführer werden auf offener Straße erschossen. Die verfassungsmäßigen Garantien werden aufgehoben, die Universität von Habana wird geschlossen. Die Zuckerernte liegt bei 4 600 000 Tonnen und erbringt nur 129 Millionen Dollars. Freud veröffentlicht *Das Unbehagen in der Kultur*; Mao Tse-Tung bildet in der Provinz Kiangsi eine provisorische Sowjetregierung; Trümpler weist die interstellare Materie nach.

Damals hatte ich einen kleinen Laden aufgemacht. Aber im Haus gegenüber wohnte einer von der Geheimpolizei Machados. Der hatte einen ungezogenen Sohn, der mir immer mein Ladenschild und meine Reklamen herunterriß. Eines Tages habe ich ihm aufgelauert, um ihn zu erschrecken, und da ist er davongelaufen und hingefallen. Als er nach Hause kam, hat er seinem Vater erzählt, ich hätte ihn verprügelt. Ein paar Tage später kamen mir drei Polizisten ins Haus mit einem Haussuchungsbefehl auf den Namen Teresa Azcanio. Ich sagte ihnen: »Eine Teresa Azcanio gibt es hier nicht, denn ich heiße Manuela.« Darauf sagten sie: »Teresa oder Manuela, das ist uns egal.« Aber ich sagte ihnen: »Wenn die Teresa Azcanio eine Erbschaft gemacht hat, dann müßt ihr euer Geld woanders hintragen, denn ich heiße Manuela.« Da haben sie sich angeschaut und mir gesagt, sie müßten ein Protokoll aufnehmen. Ich mußte ihnen auch noch das Papier dazu geben, denn sie hatten nichts dabei. Schließlich gingen sie weg, aber von da an ließen sie mich nicht mehr in Ruhe, und am Ende haben sie mir auch das Haus durchwühlt. Diese Geschichten gingen mir ziemlich auf die Nerven. Außerdem sagte mir der Hausbesitzer, das Haus sei in einem schlechten Zustand und das Gesundheitsamt sei hinter ihm her. Das Haus müsse abgerissen werden. Gekündigt hat er mir nicht, aber ich verstand schon, worauf er hinauswollte. Außerdem war ich das Geschäft leid und wollte es aufgeben. Auch dachte ich mir: »Die Polizei wird dich nie in Ruhe lassen.« Und weil bei mir immer viele Leute aus und ein gingen, war ich sowieso verdächtig. Also bin ich umgezogen in die Maloja-Straße; dort in der Nähe wurde gerade eine neue Markthalle aufgemacht. Ich wollte einen Stand aufschlagen, aber die Plätze waren alle schon vergeben. Um so einen Standplatz zu bekommen, brauchte man Protektion. Als die Markthalle eröffnet wurde, habe ich mich vor die Fabrik gegenüber hingesetzt mit einem Eimer voll Fisch und einem Eimer voll Schweinsleber. Ich schaffte mir viele kleine irdene Töpfe an, und in diesen Töpfen verkaufte ich meine Gerichte. Schon um zehn Uhr morgens war ich ausverkauft. Die Leute waren ganz verrückt danach, besonders nach der Schweinsleber. Ich gab ihnen immer ein Stückchen davon mit einer Scheibe Brot zum Probieren. Meine Schweinsleber ist wirklich etwas

Besonderes. Ich wasche sie und schneide sie klein und reibe sie mit bitteren Orangenschalen, Knoblauch und Salz ein. Dann röste ich Tomaten und Zwiebeln in der Pfanne an, und wenn das Öl ganz heiß ist, werfe ich die Leber hinein und gebe ein bißchen Mehl dazu. Dann wird das Ganze zugedeckt und bleibt eine viertel Stunde auf dem Feuer. Eine Portion Leber habe ich für zehn Centavos verkauft und dasselbe verlangte ich für den gerösteten Fischrogen. Nach einer Weile stellte sich aber heraus, daß die Markthalle kein Geschäft war. Sie mußten sie wieder zumachen und mit meinem Geschäft war es aus. Ich mußte wieder einmal umziehen. Und diesmal nahm ich mir ein Zimmer in der Straße vom heiligen Lazarus. In Cuba sah es schlecht aus. Niemand wollte mehr etwas von Machado wissen. Eines Tages sah ich, wie die Studenten auf der Straße Flugblätter austeilten. Das war der Tag der großen Straßenschlacht zwischen den Studenten und der Polizei. Damals haben sie auch Trejo umgebracht. Ich ging gerade aus dem Haus, als auf der St.-Lazarus-Straße ein riesiger Krach losging. Die jungen Leute kamen die Straße heruntergerannt. Manche hatten sich an die Trambahn oder an Autobusse gehängt, die anderen liefen so schnell sie konnten. Hinter ihnen her die berittene Polizei mit gezogenem Revolver. Auf den Kreuzungen blieben die Studenten manchmal stehen und warfen mit Steinen nach der Polizei. Ich erkannte in der Menge Armando Feito, und als er mich sah, schrie er: »Nimm, Mexikanerin!« und warf mir die cubanische Fahne zu, die er in einem Bündel unter dem Arm trug. Ich fing die Fahne auf und lief davon, aber nicht nach Hause, sondern in die Metzgerei an der Ecke. Ich hatte Angst, aber meine Neugier war stärker. Auf einmal tauchte Armando Feito wieder auf, und ich gab ihm die Fahne zurück. Der arme Feito hatte nicht mehr lange zu leben. Aus dieser Straßenschlacht ist er noch herausgekommen, aber in den ersten Jahren der Batista-Regierung haben sie ihn aus seiner Wohnung geholt und ihn und seinen Schwager umgebracht. Er ist sehr jung gestorben. Ich kannte viele andere unter den Studentenführern: Quintanita, der ein großer Redner war. Vor dem Unfallkrankenhaus ist er immer auf eine Mauer geklettert und hat Reden gehalten an die Patienten, die ins Hospital wollten und hat sie gegen die Regierung aufgehetzt. Aber als die Leute merkten, wovon er redete, haben sie lieber kehrtgemacht und das Krankenhaus Krankenhaus sein lassen. Auch Miguel de Miguel habe ich gekannt, der zusammen mit Chacho Hidalgo gestorben ist; ein großer Junge, ein bißchen dick. Und Manco León, und viele andere, die ich vergessen habe. Meistens trafen sie sich im Haus eines Schneiders in der Straße Virtudes. Dort war damals eine Sanitätsstation und daneben hatte der Schneider sein Haus. Wenn die Verletzten aus der Sanitätsstation

kamen, gingen sie immer zu diesem Schneider. An der Straßenfront hatte er seine Werkstatt und die Familie lebte im Hinterhaus. Ich glaube, er wohnt heute noch dort. In Cuba wurde es immer schlimmer und schlimmer. Nirgends gab es Arbeit, und weder die Unternehmer noch die Regierung wollten Leute einstellen. Im Gegenteil: überall wurde abgebaut. Und wer das Glück hatte, eine Stellung zu haben, dem kürzten sie den Lohn zusammen oder blieben ihm monatelang sein Geld schuldig. Auch ich fand nirgends Arbeit. Ich schlug mich mit dem bißchen Geld durch, das ich hatte. Und manchmal verdiente ich mir ein paar Dollars als Krankenpflegerin; bis ich eines Tages meine Miete nicht mehr zahlen konnte; und nach acht Tagen war der Gerichtsvollzieher mit der Räumungsklage da. Da habe ich mich von einem Tag auf den anderen entschlossen, ins Palmblattviertel zu ziehen. Am Anfang dachte ich, ich könnte es nicht aushalten. Aber nach einer Weile traf ich dort viele alte Bekannte und das machte es erträglicher. Die meisten, die dort wohnten, waren anständige und fleißige Leute. Aber sie hatten viele Kinder. Und wie soll man es mit vielen Kindern zusammen in einem kleinen Zimmer aushalten, wo man kaum die Miete zahlen kann? Und was das betrifft, hatten sie es im Palmblattviertel besser. Freilich gab es kein Wasser in den Häusern. Man mußte jeden Tropfen von weit weg herholen. Und die Böden waren aus Lehm. Bequem war es nicht. Aber man hatte wenigstens mehr Platz und man brauchte keine Miete zu zahlen und schlief nicht jeden Abend ein mit der Angst, am nächsten Tag auf der Straße zu sitzen. Meinen Freunden paßte es nicht recht, daß ich ins Palmblattviertel zog. Hinterher sagten sie, das hätte ich doch nicht nötig gehabt. Ich hätte doch zu ihnen ziehen können. Aber den meisten ging es damals sehr schlecht und sie hatten selber nichts. Ihnen wollte ich nicht zur Last fallen; und die paar anderen, denen es gut ging, haben mir nie gesagt, ich könnte zu ihnen kommen. Denen war es gleich, ob ich am Verhungern war oder nicht. Niemals werde ich den Tag vergessen, an dem ich im Palmblattviertel ankam. Es war der 25. November 1931 um halb acht Uhr in der Frühe. Damals war es nicht so einfach, im Palmblattviertel unterzukommen, wie die Leute glauben. Zuerst mußte man einen Antrag stellen und Empfehlungsbriefe bringen. Dann kosteten die Hütten, so elend sie auch waren, ein ganzes Stück Geld. Ich zahlte alles auf einmal und sie sagten mir: »In einer Woche kannst du einziehen.« Ich kam also nach einer Woche mit einem Bauernkarren an, darauf waren alle meine Sachen gepackt. Aber von meiner Hütte standen nur die Pfähle. Sie sah wie ein Käfig aus. Es fehlten die Wände und das Dach. Die Hütten in diesem Viertel waren alle mit getrockneten Palmblättern ausgeschlagen und gedeckt. Darum hieß es ja

das Palmblattviertel. Nun hatten sie mir das ganze Geld abgeknöpft und dafür ein Haus gegeben, daß nur aus ein paar Stecken bestand. Ich sagte aber nichts und packte alle meine Sachen aus und richtete mich ein. Aber am selben Abend, ungefähr um 7 Uhr, fing es plötzlich fürchterlich zu regnen an und ich mußte mich unter das Bett legen und ein großes Stück Wellblech darüber legen, sonst wäre alles naß geworden. Das ging drei Tage lang, bis mir die Familie nebenan sagte, ich könnte bei ihnen schlafen, bis die Hütte fertig wäre. »Denn in diesem Regen«, sagten sie, »holst du dir den Tod.« Nach einem Monat traf ich den Bauern wieder, der mir beim Umzug geholfen hatte. Und er sagte, er wollte mir helfen. Ich hatte inzwischen schon herausgefunden, wie man es macht, und hatte mir eine Menge Palmblätter besorgt. Es fehlten mir nur noch die Nägel. Die Palmblätter kamen alle aus der Zigarrenfabrik La Gloria. Die Tabakbauern lieferten den Tabak in großen Ballen ab, und jeder Ballen war in getrocknete Palmblätter eingeschlagen. Dort in der Zigarrenfabrik konnte sich jeder Palmblätter holen, so viel er wollte. Mein Freund, der Bauer, besorgte mir die Nägel und wir fingen an, das Haus auszuschlagen und zu decken. In ein paar Tagen waren wir damit fertig. Nach der ersten Nacht in meiner Hütte wachte ich mit einem fürchterlichen Rausch auf, weil das ganze Haus durch und durch nach Tabak roch. Ich mußte noch eine ganze Woche lang bei offenen Türen schlafen, bis der Geruch verschwunden war.

1940

Nach sieben Jahren eines »provisorischen Zustandes«, das heißt, einer Militärdiktatur des ehemaligen Sergeanten Fulgencio Batista mit fadenscheiniger parlamentarischer Fassade, erzwingt die Neuorientierung der amerikanischen Außenpolitik unter Roosevelt eine Art Liberalisierung des Regimes. Eine neue Verfassung wird in Kraft gesetzt, die nicht nur die klassischen demokratischen Bürgerrechte garantiert, sondern sogar eine Bodenreform vorsieht, und den Gewerkschaften größere Möglichkeiten einräumt. Leider spielt das Dokument in der Praxis nur eine geringe Rolle. Aus dem Wahlkampf geht, wie erwartet, Batista als Sieger hervor. Die Zuckerernte beläuft sich auf 3 400 000 Tonnen und ist 104 Millionen Dollars wert. Frankreich kapituliert vor den Deutschen; in México wird Trotzki ermordet; die Japaner besetzen Viet-Nam; Mueller entdeckt in Chicago das DDT.

In dieser Zeit ist in unserem Viertel ein großes Unglück passiert. Angefangen hat es damit, daß ich eines Tages ein großes Geschrei hörte und nachsah, was los war. Ich fand eine Frau auf einem Feldbett liegen. Sie hatte sich den Schuh ausgezogen und schlug damit auf ein kleines Mädchen von neun Jahren ein. Ich fragte sie: »Was ist los?« Sie sagte mir: »Das

Kind will nicht folgen und mir geht es sehr schlecht. Ich bin am Sterben.« Ich sagte ihr: »Laß doch das Kind in Ruhe! Ich kann dir ja helfen, wenn du Hilfe brauchst!« Die Nachbarn sagten mir, daß diese Leute erst vor ein paar Tagen in unser Viertel gekommen waren. Die Hütte, die sie gebaut hatten, war winzig. Nichts hatte darin Platz außer einem Feldbett und zwei Kisten. Zwei Tage später ist die Frau gestorben. Als ich es erfuhr, wurde sie gerade begraben. Und ich lief hin und sah, daß sie drei Töchter und einen Buben hinterließ. Als sie den Sarg holten, traf ich den Vater der vier Kinder und sagte ihm, er solle sich keine Sorgen machen, ich würde mich schon um die Kinder kümmern. Ich schickte die größte Tochter zum Petroleumhändler und sagte ihr: »Treffen wir uns an dem großen Baumwollbaum! Dann könnt ihr zu mir nach Hause kommen.« Mit Hilfe meiner Freundin Evangelina haben wir zusammen das Zimmer ausgeräumt und alles auf das Feldbett geworfen. Dann haben wir es auf den Schuttplatz getragen und verbrannt. Als ich nach Hause kam, lagen die Kinder schon im Bett und schliefen. Ich machte ihnen etwas zu essen. Und als ihr Vater vom Friedhof zurückkam, kochte ich auch für ihn etwas und sagte ihm, er könne sich ein Bett in den Hof stellen und dort schlafen, bis er sich für seine Kinder eine neue Hütte gebaut hätte. Nebenan gäbe es noch Platz und ich könnte, solange er am Bauen sei, auf seine Kinder aufpassen. Er sagte mir: »Vielen Dank!« Und da die Kinder mir zur Hand gingen und die Sache eilig war, bauten wir ihnen in zwei Tagen eine Hütte und besorgten ihnen in der Nachbarschaft das Nötigste. Als das Haus fertig war, verschwand der Mann, und ich habe ihn dann nie mehr wieder gesehen. Um seine Kinder hat er sich nicht weiter gekümmert. Ich brachte ihnen alle Tage etwas zu essen. Am Morgen kam ich immer mit dem Frühstück. Aber nach drei Monaten fingen sie an, sich selbständig zu machen. Und schon in der Frühe, bevor ich ihnen das Frühstück brachte, liefen sie in die Stadt. Ich kümmerte mich nicht weiter darum, weil ich dachte, sie würden schon irgendwo etwas zu essen kriegen, bis mir eine Nachbarin sagte, daß sie die Jüngste den ganzen Tag im Haus eingesperrt ließen und erst spät abends zurückkehrten. Die Kleine hatte also den ganzen Tag nichts zu essen. Am anderen Tag standen wir in aller Frühe auf, meine Nachbarin und ich, um mit den größeren Kindern zu reden und nach dem kleinen Mädchen zu sehen. Sie war sehr dünn, ganz abgemagert war sie. Ich brachte sie zum Doktor Vilá, der uns damals im Viertel sehr viel geholfen hat. Der Doktor hat sie untersucht und zu mir gesagt: »Manuela, dieses Mädchen ist völlig unterernährt, und ich weiß nicht, ob ich sie retten kann. Wir werden tun, was wir können, aber es wird nicht leicht sein.« Dann gab er mir ein paar Flaschen Medizin für sie.

Ich sagte ihren Geschwistern, sie sollten die Tür offen lassen, damit ich mich um ihre kleine Schwester kümmern konnte, und das taten sie auch. Aber als ich am nächsten Morgen kam, um ihr die Medizin zu geben, hatten die älteren Geschwister alles ausgetrunken. Vier oder fünf Tage später hörte ich in aller Frühe einen großen Lärm nebenan. Ich stand auf und sah nach, und da standen sie alle um das Bett der kleinen Schwester herum, die am Sterben war. Ich sagte ihnen: »Schreit nur und heult nur, aber es ist eure Schuld, weil ihr davongelaufen seid und habt sie im Stich gelassen!« Gegen acht Uhr früh ist die Kleine gestorben. Ich sagte den Nachbarn, sie sollten sie nicht anrühren, ich würde ein Tuch holen um sie zuzudecken. Ich habe sie nicht gekämmt und gewaschen, sondern so gelassen, wie sie war: ausgestreckt auf einer Decke. Ich habe sie nur zugedeckt. Ich sagte den Nachbarn, sie sollten bei ihr bleiben, ich ginge jetzt zum Bürgermeister, um die Polizei zu holen. »Hör zu, Rufino«, sagte ich dem Bürgermeister, »ich möchte, daß du die Polizei holst, damit sie ein Protokoll aufnehmen.« Und er fragte mich: »Was für ein Protokoll?« Ich sagte: »Die Kleine da drüben, eines von den Waisenkindern, ist gestorben.« »Und deshalb sollen wir ein Protokoll aufnehmen?« »Ja, ein Protokoll, weil das Kind vor Hunger gestorben ist.« »Aber Manuela, das glaube ich nicht. Was sagst du denn da?« »Du wirst es schon glauben müssen. Geh und hol die Polizei! Denn wenn du nicht gehst, gehe ich selber!« Sie haben dann das Protokoll aufgenommen, und die ganze Sache hat einen großen Staub aufgewirbelt. Sogar die Zeitungen haben darüber geschrieben. Am selben Nachmittag haben sie den Sarg gebracht, und ich habe sie hineingelegt und hinausgetragen bis zum Leichenwagen. Die Älteste von den Kindern hat dann bei der Firma angerufen, wo ihr Vater arbeitete. Aber gekommen ist er nicht. Ich aber sagte zu den Kindern: »Heult nur! Heult nur! Sie hat sterben müssen, damit ihr es besser habt!« Und so war es auch. Ungefähr um diese Zeit hat sich Batista zum Präsidenten der Republik gemacht. Und scheinbar haben ihn die vielen Bettler und die armen Leute auf den Straßen von Habana gestört, auf einmal fiel die Polizei über sie her und verhaftete jeden, der auf den Straßen bettelte oder in den Hauseingängen schlief. Zuerst haben sie sie ins Untersuchungsgefängnis gesteckt. Aber dann, um sie loszuwerden, haben sie sie zu uns ins Palmblattviertel geschickt. Die Regierung gab ihnen etwas zu essen und ein Feldbett; aber weil sie nicht die geringste Aussicht hatten eine Arbeit zu finden, kamen sie aus dem Elend nicht heraus. Unser Viertel fing an zu wachsen und zu wachsen. Viele sind hier eingezogen, aber herausgekommen ist kaum einer.

1954

Die Diktatur Fulgencio Batistas, der vor zwei Jahren durch einen Staatsstreich der Armee erneut ans Ruder gekommen ist, wird durch Scheinwahlen legalisiert. Cuba bricht die diplomatischen Beziehungen zur Sowjetunion ab. Die revolutionäre Bewegung wächst im ganzen Land. Auf der Pinieninsel sitzen die Verschwörer gefangen, die mit ihrem Angriff auf die Moncada-Kaserne in Santiago de Cuba das Signal zum Aufstand gegeben haben, unter ihnen der Rechtsanwalt Dr. Fidel Castro. Die Cubanische Bank für Außenhandel wird gegründet, um ein Export-Kartell für die Zuckerproduzenten zu organisieren. Die wirtschaftliche Lage ist infolge des Korea-Booms günstig, der Zuckerpreis erreicht eine neue Rekordhöhe. Die Produktion ist auf 5 300 000 Tonnen gestiegen. Der Erlös liegt bei 406 Millionen Dollars. »Tauwetter« in der Sowjetunion; das Tagesgespräch der Pariser Kritiker ist der *nouveau roman*; Giap besiegelt in Dien Bien Phu die Niederlage der Franzosen.

Es ging mir nicht gut. Ich wußte selber nicht, was mir fehlte, aber ich hatte überall Schmerzen. Eines Tages tat mir mein eines Bein so weh, daß ich zur Rettungsstelle von Luyanó ging. Dort hat mich der Doktor Santiesteban untersucht. Er hat mir den Kaffee, die Milch, die Schokolade und Limonaden aller Art verboten. Er sagte mir, ich dürfe nichts zu mir nehmen außer Apfel- und Orangensaft. Und jeden Abend, bevor ich ins Bett ging, sollte ich ein Abführmittel nehmen. Das habe ich noch am ersten Abend getan, aber es wurde mir so übel davon, daß ich es nach dem zweiten Mal bleiben ließ. In sieben Monaten habe ich 47 Pfund verloren. Ich sah aus wie ein Stecken. Eines Tages ging es mir so schlecht, daß ich in die Poliklinik ging und mich dort auf dem Fußboden hinsetzte, gleich neben die Tür, und sagte: »Ich rühre mich nicht von der Stelle bis ein Arzt kommt und hilft mir.« Schließlich kam der Doktor Regalado an, den ich vom Palmblattviertel her kannte. Wie er mich sah, fragte er gleich, was mit mir los war. Er hat mich auf der Stelle untersucht, und dann hat er mir gesagt, ich hätte ein Herz wie ein Pferd. Das einzige, was mir fehlte, war Unterernährung und ich sollte essen, was ich nur kriegen konnte. Am selben Abend lief ich zu Adolfito, dem Metzger, und kaufte mir ein Rumpsteak für 15 Centavos. Ich kochte mir Reis, briet mir Bananen in der Pfanne und machte mir einen Kressensalat an. Und das alles kam mir noch viel zu wenig vor. Das Fleisch auf dem Teller sah auf einmal ganz winzig aus. Ich spürte, wie mir der Magen aufging und aß drei Stück Fleisch, bis ich nicht mehr konnte. Der Doktor Regalado hat mir das Leben gerettet. Er war ein Schwarzer und wohnte in der Nähe des Palmblattviertels. Ich glaube, er hat nicht viel verdient, denn er lebte von den armen Leuten. Im Jahre 1954, unter der zweiten Diktatur Batistas, fielen auf einmal die Sozialarbeiter über das Viertel her, um uns zu helfen. So

hieß es wenigstens. Am Anfang glaubten wir auch daran. Aber wir fanden bald heraus, daß es mit ihrer Hilfe nicht weit her war. Den Einzigen, denen das Ganze auf die Beine half, waren die, die uns auf die Beine helfen sollten. Sie holten sich jeden Monat ihr Gehalt ab und lebten nicht schlecht davon. Eine von den Sozialarbeiterinnen kannte ich ganz gut. Sie hieß María Isidora Ross. Sie kam fast jeden Tag den Hohlweg heruntergelaufen, um sich mit mir zu unterhalten. Einmal hat sie mir einen Kuchen versprochen für meinen Namenstag. Auf diesen Kuchen warte ich heute noch. Mit meiner Gesundheit sah es nach wie vor ziemlich schlecht aus. Da fing María Isidora an, mir vom Altersheim Artimisa zu erzählen. Dort wäre man gut versorgt. Es gäbe auch einen Arzt, gutes Essen und gute Pflege. Sie fuhr mich im Auto hin. Aber es war nicht so leicht, ins Altersheim hereinzukommen. Die Direktorin sagte, sie hätte kein Bett frei. Aber María Isidora gab es nicht auf, und nach einigem Hin und Her sagte die Direktorin, ich könnte solange bleiben, bis die alte Frau wiederkäme, die früher mein Bett hatte. Dann müßte sie mich allerdings auf die Straße setzen. So hat sie geredet, als wäre ich ein Hund. Sie sagte mir, am nächsten Tag würden sie mich untersuchen. Aber ich habe in diesem Altersheim nie einen Arzt gesehen, nur alte Weiber. Nie habe ich gedacht, daß es so viel alte Weiber gibt; und erst, als ich eine Woche dort war, habe ich eingesehen, daß ich inzwischen selbst ein altes Weib geworden war. Ich bin am 10. Dezember 1954 ins Altersheim gegangen. Am liebsten würde ich meine ganze Zeit dort vergessen, denn es war eine scheußliche Zeit. Das Heim gehörte den Klosterfrauen. Die Direktorin war sehr grob, sehr reich und sehr befehlshaberisch. Weil sie die »Schwester Oberin« war, glaubte sie, sie könnte uns alle herumkommandieren. Sie besaß eine Menge Grundstücke, auf denen die armen Leute ihre Hütten aufgeschlagen hatten. Und sie hatte María Isidora beauftragt, nach und nach alle diese alten Leute herauszuholen und ins Altersheim zu schicken, damit das Grundstück frei wurde. So haben die beiden mit vereinten Kräften sehr viele alte Leute hereingelegt. Die Betten im Altersheim waren nicht schlecht, und die Bettwäsche war immer sauber. Aber die Kleider, die sie uns gaben, waren lauter Lumpen; und das Essen war miserabel. Alles war nur halb gekocht, das Gemüse nicht geputzt und die Kartoffeln nicht geschält. Es war ein Fraß wie für die Schweine. Das einzige Mal, daß ich im Altersheim Fleisch gesehen habe, war, als ein Hase durch den Garten lief. Zum Frühstück gab es Milch mit Wasser statt Kaffee drin, und das Brot war alt und vertrocknet. Jedesmal, wenn María Isidora ins Altersheim kam, haben sie ihr Gemüse, Obst, Hasenbraten, ein Huhn oder Eier aufgetischt. Dafür hat sie den Nonnen auch geholfen, das Unkraut auf

ihrem Grundstück auszurupfen. Das war immer María Isidoras größte Schwäche: sie war verfressen. Mit den alten Frauen waren die Nonnen sehr streng. Sie wollten uns nicht aus unseren Zimmern herauslassen, weil sie sagten, wir machten alles schmutzig. Wie kleine Kinder haben sie uns behandelt! Besuche von draußen gab es überhaupt nicht. Solange ich dort war, habe ich nie etwas von meinen Freunden oder von den Leuten aus dem Palmblattviertel gehört. Im ganzen Altersheim gab es keine Zeitung. Einmal bekam ich zufällig eine Illustrierte in die Hand. Aber eine Nonne hat mich beim Lesen erwischt und mir die Illustrierte weggenommen, weil sie sagte, es wären lauter nackte Weiber drin. Die Nonnen paßten scharf darauf auf, daß die alten Frauen sich nicht mit den alten Männern unterhielten, aber sie haben es nicht verhindern können. Das beste Rendez-vous war die Kirche am Sonntag. Die Alten drehten kleine Zigarren und verkauften sie in der Stadt, und deshalb hatten sie immer ein paar Centavos zum Herschenken in der Tasche. Eines Tages kam Besuch ins Altersheim, eine dunkelhaarige Frau. Ich weiß nicht, wer sie war, aber es muß ein sehr wichtiger Besuch gewesen sein, denn die Nonnen machten ihr viele Komplimente und zeigten ihr alles. Sie zeigten ihr sogar die Speisekammer, damit sie sehen sollte, wie gut wir es hatten. Als die Frau sah, was da alles in der Speisekammer hing, sagte sie: »Ihr werdet hier wirklich verwöhnt!« Das sagte sie zwei- oder dreimal, bis ich mich nicht mehr halten konnte und sagte: »Ja, dort an der Decke hängt der geräucherte Fisch und der Schinken, aber hier sieht es anders aus!« Und ich zeigte auf meinen Magen. Die Nonne hat die Augen verdreht, aber sie konnte nichts machen. Am Schluß war ich die »gute Pflege und das gute Essen« dermaßen leid, daß ich beschloß, auf und davon zu laufen. Es war leichter, als ich gedacht hatte. Ich hatte nichts als meine schmutzigen Lumpen an, weil sie uns seit zwei Wochen nichts Frisches gegeben hatten. Ich bin einfach durch das offene Gittertor gelaufen, und niemand hat mich gesehen. Draußen auf der Straße rannte ich, so schnell ich konnte, davon, bis ich einen Haufen Kinder traf. Die fragte ich, ob sie nicht ein paar Centavos für mich übrig hätten. Sie haben 6 Centavos zusammengebracht, und dann kam ein größerer Junge, der in seinen Taschen herumsuchte und mir schließlich 18 Centavos gab. Ich hielt den ersten Autobus an, der vorbeikam, und gab dem Schaffner alle Münzen, die ich in der Hand hatte. Er zählte und sagte: »Das Geld reicht nicht! Der Fahrschein in die Stadt kostet 45.« Und ich hatte nur 24 Centavos! »Also gut«, sagte ich, »dann fahre ich eben mit, soweit mein Geld reicht.« Aber er wollte nichts davon hören. Am Ende haben die Leute, die hinter mir saßen, für mich bezahlt. Ich bin in der 23. Straße in Vedado ausgestiegen. Dort wohnte die Familie Núñez, die

ich von früher her kannte. Raúl Núñez fragte mich: »Wo bist du nur die ganze Zeit gewesen? Wir haben, ich weiß nicht wie oft, im Altersheim angerufen. Und erst haben sie gesagt: Eine Manuela haben wir nicht. Und ein anderes Mal: Manuela ist nicht mehr hier.« Das war, weil sie mich dort niemals telefonieren ließen. Es war den Insassen verboten, das Telefon zu benützen. Die Núñez fragten mich, ob ich was zu essen wollte, und ich sagte ihnen, mein einziger Wunsch wäre ein Schluck Kaffee. In der ganzen Zeit im Altersheim habe ich keinen Schluck Kaffee getrunken. Und ich habe mir oft gedacht: »Mit dem ersten Geld, das du in die Hand bekommst, gehst du in ein Café und trinkst eine Tasse nach der andern bis zum letzten Centavo.« Aber komisch, sobald ich in der Freiheit war, hatte ich keine Lust mehr darauf. Die große Kanne, die mir die Núñez auf den Tisch stellten, muß meinen Kaffeedurst ein für allemal gestillt haben. Am andern Tag bin ich in das Palmblattviertel zurückgekehrt. Ich war schlechter angezogen und sah schmutziger aus als zuvor. Alle meine Kleider von früher haben sie im Altersheim behalten. Ein paar Tage nach meiner Flucht las ich in der Zeitung *El Mundo* einen Artikel. Darin schrieben sie etwas von einer alten Schullehrerin, die im Palmblattviertel gelebt hatte. Der hätten sie einen Platz im Altersheim besorgt, und dort wäre sie gut aufgehoben gewesen. Aber dann sei sie durchgebrannt, um wieder ins Palmblattviertel zurückzukehren. »Diese Leute«, hieß es, »wollen es einfach nicht besser haben. Sie sind alle undankbar und es ist ihnen nicht zu helfen.« Ich glaube, damit haben sie mich gemeint. Mein ganzes Leben lang wäre ich gern Schullehrerin geworden. Aber nachdem ich nie habe in die Schule gehen können, nicht einmal um etwas zu lernen, glaube ich kaum, daß ich mich hätte als Lehrerin zur Ruhe setzen können, nicht einmal als Kindergärtnerin. Ich habe im Altersheim Artimisa elf Monate zugebracht und ich kann euch sagen, es war die schlimmste Zeit meines Lebens.

1959

Am 1. Januar verläßt Fulgencio Batista, begleitet von einer Schar seiner Komplizen, fluchtartig das Land. Am folgenden Tag zieht Fidel Castro mit dem siegreichen Rebellenheer in Habana ein. Er übernimmt jedoch kein Regierungsamt. Ein Übergangskabinett wird gebildet; nur drei von siebzehn Ministern tragen das Olivgrün der Guerrilleros; Urrutia, ein bürgerlicher Politiker, wird Präsident. Die Agrar- und die Stadtreform wird beschlossen. Die Mieten werden halbiert, konterrevolutionäre Gutsbesitzer werden enteignet, die Spielcasinos geschlossen. Das Telefonnetz des Landes, bisher in den Händen eines amerikanischen Monopols, wird unter cubanische Kontrolle gestellt. Es

kommt zu den ersten Spannungen und Machtkämpfen zwischen den einzelnen Fraktionen der Front gegen Batista. Urrutia tritt zurück. Fidel Castro wird Ministerpräsident. Der amerikanische Großgrund- und Grubenbesitz wird enteignet. Washington protestiert gegen die Bodenreform. Castro hält immer noch antikommunistische Reden. Ernesto Che Guevara wird zum Präsidenten der Nationalbank ernannt. Die Zuckerernte erreicht 5 800 000 Tonnen, sie ist 590 Millionen Dollars wert. Chruschtschow zieht vor den Vereinten Nationen seine Schuhe aus; De Gaulle liquidiert den Algerienkrieg; in Godesberg lassen die deutschen Sozialdemokraten den Sozialismus fahren; die Rückseite des Mondes wird photographiert.

Die Leute im Palmblattviertel wurden immer frecher, aber dafür ging es ihnen auch besser, und keiner ist mehr vor Hunger gestorben. Allerhand neue Geschäfte kamen damals auf, zum Beispiel das mit dem Marihuana. Davon hatte ich schon länger reden hören, aber ich wußte nicht recht, was es eigentlich war, bis es mir meine Freundin Adela erklärt hat. Die anderen haben mich nur ausgelacht und gesagt: »Was, du willst eine Mexikanerin sein und weißt nicht, was Marihuana ist!« Später bin ich daraufgekommen, wer das Zeug unter die Leute gebracht hat. Es waren die Polizisten, die hatten das ganze Geschäft in der Hand. Und der Hauptlieferant war der Chef des Rauschgift-Dezernats. Einmal die Woche ist er in unser Viertel gekommen und hat für dreihundert Pesos Ware mitgebracht, und seine Leute mußten sich verpflichten, ihm jedesmal eine solche Lieferung abzunehmen. Macaguero hat er geheißen. Zwei andere Polizisten, Marquez und Huerta, hatten immer Kokain dabei, aber sie mußten es selber schnupfen, denn es soll so teuer sein, daß die Leute in unserm Viertels sichs nicht leisten konnten. Am Ende rauchten fast alle Marihuana, von den Frauen bis zu den kleinen Kindern. Überall haben sie geraucht, aber ihr Lieblingsplatz war am Eingang, gleich gegenüber von meiner Hütte, denn von da aus konnten sie von weitem die Polizei sehen, wenn etwas los war. Auch aus der Stadt kamen viele Kunden. Denen verkauften sie das Zeug für vierzig oder fünfzig Pesos das Pfund. Es war ein gutes Geschäft, denn die Polizei brachte ihnen die Päckchen ins Haus und sie brauchten nur stillzusitzen, bis die Kundschaft kam. Viele Leute waren froh, weil das Marihuana ihnen genug zum Essen einbrachte, und sie brauchten nicht mehr in den Mülleimern herumzuwühlen. Mit dem Hungern war es vorbei, alle hatten sie Geld in der Tasche und kauften sich neue Schuhe, weiße oder zweifarbige, und schickten sie jeden Tag zum Schuhputzer. Aber dafür wurden sie auch immer unverschämter. Immer gab es Streit und Verbrechen, und mit dem Glücksspiel ging es wieder aufwärts. Es gab auch sonst allerlei, was mich geärgert hat, aber was wollte ich machen. Auf mich hörte ja keiner. Zum Beispiel Felipitos Haus gleich gegenüber, das war so ein Schlupfwinkel. Nicht daß sie mich schlecht behandelt hätten.

Felipito war immer ganz höflich zu mir, und der Junge, mit dem er zusammenlebte, Chuchi, war auch sehr freundlich. Nur die Tür ließen sie immer offenstehen, wenn die Frauen zu ihnen ins Haus kamen. Die meisten hatten zwei oder drei Männer, und mit denen gingen sie in sein Hinterzimmer. Aber es waren auch kleine Mädchen dabei, die fingen schon mit zehn Jahren an. Bei Felipito konnte man alles machen, was einem einfiel, nur zahlen mußte man stundenweise. Als Felipito starb, erbte Chuchi das Haus seines Beschützers und auch sein Geschäft. Er verstand sich aufs Nähen und machte den Leuten ihre Kostüme für den Fastnachtsumzug. Wenn der Karneval kam, war das ganze Haus voll von Frauen und Schwulen. Da saßen sie und nähten den ganzen Tag. Für die Buben aus dem Viertel hatte Chuchi immer ein Geschenk parat. Dann lud er sie in sein Haus ein und ließ sie zuschauen, wie er mit anderen Jungens seine Sachen trieb, solange bis sie auch mitmachten. Wenn die Neulinge dann soweit waren und hatten ihre Lektion gelernt, dann nahm er sie zu seinen Kunden in der Stadt mit. So hat er viele Strichjungen abgerichtet. Das war sein Geschäft. Ich kannte seine Schliche, aber ich konnte nichts machen. Denn die Mütter wären alle über mich hergefallen, wenn ich ihnen das Geschäft verdorben hätte. Die Strichjungen kamen nämlich nie mit leeren Händen aus der Stadt zurück, und zu Hause fiel immer etwas dabei ab. Die Mütter hatten einen Narren an Chuchi gefressen. Er war auch zu allem geschickt und immer so hilfsbereit, einmal machte er ihnen eine Frisur, ein andermal wusch er ihnen ihre Kleider oder nähte ihnen einen Rock. Wenn sie ihn trafen, dann hieß es immer gleich: »Chuchi, gut daß ich dich treffe, kannst du mir nicht diese Bluse bügeln?« Chuchi war das Mädchen für alles. Ein anderes Geschäft für die Leute im Palmblattviertel war die Sache mit den Regenschirmen. Der Hügel bei uns in der Nähe, der Eselsrücken, war ein Lieblingsplatz für die Liebespärchen von Habana. Das hatten die Buben bald heraus, und wenn sie ein Pärchen sahen, schrieen sie: »Los, ins Puff mit euch, ins Puff!«, bis die beiden davonliefen. Oder, wenn sie sich nicht stören ließen, dann schauten die Buben ihnen dabei zu und lachten und schrieen, und auch die Erwachsenen kamen gelaufen und schauten zu. Schließlich kamen sie auf die Idee, Regenschirme mitzubringen, und die vermieteten sie dann an die Liebespärchen, damit die ihre Ruhe hatten und unter dem Schirm machen konnten, was sie wollten. Noch ein anderes Geschäft war das mit den Wahlen. Der letzte Bürgermeister des Viertels war ein eifriger Batista-Anhänger, und bei den Wahlen unterstützte er immer die Regierung. Dabei sprang eine Menge Geld für ihn heraus. Beim letzten Mal haben sie bis zu zehn Pesos für eine Stimme bezahlt. Das Wahllokal Nr. 4 sollte in meiner Hütte eingerichtet

werden, aber der Bürgermeister hat es verhindert; er wollte selber auf alles aufpassen. Mir war es recht, denn sonst hätte ich für eine ganze Woche ausziehen müssen. Aber genützt hat es ihm auch nichts, denn mitten in dem ganzen Wahltrubel fiel ihnen ihr ganzes Kasperltheater auf den Kopf: Eines Tages wachten sie auf und hörten, daß Batista davongelaufen war, und die Revolutionäre hatten die Macht übernommen. Aber Unkraut verdirbt nicht. Die Leute bei uns im Viertel haben sich bald gefangen. Einen Tag später waren sie schon »auf der Seite der Revolution«, das heißt, machten sich daran, die Häuser der Batista-Leute auszuplündern. Sie dachten wohl, jetzt könnte ihnen nichts passieren, wo doch Revolution war, und sie könnten tun und lassen, was ihnen gerade einfiel. Als erstes fielen sie über Cocosolos Laden her. Ihn selber erwischten sie nicht, weil ihm jemand Bescheid gesagt hatte, da hat er sich in der Stadt versteckt. Aber über seine Frau haben sie sich hergemacht, bis sie halbtot war. Sie mußte ins Krankenhaus, eine Operation hat ihr das Leben gerettet. Sie war nicht mehr jung, ungefähr fünfundvierzig, aber sehr weißhäutig. Die Mulatten sollen besonders wild nach ihr gewesen sein. Am nächsten Tag war das ganze Viertel voller Glasscherben. Die Leute hatten soviel Schnaps gesoffen, daß sie am Schluß mit den Flaschen herumwarfen. So ging es zu, bis eines Nachts um zwölf Uhr herum die Miliz ins Viertel kam und eine Razzia machte. Es gab eine fürchterliche Schießerei. Alle Waffen wurden beschlagnahmt. Fast in jedem Haus fanden sie Pistolen und feststehende Messer. Viele sind verhaftet worden, einige wollten sich nicht erwischen lassen, aber die Miliz hat alle erschossen, die nicht stehenblieben. Einem Mulatten aus der Nachbarschaft haben sie vier Pistolen abgenommen. Den konnte ich schon lang nicht leiden. Er war sehr hochmütig und trug immer einen dicken Ring am kleinen Finger. Sie steckten ihn auf ein paar Jahre ins Gefängnis, und das geschieht ihm recht. Nach dieser Nacht passierte etwas Sonderbares: Am andern Morgen war das ganze Viertel grün. Ich weiß auch nicht, woher sie die Sachen hatten, aber sie trugen auf einmal alle miteinander olivgrün und waren Milizionäre geworden. Wie die Eidechsen nach einem Wolkenbruch. Zu Batistas Zeiten habe ich sie nie von was anderm reden hören, als wieviel sie für ihren Stimmzettel kriegten und woher die Schmiergelder kamen und was dabei heraussprang. Von allem möglichen haben sie geredet, nur von Fidel Castro nicht und nicht von der Revolution. Am Tag zuvor hatten sie nicht gewußt, wo die Sierra Maestra war, und jetzt auf einmal waren sie alle Revolutionäre und hatten große Sachen für die Revolution gemacht! Geholfen hat es ihnen auch nicht viel, denn die Miliz räumte weiter im Viertel auf, und mit den alten Geschäften war es aus. Nach einer Weile kamen

dann die Leute von der Fürsorge an. Zuerst haben wir der Sache nicht getraut. Denn als erste tauchte María Isidora wieder auf, und die kannten wir schon von Batistas Zeiten her. Aber dann blieben María und ihre Leute weg und es kamen ganz andere, neue Leute. Sie sagten uns, wir sollten alle neue Wohnungen kriegen, und nach und nach faßten wir Vertrauen. Tatsächlich dauerte es nicht lang, und die ersten Familien zogen in neue, möblierte Wohnungen um, und es hieß, daß sie ein ganzes neues Viertel bauen wollten mit lauter neuen Wohnblocks für uns. Nach einer Weile zeigte sich sogar, daß jeder eine Arbeit kriegen konnte. Das ganze Palmblattviertel ging auf den Bau, Männer und Frauen. Sogar der Che Guevara hat auf der Baustelle mitgeholfen. Die Regierung hat jedem, der auf den Bau ging, zweieinhalb Pesos am Tag Lohn gezahlt. Außerdem war das Essen frei, und sie fuhren uns mit dem Lastwagen hin und zurück, so daß die Leute auch noch das Geld für den Autobus sparten. Ich habe dann am Muttertag an Fidel geschrieben und habe ihm gesagt: »Ich will nur eins nicht, nach einunddreißig Jahren im Palmblattviertel in ein Altersheim kommen. Denn ich bin die ganze Zeit nicht faul gewesen, sondern habe mich um die Kinder und die Kranken gekümmert, und zum Dank will ich nicht ins Altersheim, sondern ich möchte gern einen Platz für mich allein.« Ich habe auch eine Antwort bekommen von Celia Sánchez, und sie schrieb, mein Fall sollte in Ordnung gebracht werden. Eine Woche später kam die Fürsorgerin und sagte, ich könnte bald umziehen in ein neues Viertel, La Perla. Am Tag vor dem Umzug haben sie uns dann mit dem Lastauto abgeholt, damit wir uns die Gegend anschauen konnten. La Perla kam mir vor wie ein Traum. In dieser Nacht hat bestimmt keiner von uns geschlafen. Wir überlegten uns, was wir alles mitnehmen konnten und was wir dalassen mußten. Alle wollten ihre Ziegen dabei haben. Meine neue Wohnung war ganz fabelhaft, mit einem kompletten Eßzimmer, zwei Stühlen, einem Bett, zwei Nachttischchen und einem Petroleumkocher. Die meisten meiner Nachbarn waren gegen die Revolution, obwohl ihnen die Revolution steinere Häuser gegeben hatte. Sie hatten für die Regierung nichts übrig und schimpften den ganzen Tag. Sie sagten, die Frauen, die in der Regierung arbeiteten, seien alles Lesbierinnen und was weiß ich. Das glaube ich nicht. Allerdings gab es in der ganzen Gegend keine Läden und zum Einkaufen war es weit. Die Häuser waren zwar gut, kein Vergleich mit unseren Hütten, aber sie wurden leicht naß, wenn es regnete. Schon nach ein paar Tagen ging mir das Klo kaputt, und es gab eine Überschwemmung im ganzen Haus. So ist es auch vielen anderen gegangen, von hundert Wohnungen sollen fünfundsiebzig ein kaputtes Klo gehabt haben. Es ist eben nichts vollkommen

auf der Welt. Im Palmblattviertel hatte ich mein Auskommen mit dem, was ich im Müll fand und mit meiner Wasserleitung. Wenn die Leute Wasser bei mir holen kamen, haben sie mir immer eine Kleinigkeit gegeben. Aber hier hatte jeder seine eigene Wasserleitung, und einen Müllhaufen gab es auch nicht. Ich kam trotzdem schnell zurecht. Ich hatte eine Freundin nebenan, mit der machte ich aus, daß ich bei ihr essen durfte. Dafür gab ich ihr alle meine Lebensmittelkarten ab. Dort bekam ich alle Tage einmal etwas zu essen, einen Teller Suppe, ein bißchen Reis und manchmal eine Gabelvoll Haschee. Ich esse nicht mehr viel, und sonst brauche ich nichts.

Nachbemerkung

Manuela Azcanio Alias ist am 30. Dezember 1890 in Frontera im mexicanischen Bundesstaat Tabasco geboren. Sie kam mit sechzehn Jahren zum ersten Mal nach Cuba und hat dieses Land seitdem als ihre Heimat betrachtet. Einunddreißig Jahre lang lebte sie in einem der Elendsviertel von Habana, Las Yaguas. Das Quartier hat seinen Namen wie die französischen und algerischen Bidonvilles vom vorherrschenden Baumaterial; dort Benzinkanister, hier Palmblätter. Die cubanische Ethnologin Aida García Alonso hat sich für diese Subkultur der Armut – ein umstrittener Terminus, den der Amerikaner Oscar Lewis geprägt hat – zu einer Zeit interessiert, da sie bereits am Verschwinden war: Das Palmblattviertel ist 1963 endgültig abgerissen worden. Aida Garcías Niederschrift erhebt wissenschaftliche Ansprüche; sie ist 1968 in Habana als Buch erschienen (*Manuela la Mexicana,* Casa de las Américas). Die deutsche Fassung ist, wie schon am Untertitel abzulesen, als soziologische Feldstudie nicht gedacht; sie geht daher ziemlich frei mit der Vorlage um. Die chronologischen Zwischentexte gehen auf die Kappe des deutschen Bearbeiters Hans Magnus Enzensberger.

Faure Chaumón
Der Angriff auf den Präsidentenpalast

Wie wir so in unseren Autos saßen, müssen wir viele Leute, darunter auch den einen oder anderen Batista-Anhänger, in Verwirrung gestürzt haben. Sie hielten uns wahrscheinlich für Agenten der Abwehr, denn wir waren zu viert in jedem Wagen und trugen die Waffen praktisch unverhüllt; die Handgranaten hatten wir uns an die Gürtel gehängt. Obwohl wir uns unterhielten und ab und zu lachten, drückten unsere vor Spannung starren Körper und der gleichförmige Ausdruck unserer Gesichter eine gewisse Angriffslust aus. Im Innern des Lastwagens »Fast Delivery« standen die Männer dicht aneinandergedrängt. Es war vollkommen dunkel und zum Ersticken heiß. Menelao rief einige aufmunternde Worte aus der hintersten Ecke des Lastwagens, wo er sich befand. Juan Pedro Carbó, José Machado, Tony Castell, Reinaldo Léon Llera und Evelio Prieto Guillaume waren sozusagen an die Tür geklebt und paßten auf, daß sie sich nicht öffnete, jeden Augenblick bereit, als erste herauszuspringen, um die übrigen Genossen beim Abspringen zu decken. Die Gruppe war durch die Witze, die dauernd hin- und herflogen, sehr aufgekratzt. Evelio mußte wegen der Hitze seine Jacke ausziehen. Er versäumte es aber nicht, eine Bemerkung darüber zu machen, daß man ihm seinen Gabardine durch zu viele Löcher ruinieren würde.

Die Türen des Lastwagens hatten einige Schlitze, durch die Carbó und Machadito die Umgebung beobachteten. Letzterer erblickte seine Freundin, die den Lastwagen in einer der Straßen vorbeifahren sah, und teilte das den Genossen voll Freude mit.

Ich kann bestätigen, daß wir in diesem Augenblick das Gefühl hatten, den glücklichsten Tag unseres Lebens zu erleben. Ich glaube, daß alle genauso empfanden, denn die Stimmung der Genossen war sehr ausgelassen, ja, es herrschte ein wahrer Jubel unter den Männern unseres Kommandos. Wir wußten, daß unser Angriff auf den Palast, der das Volk befreien sollte, eine Sache von historischer Bedeutung war, daß wir den Tyrannen zur Rechenschaft ziehen und der Welt ein großartiges Beispiel geben würden. Auf diesen Augenblick hatten wir alle lange gewartet, die ganze Zeit hindurch, da wir wie Tiere von der mordlustigen Polizei Batistas verfolgt

worden waren, eine Zeit der Ohnmacht, in der sie unsere Genossen umbrachten oder verschwinden ließen, wenn es ihnen gelang, sie zu fangen, wie im Falle Rubén Aldamas.
Carlos Auto fuhr an der Spitze, während ich den Lastwagen von hinten her deckte. Es war vereinbart worden, daß Carlos, falls vor dem Lastwagen ein Hindernis auftauchte, anhalten sollte, um es zu beseitigen, während ich mit dem zweiten Auto und dem Lastwagen die Fahrt zum Ziel fortsetzen würde. Wenn dagegen irgendetwas Unvorhergesehenes bei der Nachhut passierte, sollte es meine Aufgabe sein, zusammen mit meinen drei Gefährten damit fertig zu werden, während Carlos von dem Lastwagen gefolgt weiterfuhr. Sollte das Hindernis solche Ausmaße annehmen, daß es uns praktisch unmöglich wäre, zum Palast zu gelangen oder uns auf der Fahrt dorthin durch irgendein Zeichen zu verständigen, so verfügten wir über einen Notplan. Er sah vor, daß wir zum Polizeikommissariat fahren und es besetzen sollten, um von dort aus die weiteren Polizeistationen aufzurollen, und zwar mit den Waffen, die wir auf dem Kommissariat erbeuten würden. Wir hatten den Entschluß gefaßt, unter keinen Umständen umzukehren. Wir wollten uns dort dem Kampf stellen, wo es notwendig war. Ebenso hatten wir während unserer Vorbereitungszeit geplant, für den Fall, daß die Polizei uns in unserem Quartier entdecken und umzingeln würde, gewaltsam auszubrechen, und gegen den Sicherheitsdienst, das Ziel, das uns am nächsten war, gewaltsam vorzugehen. Wir glaubten, falls es so kommen sollte, davon noch immer rechtzeitig durch den Polizeifunk Kenntnis zu erhalten. Daraufhin hatten wir alles weitere organisiert: die Verteidigung unseres Gebäudes, die Art und Weise, wie wir uns mit den Männern in den beiden Wohnungen verständigen würden, und die Bestimmung des Ausgangspunktes, an dem wir uns formierten.
Der übrige Plan unserer »Kolonne« sah folgendermaßen aus: von der 17. Straße aus sollten wir nach O,Vapor, Espada, San Miguel, Campanano, Monserrate weiterfahren und von dort aus zum Palast. Die Federung des Lastwagens hatte nachgegeben und der hintere Teil schleifte fast am Boden. Ein Reifen hatte so viel Luft verloren, daß wir dachten, er sei geplatzt. Als der Lastwagen um die Ecke von Campanano bog, stieß die Radfelge gegen den Bürgersteig. Außerdem mußte ich ein paarmal im Zickzack fahren, wegen der parkenden Wagen, die in dieser Straße das Fahren erschwerten. Zweimal auf unserer Fahrt glaubten wir, daß nun der Augenblick eines Zusammenstoßes mit den Kräften der Abwehr gekommen sei: einmal, als sich bei San Miguel ein Streifenwagen der Polizei einige Häuserblöcke lang hinter den Lastwagen schob, ehe er in eine an-

dere Straße einbog. Wir fuhren ihm mit unserem Auto solange nach, bis er verschwand, und beobachteten genau die kleinste Bewegung der Insassen dieses Verfolgers, um sie notfalls anzugreifen. Das andere Mal, als sich der Chauffeur verfuhr und eine andere Straße einschlug, so daß Carlos uns verlor. Ich mußte umkehren, um die Straße nach Carlos' Wagen abzusuchen, und zufällig trafen wir uns vor dem Hause des Batista-Gangsters Rolando Masferrer wieder. Vor dem Eingang standen dicht zusammengedrängt Polizisten, Angehörige der Leibwache und bewaffnete Batista-Leute.

Aber wir fuhren an ihnen vorbei, ohne daß sie etwas bemerkten. Einigemale entfernte sich der Lastwagen etwas von uns wegen des dichten Verkehrs, und wir mußten schneller fahren, um ihn wieder einzuholen. Schließlich erreichten unsere drei Fahrzeuge gemeinsam, eines hinter dem anderen, über Monserrate den Zayas-Park. Von dort aus war der Präsidentenpalast zu sehen. Wir waren sehr ungeduldig.

Noch einmal verspätet sich unser Wagen wegen des starken Verkehrs. Ich sehe, wie Carlos um die Ecke des Parks in die Straße Colón einbiegt. Ich sage Abelardo, daß er schneller fahren und versuchen soll, mit ihm zugleich an dem verabredeten Treffpunkt anzukommen. Abelardo, einem ausgezeichneten Fahrer, gelingt es, die Wagen abzuhängen, die uns den Weg versperren, indem er schnell in eine Lücke fährt, die zwischen den Fahrzeugen, die uns vorne behindern, und jenen, die auf der linken Seite parken, offen geblieben ist. Wir biegen zur gleichen Zeit um die Ecke wie der Lastwagen. Wir fahren weiter. Carlos' Wagen hält bereits vor dem Präsidentenpalast. Unser Wagen bremst auf der linken Seite zwischen dem Lastwagen und Carlos' Auto. Ich springe hinaus, gefolgt von Wangüemert, Abelardo und Osvaldio, und stürme vor bis zum Tor. Carlos Gutiérrez befindet sich jetzt mitten in der Toreinfahrt der Calle Colón. Das alles geht so schnell, daß man es kaum beschreiben kann. Die Überraschung ist so vollkommen, daß die Wachen nichts bemerken, ehe sie unter dem Feuer von Carlos' Maschinengewehr fallen. Der Tür gegenüber, mitten unter dem Torbogen, gleicht Carlos Gutiérrez Menoya einem Zyklopen. Die Soldaten sinken hin wie vom Blitz erschlagen. Wangüemert und ich gehen auf die Tür zu und müssen zwei Soldaten, die auf Carlos' Rücken angelegt haben, erschießen. Castellanos, Almeida und Goicoechea stoßen zu Carlos; dabei schießen sie ständig mit ihren Maschinengewehren um sich. Ich erreiche den Torbogen und spüre Wangüemert an meiner Seite. Carlos tritt durch das offene Gitter, die Lücke, durch die wir in den Palast eindringen. Ricardo Olmeda, der im Lastwagen neben dem Chauffeur gesessen hat, bewegt sich auf die Tür zu. Ich springe zum Zaun

hinüber und versuche das Eisen zu packen, um hinter Carlos genügend Schwung zu bekommen. Ich fühle mich durchgerüttelt, schwach, als wäre ich aus Papier, ich verliere das Bewußtsein und habe das Gefühl, von der Hand eines Riesen in die Luft geschleudert zu werden, in einen Traum zu versinken. Ich denke nur noch: »Hat man mich getötet?«

Es müssen einige Sekunden verstrichen sein, bevor ich wieder zu mir komme. Ich liege auf dem Bürgersteig und fühle mich wie betäubt. Einen Augenblick lang weiß ich nicht, was ich tun soll, aber die Kugeln schlagen fortwährend in meiner Umgebung ein. Ich verstehe nicht, warum sie mich nicht treffen, und wälze mich bis an die Wand des Palastes. Es wird mir ganz klar, was passiert ist. Seltsamerweise erinnere ich mich genau an die Stellen, wo die Kugeln mich getroffen haben. Durch eine Schußwunde ist mein Arm wie verkrampft. Eine andere Schußwunde brennt mich an der Hüfte. Auf meiner Leber das Klopfen wie von einer Traube von Steinen. In diesem Augenblick, da ich an meine zerstückelte Leber denke, bedaure ich, nicht gestorben zu sein. Ich führe meine Hand an die Stelle, weil ich sehe, daß ich nicht die kleinste Verletzung habe, obwohl es mir dort weh tut. Da bemerke ich, daß ich auf diesen Teil meines Körpers vier Handgranaten an den Gürtel gehängt hatte, die verschwunden sind, und so komme ich zu dem Schluß, daß mir die Granaten das Leben gerettet haben, indem sie mir als Panzer dienten. Die Kugeln müssen dort aufgeprallt und in eine andere Richtung abgelenkt worden sein, während sie die Granaten von meinem Gürtel herunterrissen. Mein Sicherheitsgürtel ist offen. Die Ladestreifen der M-3 sind verschwunden, ebenso die Pistole, die ich am Gürtel trug. Die Geschosse müssen mir die M-3 aus den Händen geschlagen und außerhalb meiner Reichweite geschleudert haben. Ich habe nur noch eine Schachtel mit 45 Kugeln, mit 45 Schuß Munition in meiner hinteren Hosentasche. Ich fühle mich schwach, und alle Augenblicke wird es mir schwarz vor Augen. Ich erkenne das Gebiet wieder und sehe einige der Genossen neben dem Gehsteig mitten auf der Straße. Sie schießen auf die oberen Stockwerke des Palastes. Sie begehen jenen Fehler, vor dem ich sie tausendmal gewarnt habe. Ich versuche, ihnen den Befehl, nah am Palast zu bleiben, zuzuschreien, aber die Schüsse verursachen einen ohrenbetäubenden Lärm, und man würde mich nicht einmal aus zwei Meter Entfernung hören. Zwischen dem Platz, an dem ich liege, und der Stelle, wo sich die Genossen aufhalten, befindet sich die Tür des Palastes, und auf dem Stückchen Bürgersteig, das an mir zu kleben scheint, sehe ich die Kugeln in großen Mengen niederprasseln. Ich beschließe, mich den Genossen zu nähern, und nutze einen Augenblick, in dem ich keine Kugeln an meiner Seite niedergehen sehe, um hinter Carlos' Wagen, der

vor der Tür steht, hervorzukriechen. Ich warte einen günstigen Moment ab und erreiche einen Bus, der vor dem Lastwagen stehengeblieben ist. Aber bei dieser Bewegung entdeckt man mich und beginnt von den oberen Stockwerken aus wie wild auf mich zu schießen. Ich gehe, so gut ich kann, hinter dem Autobus in Deckung, während mir Metallsplitter, Farbe und Asphalt ins Gesicht springen. In diesem Augenblick kann ich die Stelle, wo die Genossen sind, nicht überblicken. Sie müssen in den Palast eingedrungen sein oder sich zurückgezogen haben. Ich besinne mich, daß ich denselben Fehler begangen habe wie sie, als ich mich von der Mauer des Palastes entfernte und so zu einer Zielscheibe wurde. Das Feuer aus den oberen Stockwerken wird heftiger, und auf dem Pflaster sind die Einschläge der Kugeln zu sehen, die wie Regentropfen niederfallen. Ich merke, wie sich das Feuer ab und zu auf meine Stelle konzentriert, und ich finde mich damit ab, sterben zu müssen, denn ich kann mich nirgendwohin bewegen und glaube, daß mich die Kugeln jede Sekunde treffen können. Ich stelle mir vor, daß wir gewinnen, daß der Sieg unser sein wird, und ich beklage zutiefst mein Schicksal, unbewaffnet und von den Kugeln bedrängt dazuliegen, während ich den siegreichen Kampf im Innern des Palastes versäume.
Ich spähe an dem Hinterrad vorbei, das mir als Schutz dient, zur Toreinfahrt des Palastes hinüber, und ich sehe Ricardo Olmeda, angeschossen, verletzt, mit den Armen um sich schlagend. Auch dort hageln die Kugeln nieder, und voll Sorgen sehe ich, daß er nicht die Kraft hat, sich zu bewegen. Auf der Innenseite sehe ich den Genossen José A. Alfonso hinter seinem Maschinengewehr. Er zielt in aller Seelenruhe, so, als hielte er sich für unverwundbar.

Unser Angriff kam so überraschend, und die Feuerkraft unseres Kommandos war so groß, daß sich die Besatzung vor dem unaufhörlichen Feuer unserer automatischen Waffen zurückzog. Es begann ein heftiges Gefecht im Erdgeschoß, aber die Verteidiger des Palastes wichen zurück und flohen in die oberen Stockwerke. Ein Maschinengewehr mit 30er Kaliber blieb ungenutzt auf dem Boden liegen. Die Soldaten waren, ohne mit dem Schießen aufzuhören, aus dem Erdgeschoß, das sie besetzt gehalten hatten, weggefegt worden, und die Genossen wurden nun dorthin beordert. Währenddessen drangen andere Genossen über die Treppe, die sich an diesem Eingang befand, in den zweiten Stock hinauf vor. Sofort rückten sie, in zwei Gruppen aufgeteilt, auf der zweiten Etage weiter vor. Auf dem linken Flügel kämpften Carlos Gutiérrez, Pepe Wangüemert, Luis Almeida, Pepe Castellanos, Luis Goicoechea ... Sie eilen die Kor-

ridore und Gemächer entlang, bis sie in den Spiegelsaal kommen, wo sie im Halbdunkel drei Dienstboten überraschen, die mit entsetzten Gesichtern die Arme hochheben. Carlos verhört sie, aber das ist Zeitverschwendung, denn sie können praktisch nicht sprechen. Die Gruppe gelangt bis zur Nordterrasse und sieht, daß sich in der Ferne, auf der Avenida del Puerto, einige Polizisten nähern. Sie glauben, daß bereits der ganze Palast eingenommen sei, und eröffnen eine Zeitlang das Feuer. Dann fahren sie mit ihrer Säuberungsaktion fort und erreichen Batistas Büro. Es kostet sie einige Augenblicke, das Schloß aufzubrechen. Sie dringen endlich ein. Das Büro ist leer. Die zweite Gruppe mit Menelao, Carbó Machadito, Brinas, Adolfo Delgado, Esperón, Evilio Prieto, Ubaldo Díaz, Abelardo Rodríguez ist genauso wie die erste auf dem rechten Flügel vorgerückt und beginnt ein Gefecht mit der Besatzung, die sie vom dritten Stock aus unter Feuer nimmt. Menelao schießt unaufhörlich, er bewegt sich mit mehr Behendigkeit als der Jüngste in dieser Gruppe. Delgado und Esperón, die sich in dem Korridor, der auf den Hof führt, verschanzt haben, schießen mit ihren M-1 auf die Soldaten in den oberen Stockwerken. Machadito wirft mehrere Handgranaten in die oberen Etagen hinauf, wo sich die Verteidiger des Palastes verbarrikadiert haben. Dann nimmt er einige Dynamitbomben zu je sieben Patronen, die wir ihm mitgegeben hatten für den Fall, daß es notwendig sein sollte, eine Tür zu sprengen, zündet die Lunten an und schleudert sie, eine nach der anderen, nach oben. Als diese Bomben explodierten, erschütterten sie den ganzen Palast. Sie bewirkten, daß Batistas Besatzung in Verwirrung geriet und das Feuer einstellte. Später erfuhren wir, daß sie glaubten, mit einem Mörser angegriffen zu werden. Eine dieser Bomben prallte gegen eine Säule, rollte zurück vor Machaditos Füßen, explodierte aber zum Glück nicht. Genauso erging es Carbó, der eine Handgranate gegen eine Wand aus Spiegelglas warf. Er merkte es erst, als er die Granate bereits geschleudert hatte; aber auch sie explodierte nicht, sonst hätte sie ihn getötet. Abelardo und Osvaldito gingen von einem Raum zum andern, ohne dem Feind, der auf der Flucht war, eine Ruhepause zu lassen.

Esperón und Delgado fallen tot nebeneinander nieder. Machadito wird an einem Oberschenkel verletzt. Die Kugeln prallen gegen die Wände, und die Fensterscheiben zerspringen in kleine Stücke. Menelao bleibt ohne Kraft und offensichtlich verwundet am Boden liegen. Carlos' Gruppe, die auf dem linken Flügel vorgerückt ist, nimmt mit den anderen Genossen Kontakt auf. Man gibt sich durch den Schrei: »¡Directorio, viva el Directorio!« zu erkennen. Von den Dachterrassen her antworten einige Soldaten mit Hochrufen auf den Tyrannen. Dies läßt uns vermuten, daß Bati-

sta das Dach erreicht haben muß, denn bis dahin hatten sich die Soldaten ruhig verhalten. Carbó hat sich an der Fußsohle eine Schußwunde zugezogen, als er sich aus Tony Castells, Léon Lleras und Machaditos Lastwagen lehnte, um auf den öffentlichen Park zu schießen, der vor dem Palast lag. Es gelang ihm nicht, denn als er vom Lastwagen her schoß, prallte ein Kugelregen auf ihn nieder und verlezte ihn. Die Thompson wurde aus seinen Händen gerissen und seine Brille fiel zu Boden. Einige Kugeln flogen so nahe an seinem Kopf vorbei, daß sie Verbrennungen auf seinem Gesicht zurückließen. Wegen des Verlustes seiner Brille sah Carbó schlecht und er wußte nicht, was er tun sollte, denn in diesem Augenblick hörte er Carlos' Schrei: »Vorwärts Genossen, der Sieg ist unser!« Er lief in das Innere des Palastes, wo er sich ein neues Maschinengewehr besorgte. Obwohl er verwundet war, konnte er noch gehen. Wangüemert war überall und schoß mit seiner M-2 auf die Leibwächter des Diktators. Sein Gesicht und sein Hemd waren voll Blut, wahrscheinlich wegen der Glasscherben, die durch die Schüsse zersprungen waren und ihn geschnitten hatten. Wangüemert war ein redlicher Kämpfer, ein wahrer Revolutionär, der sich auf Theorie und Aktion gleich gut verstand. Deshalb hörte er auf zu schießen, als das Telefon läutete, und beantwortete den Anruf. Man fragte ihn, ob es wahr wäre, daß der Präsident getötet worden sei, woraufhin er folgendes antwortete: »Ja. Hier spricht ein Mitglied der bewaffneten Miliz des Direktoriums mit ihnen. Wir beenden gerade die Eroberung des Palastes, und wir haben Batista umgebracht . . .« Diese Antwort war wichtig, denn der Anruf konnte von der Columbia-Kaserne, von einem General oder einem Minister kommen. Durch einen solchen Anruf konnte man die Kräfte des Diktators lähmen, viele seiner Verbündeten in die Flucht schlagen und den Sturz des Regimes noch näher bringen.

Briñas sinkt, mit einer Schußwunde auf der Brust, in Carbós Arme, der ihn neben Menelao niederlegt. Dieser kümmert sich um ihn, aber Briñas stirbt sofort. Carlos klettert eine Treppe hinauf und taucht in der dritten Etage auf. Er kehrt um und sagt: »Jungs, wir sind schon im dritten Stockwerk. Kommt!« Machadito, der einen Lagebericht gegeben hat, verständigt sich mit Carlos und sagt ihm, daß Verstärkung notwendig sei. Carlos stimmt ihm zu und geht zusammen mit Pepe Casielles durch den Korridor auf die Treppe zu, um die Genossen im Erdgeschoß zu verständigen. Aber er ist so sorglos, daß er nicht auf das Feuer aus dem dritten Stock achtet. Carbó versucht ihn zurückzuhalten, denn dort, wo er entlanggehen will, ist Briñas gefallen. Aber es ist zu spät. Carlos und Castellanos sinken von Kugeln durchlöchert nieder. Carbó hält jetzt auch Carlos in seinen Armen. Er spürt, daß er stirbt und hört seine letzten Worte, Worte des Zorns.

Evelio Prieto hat eine Schußwunde quer über das Gesicht abbekommen. Die Unterstützungsaktion ist noch nicht angelaufen, trotz der langen Zeit, die inzwischen verstrichen ist. Verwundet und nahezu ohne Munition beratschlagen die Genossen. Sie glauben, daß die Aktion fehlgeschlagen und daß ein Rückzug unvermeidlich ist. Sie müssen an derselben Stelle vorbeigehen, an der Briñas, Carlos und Castellanos gefallen sind. Machadito übernimmt das Kommando und sagt: »Ich werde euch Rückendeckung geben. Wenn ich zu schießen anfange, ziehen sich alle so schnell wie möglich zurück. Ich selbst werde der letzte sein.« Mit unvergleichlichem Mut zeigt er sich den Scharfschützen aus dem dritten Stock und gibt aus einem Maschinengewehr endlose Feuerstöße ab, während die Genossen die Treppe bis zum Erdgeschoß hinunterschlüpfen. Zweifellos wollten sich die Batista-Anhänger nicht Machaditos Maschinengewehr aussetzen. Beim Rückzug über die Treppe rissen die Geschosse einer großkalibrigen Waffe Stücke aus der Wand heraus, die auf den Weg unsrer Genossen fielen. Im Erdgeschoß wurde der Rückzug eingeleitet. Da alle in verschiedene Richtungen auseinanderliefen, verlor Machadito Carbó aus den Augen. Er kehrte in den Palast zurück, um ihn zu suchen. Machadito hat sich während des Angriffs auf den Palast heldenhaft geschlagen. Er wich mit Evilio Prieto und einem anderen Genossen über Monserrate zurück, immer noch nach allen Seiten schießend. In unserem Plan hatten wir damit gerechnet, daß der Rückzug aus dem Palast unmöglich war, falls die Unterstützungsaktion nicht funktionierte, und daß jeder, der es dennoch versuchte, nicht weit kommen würde, wenn er sich erst einmal von den Mauern des Palastes gelöst hätte. Doch wenn auch einige Genossen bei diesem Versuch gefallen sind, so gelang es doch vielen andern, wie durch ein Wunder, lebend davonzukommen. Jeder einzelne Rückzug war eine Operation, die sehr viel Mut, Entschiedenheit und Glück forderte, eine Operation, über die man einen sehr ausführlichen und interessanten Bericht schreiben könnte. Wir waren sicher, daß der Ausbruch ohne fremde Hilfe unmöglich war, so daß Carlos mir den Vorschlag gemacht hatte, den Palast zu verschließen und den Schlüssel hinauszuwerfen, falls unsere zweite Operation mißlingen sollte. Wenn wir ohnehin sterben mußten, wollten wir uns alle ganz darauf konzentrieren, Batista zu suchen und im Kampf zu sterben, statt bei einem aussichtslosen Rückzug zu fallen. Die Art und Weise, wie sich der Angriff vollzog, machte die Ausführung dieser Idee praktisch unmöglich, obgleich die meisten Männer, die während des Ausbruchs wegen ihrer Wunden und aus Mangel an Munition zurückgeblieben sind, einen solchen Ausgang sicherlich vorgezogen hätten.

Ein Erfolg des Angriffs auf den Präsidentenpalast hätte unserem Volk zwei Jahre blutigster Unterdrückung erspart. Er ist gescheitert, nicht, weil der Plan schlecht war oder weil es an Männern und Waffen vor dem überlegenen Feind gefehlt hätte, sondern weil einige Leute versagt haben. Es versagten jene unverantwortlichen Männer, die es ausschließlich auf Bewunderung und Ruhm abgesehen hatten. Sie engagierten sich für die Aktion, obwohl sie genau wußten, daß sie in der Stunde der Entscheidung nicht fähig sein würden, den Mut aufzubringen, den man von ihnen erwartet hatte, so falsch und angeberisch waren sie. Diese Leute versagten bei der Erfüllung ihrer Pflicht, sie versagten, als sie den Genossen die Treue halten sollten, sie versagten, als es darum ging, ihre Freundschaft und Verbundenheit mit der gemeinsamen Sache unter Beweis zu stellen.
Wir vertrauten darauf, daß die Unterstützungsaktion funktionieren würde, weil wir die Männer, in deren Händen sie lag – zum großen Teil waren sie Veteranen des spanischen Bürgerkriegs – für große Waffenexperten und taktische Spezialisten hielten. Außerdem rechtfertigte schon die Freundschaft zwischen ihnen und Carlos Gutiérrez Menoya sowie Menelao Mora dieses Vertrauen. Wir dachten, daß diese Männer lieber sterben würden, als ihr Wort bei diesem Unternehmen zu brechen.
Einmal habe ich für diese Unterstützungsaktion den Genossen Pepe Wangüemert als Chef vorgeschlagen. Ich wußte, daß er die nötigen Qualitäten dafür hatte: militärische Sachkenntnis, Mut, Entscheidungskraft, Aufopferungswillen und das nötige Interesse daran, dem Plan, den wir ausführen wollten, zum Sieg zu verhelfen. Außerdem hatte ich bei dem Mann, dem man diesen Teil unseres Planes übertragen hatte, eine gewisse Skepsis und bei seinen Stellvertretern ein gewisses Durcheinander bei der Koordinierung der Aufgaben bemerkt. Dies ließ mich daran denken, daß diese Männer zwar Veteranen des Spanischen Bürgerkriegs waren, aber daß dieser heroische Kampf des spanischen Volkes nun schon viele Jahre zurücklag, d. h. daß sich diese Männer jetzt in einem Alter befanden, in dem sie nicht mehr den Schwung von vor 20 Jahren hatten. Ich fand diese Vermutung dadurch bestätigt, daß die Aktionen, an denen diese Leute teilgenommen hatten, alle gescheitert waren, angefangen von Cayo Confites, über Luperón, bis hin in unsere Tage. Es war ihnen während des Kampfes gegen Batista niemals gelungen, auch nur einen einzigen der vielen Pläne, an denen sie beteiligt waren, zu verwirklichen.
Carlos und Menelao waren einverstanden mit mir, aber sie fürchteten, daß Wangüemert, falls wir ihn zum Chef der Unterstützungsaktion ernannten, diejenigen gegen sich hätte, die bisher mit dieser Aufgabe betraut waren. Sie fürchteten, daß diese Leute anfangen könnten, die Sache aus-

zuplaudern und damit alles, was wir bereits erreicht hatten, zu gefährden. Daran hätte der ganze Angriff auf den Palast scheitern können. Aus diesem Grund wurde mein Vorschlag verworfen; denn es war immer noch besser, diese Leute bei der Stange zu halten, auf die Gefahr hin, daß sie uns im entscheidenden Augenblick im Stich lassen würden, als ihnen die Gelegenheit zu geben, alles zu vernichten, noch bevor die Ausführung des Plans überhaupt angelaufen war.

Als der Angriff des Kommandos auf den Palast planmäßig um 15.20 Uhr eingeleitet wurde, zeigte sich Ignacio González, der mit seiner Gruppe am Paseo del Prado auf Befehle wartete, unfähig, irgendwelche Entscheidungen zu treffen. Er lief herum und wußte nicht, was er tun sollte, obwohl er genügend Männer hatte und obwohl ganz in der Nähe ein Lastwagen voll Waffen zur Verfügung stand, den der Genosse Domingo Portela für die Unterstützungsaktion herangefahren hatte. Unterdessen warteten seine Stellvertreter Valladares, Morales usw. zusammen mit einem großen Teil halbkasernierter Genossen in Luyanó ab. Obwohl sie übers Radio gehört hatten, daß der Angriff auf den Palast bereits begonnen hatte, obwohl auch einige Anwesenden drohend auf sie eindrangen und sie aufforderten, den Marsch auf den Palast zu beginnen, um jenen Teil der Aufgabe, den sie übernommen hatten, zu erfüllen, waren sie zu feige, den Befehl zum Aufbruch zu geben. Sie brachten eine Reihe von Ausflüchten vor und sagten zum Beispiel, daß sie erst losschlagen könnten, wenn sie einen Anruf von Ignacio erhalten hätten. Außerdem behaupteten sie, das MG auf dem Lastwagen funktioniere nicht, das Auto sei durch eine Verkehrsstauung aufgehalten worden, sie seien deshalb zu spät gekommen, und noch dazu hätte die Armee bereits Panzer eingesetzt.

So verhielten sich die Leute, die die Unterstützungsaktion hätten tragen sollen. Durch ihre Schuld ist unser Unternehmen, das ohne ihre Feigheit sicher geglückt wäre, gescheitert.

Aus dem Spanischen von José A. F. Zapata

Enrique Oltuski
Die Männer vom flachen Land
(Gente del llano)

Sierra Maestra, 20. September 1958

An die Genossen Sierra und Diego.[1]
Wegen der gewaltigen Arbeit in den letzten Wochen vergaß ich, Euch offiziell mitzuteilen, daß Truppen nach Las Villas entsandt wurden und daß der Genosse E. Guevara ebenfalls dort zum Kommandanten der Truppen des 26. Juli ernannt worden ist.
Ich nehme jedoch an, daß Zoilo[2] Euch weitgehend über die Pläne unterrichtet hat. Ich glaube, daß sich die Lage der Bewegung wesentlich verbessern wird. Die Unterstützung der Organisation auf dem Lande durch Truppen wird dabei ein entscheidender Faktor sein. Hoffen wir, daß allen eine Reihe von Erfolgen beschieden sein wird. Wir sind in der Lage, auch weiterhin Nachschub zu entsenden. Las Villas ist für unsere strategischen Pläne von großer Bedeutung. Alle Anstrengungen sind der Mühe wert.
Mit brüderlichem Gruß Fidel Castro

1

Ich ging die Straße mehrmals auf und ab, aber niemand war an der verabredeten Stelle. Ich mußte Che unbedingt sehen. Irgend etwas war schiefgegangen. Niemand wartete an der vereinbarten Kreuzung. Ich konnte nicht umkehren. Ich entschloß mich, bis nach Trinidad zu gehen, um von dort aus zu versuchen, in die Berge zu gelangen. In Trinidad traf ich Carlos Trelles. Ohne große Schwierigkeiten besorgte Trelles zwei gute Pferde und bot sich mir als Führer an. Unter dem Vorwand, eine Farm in der Umgebung besichtigen zu wollen, machten wir uns auf den Weg.
Die Pferde trotteten im Schritt, während wir miteinander sprachen. Bald hatten wir unsere Gesprächsthemen erschöpft und ritten schweigend weiter. Das Gelände wurde jetzt gefährlich, aber nicht allzusehr. Wir trafen niemanden auf dem Weg, und der Abend brach schon herein, als wir in Cordoba ankamen. Es war ein Dorf, das zu beiden Seiten einer breiten Straße errichtet worden war. Wir ritten mitten auf der Straße. Die Hufe

hallten so laut wider, daß ich wünschte, sie wären leiser. Die meisten Häuser hatten verschlossene Türen und Fenster, als wären sie unbewohnt. Nach unseren letzten Meldungen befand sich Cordoba auf Rebellengebiet, aber niemand war dessen ganz sicher. Viele Familien waren aus Angst vor einem möglichen Bombenangriff weggezogen.
In einem Hauseingang sprachen drei Männer miteinander. Sie drehten sich um, um uns vorbeireiten zu sehen. Wir grüßten uns mit einer Handbewegung. Danach trafen wir noch zwei oder drei weitere Gruppen, die uns neugierig anstarrten. Wir erreichten das Ende des Dorfes und kehrten um.
Wir ritten den Weg zurück und hielten unsere Pferde vor der ersten Gruppe an, die wir gegrüßt hatten. Trelles stieg ab, um mit den Männern zu sprechen, während ich auf sein Pferd aufpaßte. Einer der Männer zeigte auf eine Tankstelle auf dem gegenüberliegenden Bürgersteig. Halb im Schatten der Toreinfahrt versteckt stand ein Rebell, den wir vorher nicht bemerkt hatten. Trelles überquerte die Straße, und ich stieg vom Pferd ab, um ihm zu folgen.
Trelles sprach mit ihm.
»Wir wollen Che sehen und haben die Verbindung verloren. Wäre es möglich, daß uns jemand zu ihm bringt?«
Mißtrauisch und ohne ein Wort zu sagen, sah uns der Mann an.
»Hören Sie zu, ich bin Sierra, der Koordinator der Truppen des 26. Juli für die Provinz Las Villas. Ich habe eine Verabredung mit Che. Ich verstehe, daß Sie mißtrauisch sind. Aber warum bringen Sie uns nicht zu ihm? Wir gehen unbewaffnet. Wenn wir Batista-Leute wären, würden wir uns kaum in die Höhle des Löwen wagen.«
Seine kleinen Augen musterten uns prüfend. Wir hatten ihn vor eine schwere Entscheidung gestellt. »Warten Sie hier«, sagte er und verschwand im Haus. Wenig später hörten wir ein Pferd davongaloppieren. Dann kam der Mann zurück und forderte uns auf, zu warten.
Die Zeit verstrich. Am Himmel zeichnete sich das Rot der untergehenden Sonne ab. Trelles sah mich unruhig an.
»Warten wir noch ein wenig«, sagte ich. »Wenn niemand kommt, machen wir uns auf den Weg.« Wir hörten das Geräusch eines Motors.
»Das ist unser Jeep«, sagte der Rebell.
Eine kleine Erhebung versperrte uns die Sicht auf den Weg. Das Geräusch kam näher. Eine langsam niedersinkende Staubwolke wurde sichtbar, und plötzlich tauchte der Jeep auf. Er bremste vor uns. Mehrere Rebellen saßen darin, aber niemand stieg aus.
»Aber sicher, das ist Sierra«, sagte einer, der der Chef zu sein schien und

aus dem Jeep heraussprang. Und dann die obligate Frage: »Erkennst du mich nicht?«
»Nein.«
»Ich bin Nieves, von der Miliz des 26. Juli. Jetzt gehöre ich zum Direktorium. Als ich mich nämlich zu den Rebellen schlug, war niemand vom 26. Juli dabei.«
»Ja, ja, ich erinnere mich«, log ich. »Welch Glück, daß ich dich getroffen habe. Weißt du, daß wir Che suchen?«
»Ja, man hat es mir gesagt. Wir haben ihn vor zwei Tagen gesehen, aber wir wissen ungefähr, wo sie sich aufhalten. Steigt ein, wir können mit dem Jeep dorthin fahren.«
Es wurde dunkel. Der Chauffeur fuhr sehr gewagt. Der Weg war eng an die Bergwand gebaut. Wir waren zu viele Personen in dem Jeep, und bei jedem Loch liefen wir Gefahr, hinauszufallen oder, was noch schlimmer war, abzustürzen.
Es war vollends Nacht, als wir auf Ches Nachhut stießen. Im Scheinwerferlicht des Jeeps sah ich die ersten Männer der Sierra Maestra. Sie waren anders als jene von Escambray. Ihre Haare waren viel länger und sehr zerzaust, ihre Bärte voll, ihre Kleider und Schuhe zerrissen. Sie sprachen mit dem Akzent der Provinz Oriente, waren schlank von Statur und gingen mit ihren Waffen so geschickt um, als wären sie ein Teil ihres eigenen Körpers.
Wir mußten den Jeep zurücklassen. Der Weg war jetzt zu holprig. Wir gingen zu Fuß. Es hatte hier geregnet, und die Schuhe sanken tief in den Schlamm ein. Wir begegneten immer mehr Männern aus Ches Truppe. Nieves und die seinen betrachteten sie voll Achtung. Man sah die Lichter von verschiedenen Häusern. Ein Posten versperrte uns den Zutritt. Wir gaben uns zu erkennen, und einer der Männer ging zu den Häusern hinüber und kehrte dann zurück. Man ließ uns vorbeigehen. Dort, wo das *batey*[3] war, brannte ein Lagerfeuer in der Nacht; rundherum einige Männer. Wir näherten uns. Mir kam das Bild Ches in den Sinn, das ich in verschiedenen Zeitungen abgedruckt gesehen hatte. Keines der Gesichter glich diesem Bild. Aber unter ihnen war ein kräftig gebauter Mann mit einer Baskenmütze auf dem langen Haar. Sein Bart war nicht sehr voll. Er trug einen schwarzen Mantel und ein offenes Hemd. Die Flammen des Feuers und der Schnurrbart, der über beide Mundwinkel herabfiel, verliehen ihm das Aussehen eines Chinesen. Ich dachte an Dschingis Khan. So mußte es damals gewesen sein. Die Schatten des Feuers tanzten auf seinem Gesicht und ließen es ständig neu, phantastisch aussehen. Er heftete seinen Blick auf mich.

»Ich bin Sierra«, sagte ich.
Statt zu antworten lächelte er und gab uns die Hand. Viele Männer waren herbeigekommen, sie umringten ihn und sprachen mit ihm. Meine Anwesenheit schien sie nicht zu stören. Ich stellte mich auf die Seite. Andere Leute kamen. Ich kannte mich hier nicht aus.
Ich ging fort, um zu urinieren, und setzte mich dann auf einen Stein. Es herrschte ein großes Durcheinander. Viele Leute kamen und gingen. Schließlich trat Nieves auf mich zu und sagte mir, daß Che mich erwarte. Ich folgte ihm in den Raum einer fensterlosen Hütte.
In einer Ecke, an einen Schemel gelehnt, saß Che und aß.
»Hast du keinen Hunger?« fragte er mich.
»Das ist unwichtig. Der Guerrillero muß immer dann essen, wenn er etwas zu essen findet, denn niemand weiß, wie es danach aussieht.«
Ich nahm ein Stück Fleisch und begann lustlos zu kauen. Als wir unser Essen beendet hatten, gingen wir nach draußen und setzten uns auf einige Baumstämme, die zu Boden gefallen waren. Che bot mir Zigarren an, und wir rauchten.
Dann sagte er:
»Ich habe schon zwei von der Führung in der Provinz kennengelernt.«
»Und welchen Eindruck hattest du von ihnen?«
»Der Schwarze von der Propagandaabteilung scheint ziemlich in Ordnung zu sein. Der Arbeiter – ich hatte das Gefühl, daß er gar kein Arbeiter ist.«
»Ist er aber. Er arbeitete bei der Rayonera de Matanzas.«
»Das spielt keine Rolle.«
Er machte eine Pause und sagte dann:
»Ich habe die Leute vom Direktorium getroffen. Sie machten einen guten Eindruck. Mir scheint, du hast die Sache im Escambray ziemlich schlecht angepackt.«
Ich fühlte in mir eine Leere vom Mund bis hinunter in den Magen.
»Es ist sehr leicht, das heute so zu beurteilen, aber vor einigen Monaten sah die Sache noch nicht so klar aus.« Ich erzählte ihm die Geschichte unserer Beziehungen mit dem Escambray. »Unserer Meinung nach war die Allianz mit Menoya am günstigsten. Nachdem wir uns dann einig geworden waren, begannen die Schwierigkeiten. Die ersten Reibereien fingen damit an, daß sie einige Erklärungen gegen das Direktorium veröffentlichten und zu verstehen gaben, daß wir ihre Meinung teilten. Wir mußten dies in unserer illegalen Zeitung dementieren. Dann, als Bordón mehr und mehr Macht erlangte, wurden sie unsicher. Sie fingen den Nachschub für Bordón ab, und am Schluß überfielen und entwaffneten sie ihn. Und so kam es, daß wir zwischen zwei Stühlen landeten.«

»Vor mir haben sie sich verkrochen«, sagte Che. »Menoya wollte mit mir nicht zusammentreffen.«
Ein magerer Rebell mit einem sehr langen Bart näherte sich uns.
»Comandante Ramiro Valdés, mein Adjutant. Compañero Sierra«, stellte Che uns vor.
Ramiro warf sich auf den Boden und lehnte den Kopf gegen einen der Baumstämme.
»Was für ein Unterschied zu Camagüey«, bemerkte er und machte es sich bequem.
Che lächelte. Ich nutzte die Gelegenheit aus:
»Was haltet ihr von den Sachen, die wir euch geschickt haben?«
Che antwortete:
»Bis jetzt haben wir wenig Hilfe von der Bewegung erhalten. Wer viel für uns getan hat, das ist der PSP.«[4]
»Der PSP?«
»Ja, sie haben uns eine Ladung Kleider und Schuhe geschickt, die uns sehr gelegen kamen.«
»Wann?«
»Vor zwei Tagen.«
»Dieser Scheiß-PSP. Die Ladung stammte von uns. Wir hatten die Spur schon aufgenommen, als ihr noch in Camagüey wart.«
Es kamen zwei Rebellen, die nach irgend etwas fragten. Als sie wieder gegangen waren, fing Che an zu sprechen:
»In den nächsten Tagen schlagen wir unser endgültiges Lager auf. Wir werden den Männern eine Ruhepause geben und dann mit den Aktionen beginnen. Wir müssen irgendwie zu einem Geschützpark kommen, denn wir haben fast keine Munition mehr.«
Ich erzählte ihm von den Waffen, die wir aus Miami erwarteten. 30 000 Schuß Munition sollten eintreffen.
»Warten wir ab, bevor wir's glauben«, sagte Ramiro.
»Wir werden es schon erleben«, sagte ich. »Das Dumme ist nur, daß ihr dann sagen werdet, der PSP hätte sie geschickt.«
Wir beginnen zu lachen und fühlten uns einander näher.
»Die Waffen kommen über den Norden, über Camilos Gebiet. Dieses Wochenende werde ich ihn treffen«, sagte ich.
»Wenn wir unser Gebiet vergrößert und gefestigt haben, werden wir die Agrarreform einleiten und das Land unter jene aufteilen, die es bebauen«, fuhr Che fort. »Was hältst du von der Agrarreform?«
»Sie ist unumgänglich«, erwiderte ich.
Ches Blick fing an, lebhafter zu werden.

»Ohne Agrarreform kann es keinen ökonomischen Fortschritt geben.«
»Und auch keinen sozialen«, unterbrach mich Che.
»Natürlich, auch keinen sozialen. Ich habe eine These über das Agrarproblem für das Programm der Bewegung aufgestellt.«
»Wirklich? Und was sagst du darin?«
»Das ganze Brachland muß unter die Bauern aufgeteilt und die Großgrundbesitzer müssen steuerlich so stark belastet werden, daß wir in der Lage sind, mit diesem Geld ihre eigenen Ländereien aufzukaufen. Danach wird das Land an die Bauern zu dem Preis wieder verkauft, den es wert ist, mit Zahlungserleichterungen und Krediten, damit produziert werden kann.«
»Aber das ist eine reaktionäre These!« Che schäumte vor Wut.
»Wie können wir von denen, die das Land bearbeiten, Geld verlangen? Du denkst genauso wie die meisten Leute aus der Ebene.«
Ich sah rot.
»Verdammt nochmal, was willst du tun? Es ihnen schenken, damit sie es genauso verwüstet zurücklassen wie in Mexiko? Der Mensch muß spüren, daß er das, was er besitzt, durch eigene Anstrengung erworben hat.«
»Verflucht nochmal. Hör sich das einer mal an!« schrie Che, und seine Halsadern begannen zu schwellen. Wir setzten unsere Diskussion fort. Ramiro ging schlafen. Ein kalter Wind kam auf, der mich schaudern ließ.
»Außerdem«, wandte ich ein, »muß man die Dinge tarnen. Du glaubst doch nicht etwa, daß die Amerikaner mit verschränkten Armen zusehen werden, während wir das Ganze so offen und unverhüllt vorantreiben. Man muß ihnen etwas vormachen.«
»Ach so, du bist einer von jenen, die der Meinung sind, wir könnten die Revolution hinter dem Rücken der Amerikaner machen. Du bist doch ein Scheißkerl. Wir müssen die Revolution vom ersten Augenblick an zu einem Kampf auf Leben und Tod gegen den Imperialismus machen. Eine wahre Revolution kann sich nicht verkleiden.«
Viele Stunden hindurch setzten wir unsere Diskussion fort. Außer den Wachposten schliefen alle. Schneidend war die Kälte des anbrechenden Tages. Mir klapperten die Zähne. Wir konnten Ches Zigarren kaum noch zwischen den Fingerspitzen halten. Ein leichter Bodennebel bildete sich. Che sah auf seine Uhr: »Gehen wir schlafen.«
Wir gingen auf eine der Hütten zu. Man hatte für uns zwei Betten in einem Zimmer freigehalten. Noch immer sprachen wir, und dann hörte man das Geräusch von Leuten, die sich draußen zu schaffen machten, und Gejammere.

»Was ist geschehen?« fragte ich.
»Irgendein Schuß ist losgegangen«, sagte Che.
Wir gingen nach draußen. Wirklich, ein Schuß war aus einer Flinte losgegangen. Es gab mehrere Verwundete. Im grellen Scheinwerferlicht machten sich die Ärzte daran, die Geschosse herauszuholen. Ein Rebell hielt sein Glied mit den Händen an sich, während er bitter jammerte. Endlich war er an der Reihe: der Mann begann zu weinen, während er sich die Hosen auszog.
»Ich bin im Hodensack verletzt, Doktor«, stöhnte er.
Der Arzt suchte in den Hoden des Mannes und holte dann etwas mit einer Pinzette heraus, während der Rebell einen herzzerreißenden Schrei ausstieß.
»Hier hast du den Urheber deiner Schmerzen.«
»Verdammt«, sagte der Rebell, »eine Zecke.«
Alle begannen sich fast totzulachen, und Che bekam einen Hustenanfall. Als wir wieder zu Bett gingen, begann sich der Nebel zu lichten.

2

Diego sah mich zerknirscht an.
»Wir werden das, was Che von uns verlangt, unter keinen Umständen tun«, sagte ich. »Die Bank von Sancti Spiritus zu stürmen ist wirklich eine Idiotie. Wir würden dabei viele Leute vor den Kopf stoßen, die uns heute unterstützen. Außerdem ist es nicht notwendig. Im Augenblick haben wir mehr Geld als je zuvor. Ungefähr 50 000 Pesos. Wir werden ihm davon einen guten Teil zukommen lassen, damit er es selbst einsieht. Ich bin sicher, daß Fidel diese Aktion nicht gutheißen würde. Mach dir keine Sorgen, ich werde selbst an Che schreiben und ihm unsere Gründe darlegen.«
Nach einigen Tagen kam seine Antwort.

Santa Lucía, 3. November 1958

Lieber Sierra!
Ich habe soeben Deinen Brief mit großem Erstaunen erhalten, denn ich werde mir bewußt, daß das, was man hier bespricht und beweist, und das, was man im Flachland tut, zweierlei Dinge sind. In einem Postscriptum sagst Du mir, daß Diego mit Dir einverstanden ist, hier aber war er einverstanden mit mir. Soll das vielleicht heißen, daß Diego sein Wort nicht hält, oder bedeutet es ganz einfach, daß er über die grundlegenden Pro-

bleme der Revolution keine eigene Meinung hat? Du sagst mir, Fidel hätte so etwas nicht einmal dann gemacht, wenn er nichts zu essen hatte. Das ist richtig. Aber als er nichts zu essen hatte, hatte er auch nicht die Kraft, einen Akt von solcher Selbstverständlichkeit durchzuführen. Wenn wir jene Klassen, die durch den Überfall in ihren Interessen geschädigt werden könnten, um Hilfe bitten, werden sie uns mit Ausflüchten antworten, um uns letzten Endes zu verraten. So wie es den Reisarbeitern bei der letzten Offensive passierte.

Wie ich von dem Mann erfahren habe, der mir den Brief brachte, drohen die Leitungen der Dörfer damit, ihre Ämter niederzulegen. Ich bin damit einverstanden, ja, mehr noch, ich fordere sie jetzt dazu auf, denn man darf es nicht zulassen, daß eine für die Interessen der Revolution so nützliche Maßnahme bewußt boykottiert wird.

Ich sehe mich leider gezwungen, Dich daran zu erinnern, daß ich zum Comandante en Jefe ernannt worden bin, um der Bewegung eine gewisse Befehlseinheit zu geben und um die Dinge zu verbessern. Die Angsthasen waren schuld daran, daß der Angriff auf Fomento nicht so durchgeführt werden konnte, wie wir ihn geplant hatten. Zur Stunde des Gefechts explodierte eine lächerliche Anzahl von Molotow-Cocktails. Es gab keinen einzigen Kämpfer, der die Aufgabe, die ihm übertragen worden war, erfüllt hätte, und sie entschuldigten sich damit, daß dies nicht der richtige Augenblick gewesen sei. Ob sie nun zurücktreten oder nicht, ich werde aufgrund der Autorität, die mir verliehen worden ist, mit den schlaffen Leuten dieser Dörfer der Sierra aufräumen. Ich habe nie geglaubt, daß ich von meinen eigenen Gefährten boykottiert werden würde. Aber jetzt weiß ich, daß der alte Antagonismus, den wir überwunden zu haben glaubten, mit dem Wort »Flachland« wieder aufgebrochen ist, und daß sich die Führer, isoliert von der Masse des Volkes, eine eigenartige Meinung über dessen Reaktionen zurechtlegen. Ich könnte Dich fragen: Warum hat kein einziger Bauer, wohl aber jeder Großgrundbesitzer unsere These für falsch befunden, daß das Land demjenigen gehört, der es bearbeitet? Ich könnte Dich fragen, ob dies nicht damit zusammenhängt, daß die kämpfende Masse mit dem Banküberfall einverstanden ist, da niemand von ihnen auch nur einen Centavo auf dieser Bank hat? Hast Du Dir niemals über die ökonomischen Wurzeln Gedanken gemacht, die diesem Respekt vor der willkürlichsten aller Finanzinstitutionen zugrundeliegen? Diejenigen, die ihr Geld damit verdienen, daß sie fremdes Geld leihen und damit spekulieren, haben keinen Anspruch auf besondere Rücksichten. Die lächerliche Summe, die sie anbieten, ist der Ertrag eines Ausbeutertages, während das leidende Volk sein Blut läßt auf der Sierra

und im Flachland und täglich unter dem Verrat seiner falschen Führer leidet.
Du weist mich auf die Verantwortung hin, die mit der Zerstörung der Organisation verbunden ist. Ich übernehme diese Verantwortung als Revolutionär, und ich bin bereit, dann, wenn es die Nationale Führung der Bewegung bestimmt, über mein Verhalten vor jedem Revolutionären Tribunal Rechenschaft abzulegen. Ich werde über den letzten Centavo, den man den Kämpfern der Sierra anvertraute oder den diese für irgendeine Maßnahme erhielten, Rechenschaft ablegen. Aber ich werde auch Rechenschaft verlangen über jeden einzelnen der 50 000 Pesos, von denen Du sprichst, weil ich Dir hiermit mitteile, daß laut einem Beschluß Fidels – in einem Brief, den ich Dir zeigen werde, wenn Du zu uns heraufkommst – die Gelder der Escambray-Front hier in der Sierra aufzubewahren sind.
Du bittest mich um eine Empfangsbescheinigung mit meiner Unterschrift. So etwas ist unter Genossen normalerweise nicht üblich. Ich trete voll und ganz für meine Taten ein, und mein Wort ist mehr wert als alle Unterschriften der Welt. Wenn ich von irgend jemandem eine Unterschrift verlange, dann deshalb, weil ich von seiner Aufrichtigkeit nicht überzeugt bin. Es wäre mir nie in den Sinn gekommen, sie von Dir zu verlangen, obwohl ich hunderte von Gutiérrez Menoyo fordern würde.
Ich schließe mit einem revolutionären Gruß und erwarte Dich zusammen mit Diego.

Che

3

Wir ritten zu dritt: Macelo, der Führer und ich. Wir waren bis zu Caballete de Casa hinaufgeklettert, wo Ches Lager war, aber wir trafen ihn nicht an. Che war nach Pedrero gegangen, wo einige Truppenverschiebungen der Armee stattfanden, die auf eine kommende Offensive hindeuteten. Der Abend brach an, während wir den staubigen Weg entlangritten. Im Lager hatte man uns Arbeitskleidung und breitkrempige Palmblatthüte zum Schutz gegen die Sonne gegeben. Wir waren verschiedenen Gruppen begegnet, die von Pedrero kamen. Sie warnten uns im Vorübergehen: »Paßt auf das kleine Flugzeug auf, sie schießen.«
Von nun an waren wir wachsamer. Wir suchten mit unseren Augen nach dicken Baumstämmen, der einzigen Zuflucht im Fall eines Angriffs. Aber die Zeit verstrich, und kein Flugzeug erschien. Die Sonne war hinter den

Hügeln niedergegangen und das Licht war sehr schwach. Die Stille umfing uns. Man hörte nur das trockene Geräusch der Hufe auf dem Staub. In Gedanken versunken ritten wir dahin, und niemand paßte mehr auf. Plötzlich hörten wir die Stimme des Führers:
»Fluuuuuugzeug!«
Das Blut strömte durch die Adern. Ich hob den Kopf und blickte zum Himmel. Auf der rechten Seite näherte sich von den Bergen her das Flugzeug. Wir sahen uns alle in der Umgebung um und suchten nach Bäumen, die uns schützen könnten. Wir waren mitten auf einem Weidegelände, und es gab nur einen einzigen Baum mit genügend dickem Stamm. Auf beiden Seiten führte ein neuer, gut gepflegter Zaun entlang, dessen Pfähle an Zahnstocher erinnerten. Viel weiter hinten sah man einen kleinen Hügel. Ich schätzte die Entfernung ab: es war unmöglich, rechtzeitig dorthin zu kommen. Außerdem bestand noch die recht unwahrscheinliche Möglichkeit, daß man uns für friedliche Bauern hielt. Ein plötzlicher Galopp hätte kar gemacht, wer wir waren.
Ich entschloß mich, vom Pferd abzusteigen und mich in den Graben zu werfen. Das Flugzeug kam direkt auf uns zu. Ich konnte ganz deutlich das Maschinengewehr erkennen, das an einem der Fenster aufgebaut und auf uns gerichtet war. Ich setzte mich auf den Boden, stützte die Ellbogen auf die Knie und verbarg mein Gesicht in den Händen. In jedem Augenblick erwartete ich, einen Stoß auf dem Rücken zu spüren. Die Geschosse würden mein Fleisch zerreißen und auf der anderen Seite wieder herauskommen. In meiner Stellung würden sie sicher auch meine Beine durchbohren.
Ich würde sterben. Endlich war der gefürchtete Augenblick, an den man so oft gedacht hatte, gekommen. Wie würde es sein? Würde alles auf einmal schwarz werden oder würde die Dunkelheit erst allmählich kommen? Würde es schmerzhaft sein oder würde ich nur langsam in das Nichts sinken? Zu meinem Erstaunen fühlte ich mich angesichts des drohenden Todes ruhig. Das Bild meines Sohnes kam mir in den Sinn. Vor einigen Tagen war er ein Jahr alt geworden. Ich sah sein rosiges Gesicht, den blonden Flaum auf seinem Kopf. Der Grund, warum ich kämpfte. Es verstrich eine Ewigkeit, es verstrichen einige Sekunden.
»Er fliegt weg, er fliegt weg!« schrie der Führer.
Ich hob den Kopf und sah, wie sich das Flugzeug aus unerklärlichen Gründen entfernte. Ich stieg auf mein Pferd und wir galoppierten zu dem nächsten, weit entfernten Berg. Aber das Flugzeug kam nicht zurück.
Wir kamen nachts in Pedrero an. In einem Haus gab es ein sehr schwaches Licht, und wir traten ein. Es war sehr groß, aus Bruchstein und Ziegeln

gebaut. Auf einer Seite waren die Schulbänke zusammengestellt. Hinter dem Lehrerpult saß ein junger Rebell, der Leutnant Olo Pantoja. Che war weggegangen und würde gleich wiederkommen. Auf dem Tisch ein Topf mit grünlichem Fleisch.
»Es ist Fleischbrühe«, sagte Olo. »Bedient euch.«
Jeder von uns nahm einen Schluck. Als ich den Geschmack spürte, drehte sich mir der Magen um: das Fleisch war verdorben. Heimlich näherte ich mich der Tür und warf mein Stück fort.
Che kam um Mitternacht zurück. Wir lagen auf dem Boden der Schule und waren eingeschlafen. Wir begrüßten uns, und dann sagte Che:
»Wir haben die ersten Zusammenstöße hinter uns. Zweifellos beabsichtigen sie, in dieses Gebiet vorzudringen.«
Während wir sprachen, nahm er die Fleischstücke mit schmutzigen Fingern heraus. Seinem Appetit nach zu urteilen mußten sie wie eine Delikatesse schmecken. Er war mit dem Essen fertig, und wir gingen nach draußen. Wir setzten uns an den Wegrand: Macelo, Che und ich. Che verteilte Zigarren. Sie waren grob, sicher von einem Bauern aus der Gegend gedreht. Ich atmete den starken und bitteren Rauch ein. Ich spürte eine Hitze in meinem Körper aufsteigen und einen leichten Schwindel. An meiner Seite rauchte Che und hustete, es war ein feuchter Husten, so als wäre innen alles naß. Er roch schlecht. Er roch nach zersetztem Schweiß. Es war ein durchdringender Geruch, und ich bekämpfte ihn mit Tabakrauch. Unser Gespräch war hart. Aber diese Nacht stritten wir uns nicht viel. Vielleicht war Che müde, vielleicht schläferte ihn der starke, bittere Tabak ein. Che und Macelo hatten einige Auseinandersetzungen. Unter anderem sprachen wir über das Programm des 26. Juli. Che versprach einen schriftlichen Beitrag. Ich brach sofort nach der Sierra Maestra auf, und wir vereinbarten, wie alles während meiner Abwesenheit laufen sollte.
Als wir zurückkehrten, fragte Macelo mich:
»Was für einen Eindruck hast du?«
»Man kann nicht umhin, ihn zu bewundern. Er weiß, besser als wir, was er will. Er lebt einzig und allein dafür. Verstehst du? Ich glaubte, ich wäre ein vollkommener Revolutionär . . . bis ich Che kennenlernte. Mit ihm verglichen bin ich ein Lehrjunge. Wie viele Dinge binden mich noch, von denen er sich schon befreit hat.«
Wir schwiegen. Wenig später sagte ich zu Macelo:
»Wenn ich in die Sierra zurückkehre, werde ich mich Che anschließen.«

Aus dem Spanischen von José A. F. Zapata

Anmerkungen

1 Sierra: Deckname während des Krieges für Enrique Oltuski, Coordinador provincial der M-26-7 in Las Villas, zur Zeit der Erzählung.
Diego: Jefe Provincial der Acción M-26-7 in Las Villas zur Zeit der Erzählung.
2 Marcelo Fernández.
3 *batey:* Ansiedlung rings um eine Zuckermühle.
4 PSP (Partito Socialista Popular), die alte KP Cubas.

Norberto Fuentes
Geschichten aus dem Escambray

Sieben Jahre lang, von 1960 bis 1966, operierten in der Sierra del Escambray in Zentral-Cuba konterrevolutionäre Guerilla-Gruppen. Am Fuße des Escambray, von der Südküste aus gesehen, liegt das Dorf Condado; tausend Einwohner, ein halber Kilometer Hauptstraße, ein Friedhof und ein Militärlager.

Hauptmann Descalzo

Das bearbeitete Feld versank in der Bergschlucht und grenzte an ein dichtes Gestrüpp, wo Marabú und Zitronenbaum ineinander verwachsen waren, Zitronenbaum und Mastixbaum, Mastixbaum und Schlinggewächs, Schlinggewächs und Marihuana, Marihuana und Cigüelón, Cigüelón und Kaffeestrauch, Kaffeestrauch und Marabú.

Ein mit der Schneide des Machete geschlagener Pfad verband das Ackerfeld mit dem Hause des Hauptmanns Descalzo. Gegenüber vom Haus kreuzte er den Weg, der in Condado endet. Descalzo hielt die Büffel an. Für einen Augenblick waren die Tiere frei von Geschrei und Peitsche, aber sie wußten, daß es nur ein Augenblick war, und daher mahlten sie weiter an ihren Kräutern und ihren Schmerzen.

Descalzo setzte sich an der Grenze zwischen Gestrüpp und Ackerland nieder. Neben ihm lag der Beutel mit der Vespermahlzeit, die aus einer Stange Kreolenbrot und einem tönernen Krug mit kaltem Wasser bestand. Descalzo begann das Brot zu kauen und spülte jeden Bissen mit einem Schluck Wasser hinunter; er trug ein Arbeitshemd, eine strahlend blaue Hose, die mit einem Strick festgebunden war, und eine Baskenmütze auf dem Kopf. Seine Füße ragten aus den verschlissenen Rändern der Hose hervor. Riesige Füße, mit schmutzigen Sohlen voller Hornhaut.

»Ich werde verfolgt«, sagte jemand. Descalzo griff zu seinem Buschmesser, stand auf und wandte sich dem Sprecher zu. »Ich werde verfolgt«, wiederholte der Mann, der ein Garandgewehr in der Hand hielt; an seiner rechten Hüfte hing eine Pistolentasche.

»Ich bin kein Bandit«, versicherte der Mann.

»Ich habe nichts für Leute übrig, die davonlaufen«, sagte Descalzo. Der

Mann sah hinter sich und in die Höhe, wo ein Aufruhr von rotem, der Erde entrissenen Staub sicher und gelassen näherrückte.
»Das ist die Miliz«, sagte Descalzo.
»Sie sind hinter mir her, aber ich kann nicht mehr.« Der Mann setzte sich neben den Krug und die Stange Brot.
»Schenken Sie mir ein Stück Brot und ein bißchen Wasser?«
»Nimm dir«, sagte Descalzo. »Und hau ab, so schnell du kannst. Ich will meine Familie nicht in so was hineinziehen.«
Der Mann leerte den Krug in drei Zügen und ertränkte den Durst, der sich zwischen Zunge und Kehle festgebissen hatte. Descalzo fragte ihn:
»Was ist das für eine Waffe?«
»Eine Luger«, sagte der Mann.
»Gut?«
»Sehr anständig.«
»Aber sie sieht ein bißchen alt aus, was?«
»Sie ist mir im Unterholz verrostet«, erklärte der Mann. »Aber im Ganzen schießt sie gut. Es ist eine sehr edle Pistole.«
»Ich bin mehr für das hier«, sagte Descalzo und schwang sein Buschmesser.
»Ist das ein Collin?«
»Ja«, sagte Descalzo, »ein Collin, den ich schon mehr als zehn Jahre mit mir herumtrage.«
»Lassen Sie mich die Fabrikmarke sehen«, bat der Mann. Descalzo gab ihm den Machete, und er prüfte ihn unterhalb des Handgriffs, wo der Hahn und das Zeichen der Fabrik eingraviert waren: COLLIN.
»Stimmt, das ist ein Collin«, und er gab ihm den Machete zurück. »Passen Sie gut auf diesen Machete auf, das ist die beste Qualität, der beste Stahl.«
»Weiß ich doch!« rief Descalzo aus.
Der Mann brach das lange Brot, und Descalzo fuhr ihm mit der Schneide über die Pulsadern, öffnete dem Blut den Weg, so daß es über die Handfläche kroch und das Brot tränkte.
»Hören Sie, warum tun Sie das?« fragte der Mann.
Descalzo schlug präzis zu, das Buschmesser fuhr in den Kolben des Garand, den der Mann quer über den Schenkeln festhielt. Die Hand fiel zu Boden und hielt noch ein Stück Brot fest. Der Mann wollte die Hand aufheben, aber ein neuer Machetenschlag, diesmal auf den Nacken, ließ den Schrei des Mannes in Blutblasen ersticken, die ihm in der Kehle gerannen.
Descalzo nahm das Garand und die Luger, ging nach Hause, trat durch die Küchentür ein, schimpfte mit seinen Kindern, die durch das Haus

tobten, ließ die Waffen auf dem Bett und trat in dem Augenblick, als die Kolonne vor seinen Augen anhielt, in den Hauseingang.
Aus dem ersten Jeep stieg Bunder Pacheco. Die Soldaten blieben in ihren Fahrzeugen sitzen und warteten.
»Wie geht's unserm Hauptmann Descalzo?« grüßte Bunder Pacheco.
»Wie Sie sehen, Comandante.« Descalzo holte sich zwei Hocker und brachte sie zum Eingang. Sie setzten sich.
»Was haben Sie mir zu erzählen, Hauptmann?«
»Es geht mir sehr schlecht in diesen Tagen, sehr traurig«, antwortete er. »Die Frau ist mir weggelaufen und hat mich mit diesem Dutzend Kindern sitzengelassen.«
»Das hat man mir erzählt, Hauptmann.«
»Ich habe sie bei meinem Leben gebeten, daß sie es nicht tun soll, aber Sie wissen ja, wie dickköpfig sie ist.«
»Es tut mir leid, Sie in dieser Lage zu sehen, Hauptmann.«
»Sie ist einfach mit diesem Kerl abgehauen.«
»Jetzt werde ich auch traurig, Hauptmann.«
»Machen Sie sich keine Sorgen um mich, Comandante. Wollen Sie eine Tasse Kaffee?«
»Wenn Sie so nett sein wollen . . .«
Descalzo rief einen von den Jungen und sagte ihm, er solle Kaffee machen.
»Und was macht die Arbeit?«
»Nicht sehr gut, wissen Sie. Der Mais steht schlecht durch die Trockenheit, und der Kaffeepreis ist sehr niedrig. Nein, es geht mir nicht gut. Außerdem bin ich schon alt und bringe keine geraden Furchen mehr zustande.«
»Hören Sie, Hauptmann, warum gehen Sie nicht nach Habana? Da hätten Sie Haus, Auto und Gehalt, das wissen Sie.«
»Ich kann nicht, Comandante, ich kann nicht. Sie wissen doch, wie die Dinge liegen. Das Reglement schreibt den Gebrauch von Stiefeln vor. Und deshalb kann ich nirgends hingehen. Warten Sie einen Moment, dann werden Sie es selber einsehen.« Er stand von seinem Hocker auf, ging ins Haus und kam nach einem Augenblick mit einem Paar Stiefeln in der Hand zurück.
»Sehen Sie? Die sind so neu wie sie aus dem Paket gekommen sind, genau wie vor sechs Jahren, wie ich sie bekommen habe. Aber so oft ich es auch versuche, ich kann nicht mit Schuhen gehen. Ich weiß nicht, das ist irgendwie so, als ob ich keine Luft kriegte.«
Bunder Pacheco lächelte.

»Lachen Sie nicht, lachen Sie nicht. Ich versichere Ihnen, dies sind die besten Schuhe, die es gibt.« Und er zeigte seine riesigen Füße. »Wenn die mir eines Tages kaputtgehen, brauche ich keine andern mehr.«
Der Junge brachte den aufgewärmten Kaffee; nachdem er ihn getrunken hatte, stand Bunder Pacheco auf und verabschiedete sich.
»Sie gehen, Comandante?«
»Ja, Hauptmann. Wir haben einen Auftrag, und die Soldaten warten.«
»Bleiben Sie doch noch ein bißchen«, sagte Descalzo. »Wen suchen Sie denn so verzweifelt?«
»Wir sind hinter Magua Tondike her, gestern ist er in dieser Gegend gesehen worden.«
»Ah«, wunderte sich Descalzo. »Haben Sie vielleicht eine kleine Zigarre für mich?«
Bunder Pacheco suchte in seinen Taschen und fand zwei Zigarren. Er gab sie Descalzo.
»Also, Hauptmann, ich muß gehen.«
»Nur keine Eile, nur keine Eile«, wiederholte Descalzo. »Und ich sage Ihnen, daß es keine Eile hat, denn eben fällt es mir ein: Ihr Magua Tondike liegt auf meinem Acker und verfault so langsam in der Sonne.«

Für die Nacht

Jenseits von Condado, wo die Sierra keinen Herrn hat, kehrten die Erhängten zu ihren Bäumen zurück und ließen sich schaukeln, und ein weißes Pferd trabte die Feuerschneisen im Wald entlang auf der Suche nach Rache; und noch weiter weg, wenn man den Weg nach Lomo Perea verläßt und in die Schotterfelder von Los Cócoros kommt, kann man dort Dachstühle mit geschwärzten Balken sehen, die versinken Nacht für Nacht im Frühjahrsgestrüpp.
Aber hier in Condado gleitet ein gelbes Licht an den Rändern des Körpers von Virgen María entlang, bis elf Uhr, wenn der Grundriß des Dorfes seinen Sinn verliert und nur Virgen María wissen kann, daß sie da ist, ins Bett verkrochen, den Rauch der Zigarette einatmet, die sich im Aschenbecher verzehrt und an die verlassenen Dachbalken denkt und daran, daß das Gestrüpp sich wütend über das hermacht, was einmal ein sorgfältig gestampfter und gefegter Lehmfußboden war, auf dem Wände aus Jocumaholz standen.
Aber die Dachbalken werden in weniger als einem Jahr verschwunden sein, denn das Feuer war stark gewesen, und niemand hatte es aufgehalten.

Die getrockneten Lianen, mit denen das Dach gedeckt war, rollten sich zusammen und verbrannten, sowie das Feuer nur die Zunge nach ihnen ausstreckte, und es war, als ob irre Ratten und Spinnen mit verbrannten Rücken vom Himmel regneten.
Virgen María und Narey war nichts anderes übriggeblieben. Sie mußten das Haus verlassen. Draußen stand einer, das war der berühmte Realito Quiñones; denn er sagte selbst:
»Ich bin Realito Quiñones.«
»Töten Sie mich nicht, meine Herren«, sagte Narey.
»Wo ist dein Gewehr?« fragte Realito.
»Das ist drinnen geblieben.«
»So, es ist drinnen?«
»Hören Sie, meine Herren, ich habe es wirklich drinnen gelassen. Ich will nicht, daß Sie mich töten.«
»Nein, Narey Becerra. Du hast das Gewehr absichtlich drinnen gelassen, um es nicht hergeben zu müssen«, sagte Realito und drückte langsam den Hahn der M-3 durch. Eine kleine rote Öffnung tat sich am Schlitz seiner cremefarbenen Hose auf. Narey sah erstaunt aus, Virgen María entfuhr ein Schrei, ihre Beine gaben nach, und sie fiel ohnmächtig hin, aber ihr Schrei wurde von der Explosion des platzenden Pulvers erstickt.
»Ich will nicht, daß Sie mich töten«, wiederholte Narey, während es an seinem Hosenschlitz rot überfloß.
»Mach Schluß mit ihm«, sagten sie zu Realito, und ein anderer Mann ging zu Narey, der schon mit weiß verdrehten Augen umfiel. Der Mann schoß ihn in die Schläfe.
Virgen María kam wieder zu sich. Fünf Schritte von ihr entfernt war Nareys Schädel hingesunken; er war gestorben wie eine Kerze, war langsam hingefallen, bis er sich in eine weiße und elfenbeinfarbene Masse verwandelt hatte, die über den Boden floß.
Realito sagte: »Für deine Unverschämtheit«, und spuckte auf das blutverklebte Haar.
Danach befahl Realito Quiñones: »Wir gehen!«, und alle Männer zogen fort, in Richtung auf den Bauplatz.
Hinter sich ließen sie die Frau, die in die Erde biß und sich den Bauch schlug und an den Steinen kratzte, und sich auf Narey warf und sich wieder den Bauch schlug und wieder in die Erde biß.
Dann kam das Haus im Dorf, das die Partei ihr schenkte, die Volksschule, die den Namen von Narey Becerra trug; die Stunden, die sie durch Arbeit in der Volksküche zu füllen suchte, das Sekretariat der Frauenorganisation und die Besuche in der Narey-Becerra-Schule.

An dem Tag, an dem Realito Quiñones gefangen wurde, bat Virgen María den Comandante, der Erschießung beiwohnen zu dürfen. Das wurde ihr gestattet. Aber nichts veränderte sich in ihr, weder als Realito sie wiedererkannte, noch als Realito sie um Gnade bat, noch als Realito am Pfosten, wo die Bullen angebunden werden, zerplatzte; und sie hatte gedacht, daß von diesem Tage an alles anders sein würde.
Jetzt zündet Virgen María jede Nacht eine Zigarette an und läßt sie im Aschenbecher verbrennen, während sie ihre Brustwarzen streichelt, die Schenkel zusammenpreßt und weint.

Besuch

»Ah, Hauptmann Atila, wie schön, daß Sie wieder einmal hier sind«, sagte der Parteisekretär des Bezirks und lud uns ein, in sein Büro mit den weißen Wänden und den blauen Vorhängen zu kommen.
»Dieser Genosse ist Leutnant Bedul«, stellte mich Atila vor.
»Ah, sehr erfreut, Leutnant Bedul. Kommen Sie auch herein und nehmen Sie Platz.«
Wir setzten uns in diese roten Sessel, in denen man bis auf den Boden durchsinkt, weil sie so einen Haufen Watte in sich haben. Der Sekretär reichte Zigarren herum, H. Upman Nr. 4, und klingelte nach einer Tasse Kaffee. Ich nahm nur eine Zigarre, aber Atila nahm eine ganze Handvoll und steckte ein halbes Dutzend in die linke Brusttasche seines Hemdes.
Der Sekretär trug eine Khakihose und ein blau-grau melangiertes Hemd; Stiefel, die nur zur Hälfte geknöpft waren, so daß die Hose überhing und wie Knickerbockers aussah. Eine belgische Pistole unter dem Hemd, und er achtete immer darauf, daß der Lauf sich abzeichnete, damit die Leute es auch merkten. Dazu eine grüne Milizmütze.
Außer den roten Sesseln hatte er da in seinem Büro ein Sofa mit grünem Vinylbezug, dazu einen Tisch aus schwarzem Caobaholz mit Ornamenten an den Rändern. Ein großes Porträt von Fidel Castro, wie er sich eine Zigarre anzündet, und daneben ein Fähnchen von der Freien Deutschen Jugend und ein Bild von Walter Ulbricht in kurzen Hosen, wie er in seinen jungen Jahren Sport treibt.
Atila erhob sich von seinem Sessel und stöberte in der Bibliothek des Sekretärs, die an der Wand neben der Tür untergebracht war.
Atila sah sich alles genau an und biß auf seiner Zigarre herum, die er noch nicht angezündet hatte: Die amerikanisch-ungarischen Beziehungen von 1918 bis 1960. Geschichte der KPdSU (B). Grundzüge der Grammatik.

Aus dem Kriegstagebuch einer Guerilla-Truppe. Erste Hilfe. Das Werk der Revolution. Aristos Wörterbuch. Insektengifte und Läusemittel. Zwei Taktiken. Don Quijote de la Mancha Band I. Politische Ökonomie. Lincoln. Budjonnys Reiterarmee. Kriminalanthropologie. World Atlas. Don Quijote de la Mancha Band III. Was tun? Das Beste aus Reader's Digest. Logik.

»Hast du nicht irgendein Buch über Napoleon?« fragte Atila.

»Nein«, sagte der Sekretär.

»Dieser Napoleon gefällt mir nämlich«, erklärte Atila.

»Aber ich habe nichts von ihm.«

»Und über den Krieg? Hast du nicht etwas Gutes über den Krieg?«

»Ja. Das da«, und der Sekretär zeigte auf ein Buch mit grauem Rücken und roter Schrift.

»Das da?« fragte Atila.

»Ja.«

Budjonnys Reiterarmee, las Atila auf dem Titelblatt und wollte wissen: »Ist das gut? Ich mag keine russischen Bücher, weil die Leute immer so komplizierte Namen haben.«

»Es ist aber sehr gut«, antwortete der Sekretär. »Stalin hat den Verfasser erschießen lassen.«

»Was du nicht sagst«, rief Atila aus. »Warum denn?«

»Der Mann hatte sich in den Kopf gesetzt zu sagen, daß die Kosaken Erzgauner sind. Stalin paßte es nicht, daß so was geschrieben wurde.«

»Ah so. Wenn er solche Sachen sagte, mußte man ihn abknallen. Wirklich, der alte Pepe hatte es schon in sich!« sagte Atila.

»Ja, seine Verdienste hat er, das muß man ihm lassen«, stimmte der Sekretär zu.

»Dann nehme ich also das Buch mit, um zu wissen, was mit den Kosaken los war«, sagte Atila.

Die Luft aus der Klimaanlage stach mir ins Fleisch. Den ganzen Tag in der Sonne, verbrannt bis unter die siebte Haut; die harte Kruste des Straßenstaubs, den ich jahrelang ohne Rettung durch die engen Löcher meiner Negernase einatmen mußte. Dennoch bereitete es mir Vergnügen, ruhig dazusitzen, versunken in meinen Sessel mit der Sehnsucht nach einem Mädchen, oder wenn keins in der Nähe war, dann hätte mir dieser dicke Parteisekretär doch seine Frau leihen können, damit sie mir die Stiefel auszöge und mich sehr sanft an den Fußsohlen kratzte.

»Also gut, was führt Sie hierher?« fragte der Sekretär und faltete die Hände auf dem Schreibtisch, während Atila seine Zigarre anzündete.

»Was ist denn nun mit dem Kaffee?« fragte Atila.

Der Sekretär läutete noch einmal die Glocke.
Im Grunde paßten wir nicht an diesen Ort mit unsern verbrannten Gesichtern, den hohen Bergstiefeln, den Lederriemen und Waffengurten eingefleischter Soldaten; wir störten die Atmosphäre und es war, als entstünde durch uns eine Spannung, die jeden Moment explodieren, die Wände einreißen und die Fenster einschlagen konnte.
»Hör mal, und was weiß man so von Elena?«
»Von der kleinen?«
»Ja, die mein ich«, sagte Atila.
Und der Sekretär gab Auskunft: »So klein ist die gar nicht mehr. Und stellt euch vor, die macht so leicht keiner dick. Die ist ganz versessen darauf, aber wißt ihr, wo sie sich den Maiskolben hinsteckt? In den Mund! Um ein Haar hätten sie sie auf dem schnellsten Wege nach Habana geschickt!«
»Zum Teufel noch mal. Hör dir das an«, staunte Atila.
»Und das von der Bäckersfrau mit Masabí ist todsicher wahr. Der kannst du jederzeit einen verpassen«, versicherte der Sekretär.
»Avemaria. Die Frauen sind doch ein Drecksvolk!«
Der Kaffee kam. Die Telefonistin von der Bezirkszentrale brachte ihn auf einem Tablett. Dann sagten wir, was wir zu sagen hatten. Das Gut von Don Margarito Abejón, die »Perle von Condado«, mußte endlich beschlagnahmt werden, weil es eine Basis für die Banditen war. Wir verabschiedeten uns, und der Sekretär bat Atila um eine Schachtel Neun-Millimeter-Patronen. Seine Pistolenmunition war ihm ausgegangen. Wir verließen das Büro und gingen zum Parkplatz, wo wir den Jeep gelassen hatten. Bis zehn Uhr nachts haben wir uns dann noch auf den Straßen des Dorfes herumgetrieben.

Das Gesetz

»Sehen Sie sich den Herrn Staatsanwalt an, betrachten Sie sein gelassenes Gesicht, seine Seelenruhe!« sagte der Anwalt, Dr. Tabladas Marturello. »Beachten Sie, mit welcher Ruhe er sich in seinem Sessel zurücklehnt und hundert Jahre Gefängnis für meinen Mandanten verlangt!«
»Hundert Jahre, meine Herren vom Magistrat!« rief er, breitete die Arme aus und ließ sie schwer gegen den Stoff seines Sakkos fallen. »Hundert Jahre, als ob hundert Jahre gar nichts wären!«
»Hundert Jahre«, wiederholte der Staatsanwalt; er lehnte an seinem Holzpult und stützte das Kinn in die geschlossene Faust.

»Ruhe, Ruhe!« rief mürrisch der Gerichtsvorsitzende. »Ruhe im Saal.«
Obwohl es nicht nötig war, um Ruhe zu bitten, denn niemand sprach.
Der Angeklagte, Don Margarito Abejón, hatte noch gar nicht begriffen, was die Uhr geschlagen hatte. Auch nicht, was gestern nachmittag passiert war, als er festgenommen und zusammen mit den Banditen in Condado eingesperrt worden war.
»Holla, Dicker«, hatte der Räuber Mamacusa zu ihm gesagt; er rauchte eine Zigarre und lag bequem zurückgelehnt auf der nackten Matratze seiner Pritsche. Es gab zwei Doppelpritschen übereinander und ein einzelnes leeres Bett.
»Dicker, das obere Stockwerk gehört dir«, zeigte Mamacusa.
Die beiden andern Gefangenen hielten auf ihren Pritschen die Siesta.
»Dicker, du nimmst dir besser die Krawatte ab und ziehst die Jacke aus«, und Don Margarito sah Mamacusas nackte Füße, die ungeschnittenen Nägel mit einem Halbmond aus Dreck an den Spitzen. Auf dem Boden die Stiefel, Halbstiefel ohne Schnürbänder, hellbraun.
»Hör mal, Dicker, wie haben sie dich eigentlich erwischt? Du hast dich doch da auf dem Gut so sicher gefühlt.«
Der Bandit, der auf der oberen Pritsche schlief, wachte auf und spuckte ein Blatt Tabak, auf dem er während der Siesta gekaut hatte, auf den Boden. Don Margarito sah das kohlschwarze Gesicht des Mannes, einen runden Kopf ohne irgendwelche Erhebungen, wenn man nicht das groteske Drahthaar als solche ansehen wollte, das nach allen Seiten wuchs; selbst die Nase war nichts weiter als zwei Flügel, die sich nach rechts und links ausbreiteten.
Der Bandit fragte Mamacusa:
»Und der da – wer ist denn das?«
»Das ist der dicke Abejón, eben grade haben sie ihn gebracht.«
»Aha. Der Herr Abejón. Eine schöne Bescherung.«
»Ja, eine schöne Bescherung«, sagte Mamacusa.
Don Margarito Abejón hielt es nicht mehr aus und schrie so laut, daß der Comandante Bunder Pacheco persönlich in die Zelle kommen mußte. Don Abejón verlangte einen Rechtsanwalt, und Bunder Pacheco antwortete ihm:
»Von wegen Rechtsanwalt!« und zeigte auf einen Leutnant neben sich, der ebenfalls wegen Margaritos Geschrei herbeigelaufen war. »Der hier wird dein Anwalt sein.«
»Wer, ich?« wunderte sich der Leutnant. »Auf keinen Fall. Davon verstehe ich nichts. Und erst recht nicht, um diesen Dicken zu verteidigen.«
Die Antwort verblüffte Bunder Pacheco. Er wußte im Augenblick nicht,

was er erwidern sollte. Der Leutnant wurde sehr rot, weil er seinen Comandante in Verlegenheit gebracht hatte, und noch viele Jahre später verschwand er, wenn Bunder Pacheco am einen Ende von Condado auftauchte, nach der andern Seite.
Bunder Pacheco entschloß sich zu antworten: »Also meinetwegen, morgen wirst du vor Gericht gestellt, da kannst du deinen Anwalt haben.«
»Ruhe, Ruhe!« wiederholte der Vorsitzende.
Hinter Don Margarito saß die Wache und etwas entfernt davon das Publikum. Das Gericht saß Don Margarito gegenüber, dazwischen stand ein Büroschreibtisch, der für die besondere Gelegenheit mit einem Plastikkrug und sechs roten Bechern aus der Volksküche von Condado hergerichtet war.
Das Gericht bestand aus drei Mitgliedern. Rechts von den dreien sein Anwalt, der alte Freund Tabladas Marturello. Und links der schreckliche Staatsanwalt in der Person des Comandante Bunder Pacheco, der wiederholte: »Hundert Jahre!«
Der Wachsoldat beugte sich zum Angeklagten und flüsterte ihm ins Ohr: »Alterchen, versuch nicht wegzulaufen, mein Maschinengewehr beißt.«
»Was sagen Sie? Weglaufen . . .? Aber ich kann doch nicht. Sehen Sie doch meine Hände in den Handschellen. Mein Alter. Ich bin vierundfünfzig Jahre alt! Wie soll ich denn fliehen?«
»Der Angeklagte muß still sein!« unterbrach ihn der Vorsitzende.
»Der Alte will fliehen«, behauptete der Wachsoldat.
»Ich? Herr Richter, sehen Sie doch . . .« Don Abejón versuchte zu erklären.
»Ruhe!« rief der Vorsitzende, und da keine Glocke da war, knallte er mit der Hand laut auf den Tisch; dann beriet er sich mit den andern Mitgliedern des Gerichtes und sagte schließlich: »Der Wachsoldat des Angeklagten darf in diesem Prozeß nicht reden.«
»Eh, und warum nicht?« fing der Wachsoldat an zu widersprechen, bis sie ihn am Rücken seines Hemdes zogen und ihn zwangen, sich hinzusetzen und den Mund zu halten.
Mit einem schneeweißem Taschentuch wischte sich der Verteidiger Tabladas Marturello den reichlichen Schweiß von Stirn und Glatze. Er trug einen Anzug aus Drell in der Gutsbesitzerfarbe, Ingelmo-Schuhe aus Kalbsleder, eine schwarze Krawatte und goldene Manschettenknöpfe. Er schnaufte wie der Dampfkessel einer Lokomotive.
Der Staatsanwalt, zwanzig Jahre jünger, trug die einzige Uniform, die die Jäger hatten, Soldaten wie Offiziere. Eine Felduniform. Olivgrünes Segeltuch. Große Taschen auf der Brust und unterhalb der Hüften. Die

überhängende Hose in den Stiefeln. Eine bequeme Uniform, an deren Kragen Bunder Pacheco die Sterne seines Dienstgrades gesteckt hatte.
»Hat der Angeklagte etwas hinzuzufügen, was bisher noch nicht gesagt worden ist?« fragte der Vorsitzende.
»Schauen Sie, Herr Richter.«
»Stehen Sie auf, Angeklagter. Kommen Sie her. So. Jetzt sprechen Sie.«
»Ich wußte nicht, daß es Banditen waren, Herr Richter! Sehen Sie, die kamen bewaffnet an und sagten, Essen her, Kleider her, Geld her. Und ich, stellen Sie sich das doch einmal vor, Herr Richter, was sollte ich denn machen?«
»Das ist schon gesagt worden, Angeklagter. Bringen Sie etwas Neues vor.«
»Ich schwöre es Ihnen bei Gott, Herr Richter!«
»Ruhe, Ruhe! Es gibt nichts mehr zu sagen. Das Gericht zieht sich zur Beratung zurück.«
»Herr Richter, ich bin ein rechtschaffener Mann, ein Mann . . .«
»Sch, Sch!« Der Staatsanwalt schnitt ihm das Wort ab, den Finger vor dem Mund. »Sie haben doch gehört, Ruhe. Schsch!«
Die vom Gericht zogen sich zurück, um in einem Zimmerchen nebenan zu beraten. Der Staatsanwalt, Bunder Pacheco, lehnte sich auf seinem Stuhl zurück und zündete sich eine Zigarre an. Er lächelte.
Die vom Gericht nahmen eine halbe Stunde später den Saal wieder in Besitz.
»Stehen Sie auf, Angeklagter!«, sagte der Vorsitzende und machte mit der Hand ein Zeichen. Dann begann der Vorsitzende selbst, ein paar Seiten vorzulesen, die schon am Morgen aufgesetzt worden waren.
»Dieses Gericht ist, nachdem es ausführlich über die Anklage gegen den Staatsbürger Margarito Abejón Calafel, Besitzer des Gutes La Perla, der wegen Waffenhandels und weil er seit dem Jahre 1961 Banditen verborgen hat, angeklagt und von den tausendmal glorreichen Staatssicherheitsorganen festgenommen worden ist, beraten hat, zu dem Schluß gekommen, daß die Beweise, die der Staatsanwalt vorgebracht hat, stichhaltige, unmißverständliche Beweise sind, und daß der Angeklagte die Gesetze der Revolution übertreten hat.«
»Nein, Herr Richter, nein! Lüge, Lüge!«
»Ruhe«, sagte der Vorsitzende und las weiter.
»Dennoch hat das Gericht Rücksicht genommen auf die zahlreiche Familie des Angeklagten, sein vorgeschrittenes Alter und den Eindruck, daß in seinem Geist schon Ansätze zur Rehabilitierung zu bemerken sind.«
»Ja, meine Herrschaften!« rief der Gerichtsvorsitzende gerührt aus. »Un-

Goethe Institut Bibliothek

sere Revolution ist großzügig und weiß, daß man den Menschen eine Gelegenheit geben muß. Hat der Angeklagte vielleicht einen Mord begangen, hat er Bomben hergestellt, hat er konterrevolutionäre Aktionen geleitet? Nein! Nichts von all dem. Er hat nur ab und zu diese Banditen beherbergt. Und hat ihnen ein bißchen Essen gegeben. Und – warum soll man es nicht aussprechen? Er hat ihnen auch Waffen und Geld gegeben. Nur das hat der Angeklagte getan, und das Gericht weiß, daß sich in ihm schon Gedanken der Reue zu zeigen beginnen.«

Der Vorsitzende unterbrach seine Lesung an dieser Stelle. Er beobachtete, wie der akademisch gebildete Verteidiger zu seiner Linken ihm zum erstenmal zulächelte und sichtlich überrascht den Schweiß abwischte, wobei er die Augenbrauen die Stirn hochsteigen ließ, als könne er mit den Augen besser hören. Und ihm gegenüber der beifällige Blick des Angeklagten, der ebenfalls lächelte. Rechts spitzte der Staatsanwalt einen Bleistift an. Der Vorsitzende fuhr fort:

»Daher, in Ausübung der Funktionen, die uns übertragen worden sind, hat es das Gericht für richtig gehalten, nachdem es alle Seiten der Sache in Betracht gezogen hat . . .« – die Worte blieben in der Luft hängen – »Sie als bourgeoisen Grundbesitzer und alten Banditen zu einer Strafe von hundert Jahren Zuchthaus zu verurteilen!«

Der Angeklagte und der Verteidiger fielen, jeder nach seiner Seite, in Ohnmacht, und es kostete viel Mühe, sie in die Krankenstube zu bringen, denn sie waren sehr schwer. Don Abejón wurde ein Jahr später auf Bewährung freigelassen. Aber nach zwei Monaten wurde er von neuem festgenommen, weil er in eine Fleischschiebung verwickelt war, gerade als er heimlich das Land verlassen wollte. Als er wieder auf dem Weg in den Gerichtssaal war, schlug sein Herz zu heftig für seine fünfundfünfzig Jahre, und am nächsten Nachmittag wurde er unter einer strahlenden Sonne begraben.

Aus dem Spanischen von Hildegard Baumgart

Edmundo Desnoes
Erinnerungen eines Zurückgebliebenen

»Diese Nationen erscheinen mir also als bloße Barbaren, und zwar in dem Sinne, daß in ihnen kaum eine Spur des menschlichen Geistes zur Herrschaft gekommen ist, weil sie noch in den Grenzen ihrer ursprünglichen Treuherzigkeit verblieben sind.« Michel de Montaigne

»Im Marxismus findet die bürgerliche Philosophie die Form ihrer Abschaffung: aber die Abschaffung enthält in sich selbst die Bewegung, die sie abschafft; indem sie sie abschafft, verwirklicht sie sie.« Tran-Duc-Tao

»Ich bin nicht was ich bin, ich bin ein anderer.«
José Triana

I

Alle die mich liebten und die mir bis zum letzten Augenblick auf die Nerven gefallen waren, sind jetzt abgehauen. Zuerst wäre ich am liebsten rausgerannt, kaum daß ich die Alte geküßt hatte – sie wollte mir nicht mal die Hand geben –, aber dann entschloß ich mich, auf die Terrasse zu gehen und bis zum Ende zu bleiben. Das Flugzeug lief schwerfällig an und heulte über die Rollbahn; dann verlor es sich still in der Luft.
Die Alte hatte feuchte, staubige Wangen; als der Alte mich umarmte, fiel der schwere blaue Mantel auf den Granitfußboden, und den Rest der Zeit brachte er damit zu, nervös den Staub davon abzuklopfen. Ich glaube, Laura tat es halbwegs leid, daß sie mich verließ. Droben im Norden wird sie arbeiten müssen, ja, bis irgendein Schwein sich entschließt, sie zu heiraten – sie ist noch hübsch und saftig – und ihr das bietet, was ich ihr geboten habe. Ich glaube außerdem, daß sie mich liebte. Auf ihre Art. Mehr als sie gab, konnte sie eben nicht geben. Sie wird an mich denken, da bin ich sicher, wenn es ihr schlecht geht. Wenn ihre Probleme gelöst sind – und sie hat nicht viele –, wird sie mich vergessen. Das ist alles. Was Laura vom Leben will, ist Bequemlichkeit und ein bißchen Romantik. Schlecht weggekommen dabei bin ich, der ich gearbeitet habe, damit sie leben konnte, als sei sie in New York oder Paris geboren worden – dazu in einer bourgeoisen Familie, wie man das jetzt hier nennt – und nicht auf dieser zurückgebliebenen Insel. Und all die Jahre habe ich mein Talent darauf verschwendet, sie zu unterhalten, sie in zivilisierte Länder zu bringen, sie zu

verfeinern, und mich dabei ungeheuer angestrengt, damit unsere Beziehungen nicht in die Bereiche von »mein kleiner Chinese« und endlosen Vorwürfen absackten. Ich habe ihr beigebracht, sich anzuziehen und amerikanische und französische Romane zu lesen ... aber das war es eigentlich nicht, was ich gewollt hatte. Sie ist ein Tierchen und ich bin im Grunde ein Idiot, der sich alles bieten läßt. Ein Luxustierchen ist sie.
Ich bin froh, daß ich hiergeblieben bin, in dieser Wohnung, ohne Familie und fast ohne Freunde in Cuba. Ich rühre mich nicht vom Fleck, ich gehe nicht weg. Pablo ist der einzige nahe Freund, der mir hier bleibt, und er sagt mir, er habe schon die Papiere beantragt, um abzuhauen. Ich bin froh, denn das, was ich hier aufgezogen hatte, war ein Affentheater: mich interessierte weder die Eleganz meiner Frau, noch liebe ich meine Eltern, noch lag mir etwas daran, der Generalvertreter von Simmons für ganz Cuba zu sein (ich bin nicht auf die Welt gekommen, um Möbel herzustellen und zu verkaufen), und meine Freunde haben mich von jeher bloß gelangweilt.
Ich habe keine Lust, weiterzuschreiben; um die Wahrheit zu sagen, ich fühle mich schlecht, ich bin traurig in meiner neuen einsamen Freiheit.

Ich habe zu nichts Lust. Hier sitze ich vor meiner Schreibmaschine, weil ich vor lauter Schlafen schon Kopfschmerzen habe. Ich bin wie vergiftet von Schlaf. Seit Jahren sage ich mir, wenn ich Zeit hätte, würde ich mich hinsetzen und Erzählungen schreiben, ein Tagebuch führen, um herauszukriegen, ob ich ein oberflächlicher oder ein tiefer Typ bin. Aber man macht sich immer etwas vor. Und wir können nur das Leben oder die Lüge aufschreiben, die wir wirklich sind. Jetzt habe ich Lust, mich wieder auf dem Bett auszustrecken. Ich gehe.

Wie soll ich erklären, was ich heute spüre? Als ob ich innerlich zusammenstürzte; als ob die Einsamkeit ein Krebsgeschwür wäre, das mich auffrißt. Man sieht es noch nicht, wenn ich die Haut an meinem Arm betrachte, oder mein Gesicht im Spiegel; alles spielt sich innen ab. Worte sind nichts wert. Ich fühle mich so übel, daß ich weder reden noch schreiben mag. Heute muß ich unbedingt auf die Straße gehen. Durch Habana laufen; Bewegung sehen, etwas anderes, Leute. Laura? In Wirklichkeit liebe ich niemanden. Sogar die Tasten, auf die ich drücke, haben nichts mit mir zu tun, sie verstehen mich nicht, weisen mich zurück. Wie schlecht ich mich fühle!

Eben habe ich mir die Fußnägel geschnitten. Ich bin jetzt überzeugt, daß

ich ein unheilbarer Egoist bin. Ich habe wohl eine halbe Stunde damit zugebracht, an meinen Nägeln herumzuschnippeln, und hielt dabei meine unförmigen Zehen in der Hand. Ich fühle mich nicht im geringsten davon abgestoßen, obwohl ich nur die Füße von jemand zu sehen brauche, selbst von einer schönen Frau, und schon wird mir kotzübel. Trotzdem verursachen mir meine eigenen Füße keinen Ekel. Und das, obwohl sie den ganzen Tag in einem engen Paar Schuhe stecken und in ihren Strümpfen schwitzen. Zu allem Überfluß *geht* man auch noch mit den Füßen. Wenn man sich die Füße genau ansieht, wird man sich darüber klar, wie nah man den Tieren steht, daß man selbst eins ist. Vielleicht ist der Spann das einzig Anziehende. Bei einigen Frauen ist er sehr hübsch. Plattfüße sind wie Saugnäpfe. Die mageren dünnen Zehen sind das Unangenehmste am ganzen Körper. Man sollte sie abschneiden. Der Haken ist bloß, daß wir dann das Gleichgewicht verlieren würden. Könnten wir gehen, ohne umzukippen, wenn uns diese verkümmerten Zehen amputiert würden?

Bewegung ist gut: die Beine bewegen, den Körper, die Augen, die Erinnerungen, alle Sinne . . . So bin ich mit der Einsamkeit und der Traurigkeit fertiggeworden, die auf mir lastete. An die drei Stunden bin ich durch Habana gelaufen; habe die Leute gehen sehen, reden, der Omnibus hielt an, sie schrien, lachten, tranken Kaffee – ich begriff, daß meine Traurigkeit dumm war.

Dann fing ich an, mir die Frauen anzusehen. Sie genau anzuschauen, überall wo ich ging. Das Außergewöhnlichste an der cubanischen Frau ist, daß sie einem immer in die Augen sieht; sie weigert sich nie, sich mit den Augen berühren zu lassen oder dich zu berühren. Das ist mir in Europa oder in den USA nie vorgekommen. Da geht jeder seinem eigenen Kram nach. Und dabei habe ich es versucht, die Augen der Frauen in Paris oder New York zu fangen – nichts. Sie schauen einen an wie das Signal an einer Straßenkreuzung. Vielleicht sehen die Italienerinnen etwas mehr hin. Aber ganz bestimmt halten sie dem Blick nicht stand wie die Cubanerinnen.

Ich war in eine Buchhandlung in der Galianostraße gegangen, neben dem Amerika-Kino. Da sah ich eine kleine knochige Mulattin, mit kümmerlichen Beinen, aber einem entzückenden Gesicht. Sie sah mehr auf mich als auf die Schallplatten, die sie durchging. Ich spielte den Gleichgültigen, obwohl ich innerlich schon anfing, Spaß an der Sache zu kriegen. Dann ging sie weg und verschwand. Ich sagte ihr nichts; sie sagte mir nichts. Und da stand ich und hatte Lust, mit dem Spielchen weiterzumachen, um zu sehen, was passieren würde.

Ich brauchte einen Taschenkamm. Meiner war mir zerbrochen, als ich mich

im Autobus hinsetzte. Ich hatte noch die beiden Hälften in der Tasche, zusammen mit dem Taschentuch. Ich weiß es noch ganz genau, denn ab und zu wollte ich ihn herausziehen, um mich zu kämmen, und ich schämte mich, als nur der Kammstummel herauskam. Ich fragte in verschiedenen Läden, und sie sagten: »Haben wir nicht.« Ich ging in ein Kaufhaus, und auch da: »Die gibt es nicht mehr.« Wirklich, was für dumme Sachen man zum Leben braucht!

In diesen Tagen gibt es nirgends Erfrischungsgetränke. Nie hätte ich gedacht, daß die Produktion von Erfrischungsgetränken zum Erliegen kommen könnte, weil der Kork für die Flaschenverschlüsse fehlt. Diese Scheiß-Korkplättchen, die ich als Junge rausnahm, um die metallenen Kronenverschlüsse mit dem Hammer plattzuklopfen, zwei Löcher reinzumachen und einen Faden durchzuziehen, das gab dann eine Scheibe, die sich drehte und die ganz scharfe Ränder hatte. Einmal hätten sie mir bei diesem Spiel um ein Haar einen Finger abgeschnitten. In dieser Zeit und, ehrlich gesagt, auch später, hätte ich niemals geglaubt, daß ein Land soviel unbedeutende Dinge braucht, um zu funktionieren, ohne daß man die Nahtstellen sieht. Jetzt sieht man alles. Wir leben wie über einem Abgrund aufgehängt: die fast unendliche Menge von Details, die man beherrschen muß, damit alles seinen natürlichen Lauf geht, ist erdrückend. Die schlimmste Buße, die die Kerle da oben sich auferlegen könnten, wäre eine Liste aufzustellen von all dem Kram, der jetzt in den kommunistischen Ländern gekauft werden muß, da die Vereinigten Staaten nichts mehr herausrücken und auch nicht verraten, wo noch etwas zu holen ist. Die haben ja keine Ahnung, auf was für einen Mist sie sich da eingelassen haben.

Einen Kamm fand ich nirgends. Aber ich hatte endlich einen Vorwand, durch ganz Habana zu laufen. Ich ging herum und machte mir die ganze Zeit vor, ich könnte mir jede Frau aussuchen, die ich haben wollte. Ich sah sie alle an und spürte, sie merkten, daß ich allein war, verfügbar; daß man sich mit mir sehen lassen konnte, daß ich ein intelligentes Gesicht und sogar genug Geld hatte, damit die Beziehung nicht irgendwie schäbig würde. Im Grunde bin ich doch ein richtiger Scheiß-Cubaner! Es war alles nur Einbildung, niemand merkte irgendwas. Die Frauen sahen mich an, wie sie mich immer angesehen hatten; es war alles nur Einbildung. Ich machte mir etwas vor, wie ich mir immer etwas vorgemacht habe. Niemand konnte mir anmerken, daß ich allein war und daß meine Frau mich verlassen hatte; daß ich allein und beschissen durch die Straßen lief, auf der Suche nach einer Gefährtin.

Seit dem Brand von El Encanto ist die Stadt nicht mehr dieselbe. Habana

sieht jetzt aus wie eine Stadt im Landesinnern, wie Pinar del Río, Artemisa, Matanzas. Es hat nichts mehr vom »Paris am karibischen Meer«, wie die Touristen und die Nutten sagten. Es sieht jetzt mehr aus wie eine zentralamerikanische Hauptstadt, eine von diesen toten und unterentwickelten Städten wie Tegucigalpa oder San Salvador oder Managua. Das liegt nicht nur daran, daß sie El Encanto zerstört haben und daß es wenig gute Sachen in den Läden gibt, wenig Qualitätsware. Es sind auch die Leute; alles was man jetzt auf den Straßen sieht, sind einfache Leute, die schlecht angezogen sind und alles kaufen, was sie sehen, auch wenn sie es nicht brauchen. Die haben jetzt ein bißchen Geld und geben es einfach für irgendwas aus; sie zahlen glatt, verdammt nochmal, zwanzig Pesos für einen Nachttopf, wenn man ihnen den in ein Schaufenster stellt. Man sieht, daß sie niemals etwas Gutes gehabt haben. Alle Frauen sehen aus wie Dienstmädchen und alle Männer wie Arbeiter. Nicht alle; fast alle.
Ich kam müde nach Hause und legte mich mit einem Roman von Eddy ins Bett. Den hatte ich in *La Epoca* gefunden. Ich will nichts darüber sagen, bis ich ausgelesen habe.

Ich hatte die Absicht, jedesmal Datum und Stunde zu notieren, wenn ich mich zum Schreiben hinsetze. Eben bin ich ins Wohnzimmer hinuntergegangen, um die heutige Zeitung zu holen; ich habe sie nicht gefunden, vielleicht hat das Mädchen sie weggeworfen. Mir wird jetzt klar: das mit dem Datum ist Quatsch, es hat keinen Sinn. Heute ist für mich genau wie jeder vergangene Tag oder wie einer, der kommt. *Feeling tomorrow just like I feel today . . . I hate to see that evening sun go down.*
Ich habe alle Daten ausgestrichen. Wenn sich etwas verändert, wird man es schon an dem sehen, was ich aufschreibe. Ich muß weder nachts schlafen noch morgens zur Arbeit gehen. Die Zeit ist für mich jetzt eine bloße Laune. Wieviel Konventionen akzeptiert man, ohne sich auch nur einmal zu fragen, ob es sich lohnt, sie zu respektieren!
Gestern bin ich schließlich den ganzen Tag zu Hause geblieben. Noemí ist nicht gekommen. Ich habe ein seltsames Gefühl, wenn ich durch die Zimmer gehe; das Haus verwandelt sich in eine Höhle. Ich fühle mich in seinen Wänden zugleich geschützt und verlassen. Es ist wie ein Resonanzboden für die Autos und Busse auf der Straße, besonders die Luftdruckbremsen der Omnibusse sind wie eine Klage, ein Protest der Motoren. Sowas zu denken ist eine Dummheit. Die Maschinen beklagen sich einen Dreck. Hier bin ich im vierten Stock und fühle mich wie unter der Erde. Manchmal denke ich, es erklärt sich aus der Konstruktion der Woh-

nung; dann wieder, es liegt an mir. Im großen Wohnzimmer – es ist eine Wohnung, die durch zwei Stockwerke geht – fühle ich mich wie in einem Brunnenschacht.
Das Frühstück bereite ich mir wie ein Automat. Kaffee, Kondensmilch, Toast. Heute morgen erschreckte mich der laute Rülpser, den ich losließ, als ich mit dem Milchkaffee fertig war, und ich blieb stehen und betrachtete durch das Fenster die Dächer des Vedado-Viertels und das Meer. Ich werde allmählich zu einem Vieh. Da niemand im Hause ist, lasse ich mir alles durchgehen. Ich erinnerte mich an meinen Vater, wie er aufstieß und furzte, wenn er sonntags allein an der Toreinfahrt saß. Wenigstens brauche ich jetzt nicht mehr jeden Sonntag die Alten zu besuchen!
Ich darf nicht zulassen, daß mir das wieder passiert. Auch wenn niemand im Haus ist, muß ich mich benehmen wie ein zivilisierter Mensch. Ich hätte mich schrecklich geschämt, wenn jemand diesen Rülpser eines befriedigten Tieres gehört hätte. Der Rülpser eines alten Mannes, der die Kontrolle über seinen Körper verloren hat.
Sie hat fast alles in den Schubladen gelassen, so als lebte sie noch mit mir zusammen. Ich weiß noch nicht, ob ich alles wegwerfen oder dalassen soll; ich bin nicht sicher, ob ihre Sachen mich beruhigen oder abstoßen. Ich habe die breite flache Schublade geöffnet und stand eine Zeitlang wie betäubt vor diesem ganzen Mist, ohne etwas anzufassen. Ich verstehe nicht, wieso sie nicht alles irgendwo verwahrt hat, bevor sie wegging, oder es einer Freundin schenkte, oder dem Mädchen. Alles besser, als das Zeug einfach da zu lassen, so, als läge sie noch in diesem Augenblick auf dem Bett und läse *Die Ballade vom traurigen Café*, das Buch, das sie auf ihrem Nachttisch zurückgelassen hat.
Ich hätte alles weggeworfen. Es ist mir unangenehm, etwas zu hinterlassen, Spuren, Gegenstände, die die andern dazu benutzen könnten, mich zu beurteilen, mich zu zerstören. Ich würde wünschen, daß nur die Ordnung bleibt, die ich meinen Dingen gegeben habe. Ich, wie Montaigne sagte, weiß mehr über mich als jeder andere. Laura sieht die Sache nicht so. Ich habe achtzehn verschiedene Lippenstifte gezählt. Und das, obwohl sie immer behauptete, in Habana gäbe es hinten und vorne nichts mehr! Dazuzählen muß man die, die sie bestimmt mitgenommen hat. Einige waren fast aufgebraucht, aber andere waren neu. Ich habe einen hochgedreht und wieder zurückgeschraubt und glaube, daß es nichts Obszöneres gibt als einen Lippenstift. Die Namen der Farben sind wirklich exotisch: Black Magic, Café Expreso, Mango Sherbet, Pink Champagne, Aqua Rosa, Pastel Red, Chianti ... Farbtöne mit leichten Unterschieden. Um die Wahrheit zu sagen, ich habe nie genau darauf geachtet, wie sie die

rosa Färbung ihrer Lippen je nach der Tageszeit oder dem Kleid veränderte. Ich hab das versäumt. Ab und zu sah ich mal hin; aber im allgemeinen war ich blind. Nie wieder habe ich den Geschmack von Lippenstiften so genossen wie als ganz junger Mann, wenn ich irgendeine kleine Nutte küßte oder Gloria, meine erste Freundin. Ich glaube, die Konsistenz und der Geschmack des Lippenstiftes war das, was mich am meisten erregte. Wenn ich nachts nach Hause kam, in mein Zimmer, kriegte ich fast eine neue Erektion beim Betrachten des rotgefleckten Taschentuches.
Sie hat alle die chinesischen Schmuckstücke dagelassen, die sie in der letzten Zeit jedesmal vom Einkaufen mit nach Hause brachte. Sie sagte, das sei das einzig Neue, das es in Habana gäbe. Ich glaube, sie hätten ihr ohnehin nicht erlaubt, all ihren Schmuck mit rauszunehmen, denn ich sah, daß sie sogar eine von ihren Perlenketten zurückgelassen hat; den einzigen Schmuck, glaub ich, von dem ich ihr klarmachte, daß sie ihn regelmäßig tragen sollte. Ich glaube, ich habe ihr wirklich beigebracht, die Einfachheit der Perlen zu schätzen. Eine schöne Scheiße!
Ich rieb eins der Strumpfpaare, die sie liegengelassen hatte, zwischen den Fingern und hörte entzückt, wie die synthetischen Fasern zischten, genau wie wenn sich ihre Beine beim Gehen aneinander rieben. Dann nahm ich eine Haarnadel und bohrte damit in meinem Ohr herum, wobei ich zuerst das Ohrenschmalz herausholte und mich dann nur einfach kratzte, bis ich mein blödes Gesicht im Spiegel der Kommode sah. Ich hatte weiß verdrehte Augen wie die Mystiker oder die Verliebten.
Ich bin zu dem Schluß gekommen, daß es mich freut, ihre Sachen so in den Schubladen zu sehen, und die Kleider im Wandschrank, und die Schuhe, die sie da reingeschmissen hat. Es ist fast, als hätte ich sie noch. Eigentlich bestand sie aus den Sachen, die sie anzog und aufbewahrte. Die Gegenstände, die sie umgaben und die sie benützte, waren ebenso ein Teil von ihr wie ihr eigner Körper. Gegenstände sind weniger undankbar als Menschen. Auch ein vulgäres *Chanel No. 5* hat sie dagelassen. Laura war die Summe aller dieser Dinge. Das was sie dagelassen hat, reicht sogar dafür aus, daß ich wieder mit ihr schlafen kann.
Das einzige, was mich wirklich ärgert, ist, daß sie die römische Münze dagelassen hat. Sie hat mich also doch hereingelegt: in Wirklichkeit hat ihr dieses Geschenk nie gefallen. Ja, es stimmt, daß sie, als ich ihr die abgenutzte grünliche Münze zum erstenmal zeigte, eine Grimasse schnitt – ich konnte nicht herausfinden, ob vor Ekel oder Überraschung. Heute weiß ich, daß es Ekel war. Als ich sie in Rom fassen ließ, gingen wir zusammen in den Juwelierladen in der Via Veneto, um sie abzuholen. Und ich hing sie ihr um, während sie selbst ihr Haar im Nacken hochhob.

Was sagte noch dieser verdammter Italiener zu mir? La sensualitá provocata dalla donna . . . una delle prime cause della putrefazione e morte dell' anima. So ähnlich.
Die Münze hat auf der einen Seite eine Frauengestalt, man kann noch die Falten der Tunika erkennen. Auf der andern Seite ist das Profil eines Kaisers. Ich habe mir nie die Mühe gemacht herauszufinden, aus welcher Zeit sie stammte und wieviel sie wert war. Ich habe einen Haufen Lire bezahlt . . . Sie gefiel mir einfach, und ich dachte an die Hunderte von Personen, die die Münze benutzt hatten und die jetzt tot waren; es kam mir fast so vor, als sähe ich einen römischen Diener auf dem Markt Aale kaufen.
Das ist es, was mich am meisten stört; daß sie die römische Münze dagelassen hat. Mir sind Gegenstände lieber als Menschen. Deshalb fühle ich mich nicht allzu allein im Haus: die Sessel, die Bücher, das Bett, die sauberen Leintücher, der Eisschrank, die Badewanne mit heißem und kaltem Wasser, Zucker, Kaffee, die Bilder, und alles was in den Zimmern herumliegt – das leistet mir Gesellschaft.

Ich habe Pablo getroffen. Das ist so banal wie dieser kurze Satz. Ich habe Pablo getroffen. Was mich am meisten quält, ist, daß ich mich bei allen Menschen unbehaglich fühle. Die Leute kommen mir von Tag zu Tag dümmer vor; und ich bin auch nicht klüger geworden. Wenn ich mir vorstelle, daß wir fast fünf Jahre lang immerfort zusammen waren! Esther, seine Frau, sprach wenig und warf viele Blicke; deshalb gefiel sie mir. Wir vier waren die ganze Zeit zusammen: zwei Abende in der Woche ins Kino, Freitagabend in irgendein Varieté, und samstags und sonntags waren wir am Strand. Wichtig war, daß man sich nicht langweilte. Wenn ich heute daran denke, sehe ich, daß ich meine Zeit elend vertan habe.
Ich glaube, wir taten uns zusammen, weil Pablo diese ungesunden Filme gefielen, wie *Rashomon*, *Der Schnee ist schmutzig* oder *Plötzlich im letzten Sommer*, und weil er eine erstaunliche Fähigkeit hatte, bei allen Leuten die Defekte zu sehen. Vor allem deshalb. An den Wochenenden am Strand lagen wir im Sand und lästerten über die Leute. Niemals werde ich vergessen, was er sagte, als Anita Mendoza vorbeikam und ihn nicht grüßte. »Kannst du dir das vorstellen? Anita, so hübsch wie sie ist, hat den Bauch voll von schwarzen Bohnen. Ich hab sie heute beim Mittagessen auf der Terrasse gesehen.« Jedesmal, wenn ich eine hübsche Frau sehe, kann ich nicht anders, als verstohlen auf ihren Bauch zu blicken und mich zu fragen: Was hat sie wohl heute gegessen?
Das war, obwohl es sich wie ein Witz anhört, ein tödlicher Schlag für

meine romantische Vision von der Liebe, selbst von der fleischlichen. Wäre es statt der schwarzen Bohnen – die man sich immer dick und teuflisch vorstellt – eine getrüffelte Ente gewesen, Fasanenpastete, Lachs, Käsesoufflé, ich weiß nicht was, meinetwegen auch nur Apfelkuchen oder Himbeergelee, dann hätte es mir nicht die Weltanschauung zerrissen.
Es schmeckt schon gut, so ein Gericht von schwarzen Bohnen, obwohl es mit Zivilisation nichts zu tun hat. So ist es mit allem, was uns umgibt: tiefste Unterentwicklung! Selbst die Gefühle des Cubaners sind zurückgeblieben: seine Freuden und Leiden sind primitiv und direkt, sie sind unberührt und unverhüllt von aller Kultur. Die Revolution ist das einzig Komplizierte und Ernsthafte, das den Cubanern jemals in den Kopf gekommen ist. Aber von da bis zu dem Tag, an dem wir mit den zivilisierten Ländern gleichziehen, werden noch viele Jahre vergehen.
Für mich ist es jedenfalls zu spät. Rimbaud hat weniger Recht als ich auszurufen: Il m'est bien évident que j'ai toujours été race inférieure. Je ne puis comprendre la révolte. Ma race ne se souleva jamais que pour piller: tels les loups à la bête qu'ils n'ont pas tuée.
Das ist schon alles ziemlich beschissen.
Pablo haut auch ab. Er ist ein ganz geriebener Kretin. Das sehe ich jetzt ganz scharf; immer wenn er den Mund öffnet, kommt eine Dummheit heraus. Er hat sich über die Leute der Gesellschaft lustiggemacht, um sich zu amüsieren, nicht um sie zu vernichten. Das ist das einzige, wofür ich der Revolution dankbar bin: die Leute fertiggemacht zu haben, die hier überall mitmischten! Ich kann nicht sagen regierten, denn sie hatten nicht einmal eine Vorstellung davon, was eine herrschende Klasse ist. Niemals lasen sie ein Buch; ich glaube, ich habe Mestre einmal sagen hören, er hätte ein sehr interessantes Buch gelesen: *The revolt of the masses;* er hatte Ortega als Taschenbuch gelesen – das schadet nichts; aber auf englisch – das allerdings ist der Gipfel.
Die cubanischen Damen zogen sich an wie Nutten. Im Volk hat das wenigstens noch Anmut: all diese Frauen in auffallenden und enganliegenden Kleidern; aber in der cubanischen Bourgeoisie konnten einem die Frauen leidtun, überall Schmuck, sie sahen aus wie die Geliebten irgendeines jüdischen Händlers aus der Delancey Street in New York.
Jetzt fällt mir dieser kümmerliche Arzt wieder ein, Abkömmling einer alten, schon degenerierten Familie – der Urgroßvater kämpfte im 68er Krieg –, den wir in Paris getroffen haben. Er machte sich über die französische Medizin lustig, sagte, daß die Medizin in Cuba viel weiter sei, weil sie dort die neueste Eiserne Lunge und den letzten Typ von Seziermesser aus den Vereinigten Staaten hätten. Er hatte keine Vorstellung von der

Erfahrung und dem Denken, das in den besten französischen Krankenhäusern angesammelt ist, auch wenn sie nicht das neueste parfümierte Desinfektionsmittel haben. Sie sind Genies der Diagnose. Laura sprang ihm sofort zur Seite: sie sagte, daß in Paris alle Leute stänken und die Bäder aus Methusalems Zeiten stammten. Ich sah Laura verwirrt an – ich bewunderte sie geradezu, weil sie derartig oberflächlich war – und sagte dem Doktor, daß ich von Medizin ungefähr soviel verstünde wie ein Chauffeur vom Motor seines Wagens. Er wusch sich zweimal die Hände, einmal vor und einmal nach dem Essen. Ich bin sicher, das tat er nur, um Laura zu beeindrucken.

Ich kann nicht an die cubanische Bourgeoisie denken, ohne Schaum vor den Mund zu bekommen. Ich hasse sie inbrünstig. Sie tun mir leid: weil sie etwas hätten sein können und es aus lauter Blödheit nicht waren ... Man muß wissen, daß ich eine Zeitlang versucht habe, sie zu überzeugen, daß sie sich um die Politik kümmern müßten, studieren, was in der Welt vorgeht; ich bestand darauf, daß das Land modernisiert werden müßte: die Hütten und die ganze »Saftigkeit« Cubas müßte weg, alle Leute sollten Mathematik studieren. Nichts. Und mit ihnen bin auch ich untergegangen. Jetzt ganz allein ...

Pablo ist einer von ihnen, die gleiche Brut. Er glaubt, er glaubt wirklich, daß die Regierung über Nacht stürzen wird. Er ist ein solcher Idiot, daß er sogar sagt, alle Welt sei gegen die Regierung. Pablo hat die Tendenz, seine Gefühle zu projizieren, zu glauben, daß er das Maß aller Dinge sei; wenn Pablo unzufrieden ist, ist alle Welt unzufrieden, denn er ist das cubanische Volk; die andern gibt es nicht, sie sind nur ein Reflex seiner Launen. Und das nach Playa Girón! Die ganze Zeit redet er von der Unzufriedenheit der Leute. Daß die Bauern nicht arbeiten wollen. Er weiß nicht, was ein moderner Staat ist. Die teuflische Macht und die Hilfsmittel, die er zur Verfügung hat. Jetzt, wo es wahrhaftig einen Staat in Cuba gibt!

Pablo sieht eine Schlange vor einem Geschäft und lächelt. Der Dreckskerl! Er lächelt wie ein Heiliger vor dem leuchtenden Bild Gottes. Er sagt, das einzige, was ein Cubaner nicht aushält, sei der Hunger. Wieviel Hunger hat das cubanische Volk aushalten müssen, seit die Spanier gekommen sind! Die Goldwäscherei, die Sklavenbaracken, der Unabhängigkeitskrieg, der Wirtschaftskrach ... Die Krise in den dreißiger Jahren: zwanzig Eier für eine Pesete, und kein einziger gewöhnlicher Cubaner hatte eine Pesete in der Tasche. Das Blöde ist, daß ich alles gesehen, alles beobachtet habe – und zuviel gelesen. Deshalb bin ich gelähmt.

Er ist ein solcher Träumer, daß er schon an das Geschäft denkt, das er auf-

ziehen will, wenn er zurückkehrt. Und zwar nachdem die Yankees alle Kommunisten getötet und die Insel Cuba den anständigen Cubanern zurückgegeben haben. Ach Pablo, Pablo! Ich gab ihm *To the Finland Station* von Edmund Wilson, damit er irgendwie eine Vorstellung von der Entwicklung der sozialen Ideen, des Sozialismus bekäme, von der Französischen bis zur Russischen Revolution. Ich bin sicher, daß er nicht einmal hineingesehen hat, als er nach Hause kam. Wenn er im nächsten Monat abzieht, werde ich ihn in aller Seelenruhe verschwinden lassen.
Alle machen sich etwas vor. Die Gegner, weil sie überzeugt sind, daß sie ihre bequeme Ignoranz leicht zurückerobern werden; die Revolution, weil sie glaubt, sie könnte dieses Land aus seiner Unterentwicklung reißen.

Eben habe ich mir eine Zigarre angezündet. Seit mehr als zwanzig Jahren rauche ich, und noch immer weiß ich nicht, ob ich Tabak mag oder nicht. That's the story of my life. Ja, nach dem Essen schmeckt er mir, er nimmt den Essensgeschmack. Manchmal zerstreut mich der Rauch, der beißende Geschmack, zuzusehen, wie etwas sich verzehrt. Ich habe mich jetzt entschlossen, nur zu rauchen, wenn ich das Bedürfnis danach habe, und niemals eine Zigarre anzuzünden, wenn ich mich langweile. Darin hatte Eddy recht. Ich will nichts weiter als vor dem Loch fliehen, das ich in mir habe. Ich will mich einsam fühlen und sehen, wie weit ich komme, ob ich den Boden der Leere erreiche. Manchmal halte ich es nicht aus und lasse mich in meinem eigenen Körper versinken! Jetzt habe ich schon das Zigarrenende im bronzenen Aschenbecher zerdrückt.
Überall sind Fallen. Jetzt habe ich ein neues, quälendes Laster: mein Leben hängt an Noemís Besuchen. Dreimal in der Woche kommt sie, um die Wohnung sauberzumachen. Sie ist zwei oder drei Stunden im Hause, und dann bin ich ein anderer Mensch. Alles was ich dann tue, tue ich ihretwegen; in dem vollen Bewußtsein, daß sie mich hört und mich sehen kann. Gerade jetzt höre ich sie, wie sie unten das Wohnzimmer putzt. Ich habe mich zum Schreiben hingesetzt, damit sie nicht denkt, daß ich bin, was ich bin: ein Nichtstuer. Deshalb habe ich auch angefangen zu rauchen; bestimmt hat sie das Geräusch des Streichholzes gehört und riecht den Tabak. Der Blick eines andern kann einem das Leben vollständig verändern und den ganzen Tag zu einer bloßen Pose machen, zu einem Akt, den man für die andern in Szene setzt. So war mein Leben, bis sie alle miteinander abgehauen sind und mich allein gelassen haben.
Ich bin nervös, weil ich Noemí haben will. Eben ist sie lächelnd am Türrahmen vorbeigegangen. Ich möchte sie anfassen und traue mich nicht. Ich weiß nicht, ob sie mich zurückweisen würde. Das wäre ärgerlich; ich sähe

mich gezwungen, sie zu entlassen, sie nicht mehr zu sehen und ein anderes Mädchen zu suchen, das die Wohnung saubermacht, die Kleidung zur Reinigung bringt und meine Lebensmittelzuteilung abholt. Das Leben besteht aus unerfüllbaren Sehnsüchten und Banalitäten. Was würde Noemí denken, wenn sie über meine Schulter die Scheiße lesen könnte, die ich schreibe!

Ich habe versucht, ihr sympathisch zu sein. Neulich kam sie, während ich frühstückte, und ich lud sie ein, einen Milchkaffee zu trinken. Sie nahm an und setzte sich sofort zu mir an den Tisch. Eigentlich hat es mich erstaunt. Es konnte zwei Gründe haben: Hunger oder Sichanbieten. Ich denke noch immer darüber nach. Sie ist in Matanzas geboren und Protestantin. Sie kommt schon seit über einem Jahr zum Saubermachen ins Haus, und ich habe nie darauf geachtet, daß sie Augen hat wie eine Chinesin; wenn die Augen offen sind, verschwinden die Lider vollkommen. Man sieht den fleischigen Rand des Lides nicht, wenn sie einen gerade anschaut; es ist, als hätte man ihr die Augen mit einem sauberen Schnitt geöffnet. Als sie mir sagte, daß sie Protestantin ist, fragte ich sie – mir fiel nichts anderes ein –: »Warum?« »Ich weiß nicht«, sagte sie, und ich wollte nicht weiter fragen, damit sie nicht dächte, ich wollte mich über sie lustig machen. Allerdings fragte ich sie noch, ob sie im Yumurí-Fluß getauft sei, und sie schilderte mir ziemlich ausführlich die Vorbereitungen zur Zeremonie, das weiße Hemd, das sie sich hatte machen müssen. Während sie das erklärte, sah ich mich selber, wie ich sie ergriff und untertauchte, und weidete mich an der Vorstellung des nassen Kleides, das ihr am Körper klebte. Ich könnte sie mit Leichtigkeit aufheben, sie ist sehr klein; sie macht mir den Eindruck, als seien ihre Knochen mit Luft gefüllt wie bei den Vögeln. Wenn sie sich ein bißchen zurechtmachte – ohne diese abscheuliche Löckchendauerwelle – und sich besser anzöge, wäre sie sehr attraktiv. Sie hat den Körper eines Mannequins von *Vogue* oder *Harper's Bazaar*. Sie ist schlank, und die wenigen Pölsterchen, die sie hat, sitzen alle an der richtigen Stelle.

Jetzt ist sie im Schlafzimmer; bestimmt denkt sie an mich, während sie das Bett macht. Ich habe Lust, rüberzugehen und sie zu umarmen, ohne etwas zu sagen, sie einfach zu umarmen und zu sehen, was passiert.

Ich traue mich nicht.

Noemí. Ist das nicht ein Name aus der Bibel? Ich muß nachschlagen.

Und wenn sie mich nicht abweist? Dann hätte ich mir das Leben schon wieder durch eine Frau schwergemacht. Sie würde sofort Sachen von mir verlangen, würde zu mir ziehen und mir das Leben unerträglich machen. Ich will keine Probleme haben. Es ist besser so. Sie zu besitzen wäre viel

leichter, als sie wieder loszuwerden. Es interessiert mich immer, die Frauen in das Bild zu verwandeln, das ich mir von ihnen gemacht habe, und das würde mich viel Zeit kosten. Ich würde keine Energie mehr haben, um zu schreiben und zu denken. Ich kann nicht immer denselben Lastern verfallen. Lieber lasse ich mich mit einer Hure ein.

II

Ich erinnere mich genau an den Augenblick, in dem die Schlagersendung unterbrochen wurde. Noemí hob den Kopf, ihre Haarspitzen waren kurz und unordentlich und schwärzer als die dunkle Rückwand des Bettes, sie berührte kaum das Kissen und küßte mich sorgfältig. »Aggressive conduct, if allowed unchecked and unchallenged, ultimately leads to war . . .«
»Wer redet da?« fragte Noemí, nachdem sie mich einige Zeit so festgehalten hatte. »Ich glaube Kennedy . . .« Ich kann nie etwas behalten und erinnere mich doch an diese Worte: »I have directed . . . initial steps be taken immediately . . . a strict quarantine on all offensive military equipment . . . continued and increased close surveillance of Cuba and its military buildup . . . It shall be the policy of this nation to regard any nuclear missile launched from Cuba . . . as an attack by the Soviet Union on the United States requiring full retaliatory response upon the Soviet Union . . . Now your leaders are no longer Cuban leaders . . . they are puppets and agents of an international conspiracy . . . Your lives and lands are being used as a pawn by those who deny your freedom . . .« Oder so ähnlich. Und noch andere schreckliche Sätze.
»Was sagt er?« Ich starrte auf das pergamentfarbene Tageslicht auf dem Radiogehäuse. »Ich weiß nicht . . . Er sagt, auf Cuba seien russische Raketen.« »Was ist denn das, Liebster?« fragte sie mich, während sie mich küßte, aber ich empfand nichts mehr. Ich war erstarrt. »Die Atombombe?«
»Ja, die Atombombe«, sagte ich. »Er sagt, sie haben Beweise, Photographien. Er sagt . . . Ich vermute, die Yankees, die Marines werden landen, und zuerst werden sie Habana bombardieren. Ich glaube es einfach nicht, Raketen, hier in unserem kleinen Cuba!« Noemí löste die Umarmung und rief aus: »Verdammter Mist!«
Wir blieben eine Minute lang liegen und sahen zur Decke. Splitter, Münzen, Späne von Licht drangen durch ein paar Spalten der halbgeöffneten Läden. Lichtspeere bewegten sich am Betthimmel, und deutlicher denn je hörte man unten auf der Straße die Autos vorbeifahren, besonders die Luftdruckbremsen der Autobusse.

Alles war vorbei. Die guten Dinge kommen immer zu spät, wenn man sie schon nicht mehr genießen kann. Noemí neben mir, und ich konnte nichts Zärtliches empfinden, nur Entsetzen. Statt meine Haut zu spüren, fühlte ich meine Rippen und wie die Lungen sich mühsam füllten und leerten. Wir lagen nackt im Bett, ungeschützt, zwei haarlose Tiere ohne starke Muskeln, ohne Verteidigung, hilflos. Die Sinnlichkeit hatte sich in Trauer verwandelt. Ich kam mir lächerlich vor, so vollkommen nackt im Bett, mit gespreizten Beinen und mit Lungen, die sich voller Angst vollsogen und leerten. Noemís kleine Brüste, ihre schwarzen Brustwarzen neben mir verwirrten mich.

Ich schreibe bloß so vor mich hin. Alles ganz sinnlos. Nichts ist geschehen, doch ich fühle mich wie erstickt. Die Leute – ich komme eben von der Straße zurück – bewegen sich und reden von Krieg, als sei das ein Spiel. Ich habe die deutschen Städte nach dem Krieg gesehen. Die Ruinen von Hamburg und Berlin, wie zerfressene Zähne. Die Leute, winzig, unbedeutend, atmend zwischen den Trümmern. Die Verstümmelten. Hunger und Angst und die Kleinheit der Menschen. Sie wissen nicht, was geschehen kann. Sie sind verrückt. Ihre Gelassenheit ist bewundernswert. Ich schreibe, um mich zu zerstreuen, um zu sehen, ob ich ein bißchen besser atmen kann. Ich sehe die Sachen in der Wohnung an, und sie sagen mir nichts.
Ich war einen Monat lang allein in Deutschland, nach dem Krieg. Es war Ende 47; ich hatte Dollars, und das machte mich zu einem König. Aber ich genoß es nicht; genießen!, ich verstand nichts. Ich war vierundzwanzig Jahre alt und verliebt. Damals floh ich vor Hanna und fühlte mich beschissen, wie ein Jude, der reif für den Krematoriumsofen war. Ich versuchte, die Erinnerungen von mir zu schieben. Wer mochte schon mit einer deutschen Frau ins Bett gehen, die in einem halbzerstörten Haus lebte, fast ohne Essen, mit einem im Krieg gefallenen Bruder? Alle hatten sie ihre Dramen, kümmerlich, aber wirklich. Alles war durcheinander. Den ersten Schlag kann ich nicht vergessen, ich spüre ihn heute noch, ganz deutlich: Ich ging auf der Straße und warf eine Kippe weg. Sofort stürzten sich drei oder vier Typen darauf, um sie aufzuheben; ich weiß nicht, wo sie auf einmal alle herkamen. Ich wurde rot. Sogar ein kleiner Dicker mit Sakko und Krawatte wollte sie aufheben, er sah anständig aus, der Typ des deutschen Professors, und er stürzte sich auf die Kippe, mit einer Ledermappe in der Hand und allem. Ich schämte mich zuzusehen. Ich hob den Kopf, das weiß ich noch, und sah Ruinen: ein Zimmer ohne Dach mit nur zwei Wänden, rußbefleckt, grün, mit Rokokogirlanden oben an der Decke.

Wenn sie die sowjetischen Schiffe stoppen, die Kurs auf uns nehmen ... Wir sollen Atombomben haben! Wir und Raketen. Ich kann mir das einfach nicht vorstellen. Man kann sich einen Schuß vorstellen, einen Faustschlag, die Explosion einer Granate. Was ich mir nicht vorstellen kann, ist die Stadt Habana, ausgelöscht durch eine Wasserstoffbombe. Hier werden sie doch keine Bombe werfen, das könnte die Luft in Florida verseuchen. Ich fühle mich wie die Kühe auf dem Gut, wenn es regnete. Sie blieben mitten auf dem Feld unbeweglich stehen.

Alles was mir einfällt, ist Unsinn angesichts dieser Tatsachen. Ich fühle, daß alles seine Proportionen verloren hat. Wir und der Rest der Welt. Die Atomenergie und meine kleine Wohnung. Alles ist falsch proportioniert. »Wir werden sie fer-tig-ma-chen«, sagte Fidel eben. Er packte den Stier bei den Hörnern. Zu allem bereit. Er ist verrückt. Einen Augenblick lang, während er sprach, hatte ich das Gefühl, er spräche von der einzigen Position aus, die es für uns geben kann. Wir sind auf der Höhe der Welt und nicht mehr unterentwickelt. Jetzt komme ich mir wieder dumm und unbedeutend vor ... Ich habe mich mitreißen lassen. Andere entscheiden über mein Leben. Ich kann nichts tun. Ich habe nichts zu bestimmen. Wenn ich mich zum Schlafen lege, kann es sein, daß ich nicht mehr aufwache.

»Wir erwerben die Waffen, die wir Lust haben zu erwerben ... und ergreifen die Maßnahmen, die wir für unsere Verteidigung für notwendig halten ... Welche sind das? Das brauchen wir den Imperialisten nicht zu sagen ... Unser Land wird von niemandem inspiziert, denn wir werden das niemals gestatten. Niemals werden wir auf das souveräne Vorrecht verzichten, daß wir es sind, die innerhalb unserer Grenzen entscheiden, und daß wir es sind, die inspizieren und niemand sonst ... Wer immer versuchen wird, Cuba zu inspizieren, der sollte wissen, daß er sich zum Kampf bereit machen muß! ... Wenn sie eine Blockade verhängen wollen, werden sie unser Vaterland nur größer machen, denn unser Vaterland wird zu widerstehen wissen ... Wir sind ein Teil der Menschheit und müssen solche Risiken eingehen, aber wir lassen uns nicht einschüchtern. Wir müssen in der Zeit, in die unser Leben gefallen ist, zu leben verstehen, und zwar mit der Würde, die uns ansteht. Wir alle, Männer und Frauen, Junge und Alte, sind eins in der Stunde der Gefahr!« Wir sind alle eins, ich werde sterben wie die andern. Diese Insel ist eine Falle, und die Revolution ist tragisch, tragisch, weil wir zu klein sind, um zu überleben, um zu siegen. Zu arm und zu wenige. Es ist eine sehr teure Würde. Ich will nicht denken. Ich erinnere mich an jeden Satz von Fidel mit völliger Klarheit, sogar die Betonung, ich habe das zwanzigmal gelesen, um die Leere auszufüllen, um mich abzulenken, und jetzt will ich alles vergessen. Ich will

mich verlieren. Verschwinden. Ich werde verrückt. Ich will nichts wissen. Nichts erinnern. Ich will kein untröstliches Gedächtnis haben.
Ich bin ausgegangen und zurückgekommen. Weder die Straße noch das Haus kann ich ertragen. Auf der Mole spritzten die Wellen gegen die Mauer. Eine Insel ist eine Falle, die Revolution hat uns alle hier erwischt; ich habe kein bißchen Erleichterung verspürt, als ich das Meer betrachtete. Es war nichts zu sehen, aber es schien mir, als zögen graue Panzerkreuzer und Flugzeugträger vorbei und berührten mein Gesicht. Bestimmt bombardieren sie zuerst, machen uns weich und zerstören, aber der Himmel schwieg, und ich war noch am Leben. Die Sicherheit dieser Minute hatte keinen Wert, es war eine Minute ohne Zukunft. Diese jetzt ist auch eine Minute ohne Zukunft. Alles kann plötzlich in »brüllende Flammen« ausbrechen, in »glänzende Helligkeit«, wie es in der monströsen Beschreibung der Wasserstoffbombe heißt, die ich eben gelesen habe. Es geschieht nichts. Und alles ist möglich.
Ich ging und ging, und plötzlich hörte ich ein brüllendes Geräusch, das über die breite Mole näherkam. Das Gebrüll schien die ganze Stadt zu füllen. Dann begannen Panzer vorbeizuziehen, Lastwagen, die Kanonen schleppten, Kanonen, dann viele Lafetten mit rätselhaften, verhüllten Lasten; und ein langer Transporter, fast unendlich, eine große Plane deckte alles zu, etwas Großes. Die Beine wurden mir weich, ich hatte Angst, wieder eingesperrt zu werden; nachts auf der Mole – da würden sie mich als Spion anklagen; ich schaute nicht mal hin, hörte nur das Gebrüll. Ich dachte, daß es eine Rakete sei, hochkonzentrierter Brennstoff, daß wir alle in die Luft fliegen konnten. Ich spürte einen Schlag am Bein, tat einen Sprung, hockte mich hin und fand ein Stück Asphalt. Die Panzerketten rissen in der Dunkelheit Asphaltbrocken los. Ich ging weiter. Die letzten Kanonen zogen vorbei und zielten auf den zurückgelegten Weg, wo auch ich stehengeblieben war.
Oben leuchteten die Sterne, unbedeutende Punkte im Himmel, der jetzt verschlossen ist. Die Sterne trösten niemanden. Sie ignorieren uns aus ihrer Ferne. Vollkommen gleichgültig. Nichts haben sie mit uns zu tun. Wieviel romantische Scheiße vernichtet die Revolution!
An Bombardierungen zu denken, an Invasion, an Blut, an stinkende, verstümmelte, verweste Kadaver ist schlimmer, als die atomare Zerstörung zu akzeptieren. Ja, ich würde lieber plötzlich alles in einer glänzenden Helligkeit zerplatzen sehen, verschlungen, zu Staub geworden durch die brüllenden Flammen, als ein Bein verlieren, auf der Straße verbluten. Mitten in einer sauberen Bombe sterben, wie Eisenhower sagte. Eine saubere Bombe, ohne allzuviel radioaktiven Schmutz in der Umgebung.

Früher hielt ich das für eine makabre und dumme Vorstellung, aber jetzt tröstet es mich, es ist eine großartige Situation, ein sauberer Tod, ohne Schmerz und Blut.
Wieder kam ein langer Transporter vorbei, wie ein Zug, noch einmal eine lange Masse, die von einer dunklen, schmierigen Plane bedeckt war. Es kam mir vor, als sähe ich eine Hand, die mir zuwinkte.
Jetzt sind wir ein modernes Land, wir haben die Waffen des zwanzigsten Jahrhunderts, Atombomben, Raketen, wir sind keine unbedeutende Kolonie mehr, wir sind in die Geschichte eingetreten. Wir haben die gleichen Waffen wie die Russen und die Amerikaner. Unsere Fähigkeit zu zerstören stellt uns für einen Augenblick den Großmächten gleich. Sie können uns nicht akzeptieren, da bin ich sicher, sie werden uns die Waffen entreißen, sie werden uns ignorieren, die Insel zerstampfen.
Ich habe nichts von Noemí gehört, wird sie morgen kommen? Morgen ist mir unwichtig. Ich kann niemanden lieben, alles ist zu einem Stillstand gekommen. Ich fühle mich unfähig, sie zu begehren. Das Leben ist zu Ende, ich muß alles loslassen: die Welt öffnet sich unter meinen Füßen, ich versinke im Leeren, ich werde wahnsinnig.

Aus dem Spanischen von Hildegard Baumgart

Sergio de Santis
Bewußtsein und Produktion

Eine Kontroverse zwischen Ernesto Che Guevara, Charles Bettelheim und Ernest Mandel über das ökonomische System in Cuba

In den Jahren 1963–1965 fand in Cuba eine interessante Debatte über die sozialistische Organisation der Ökonomie statt. Severio Tutino berichtete in *Rinascita* über den Höhepunkt der Auseinandersetzung, nämlich die Diskussion zwischen Bettelheim und Che Guevara.[1] Im folgenden wird eine breitere Bilanz der Kontroverse gezogen, wobei zuerst kurz der ökonomische Rahmen dieser Debatte aufgezeigt und danach Schritt für Schritt ihre gesamte Entwicklung dargelegt wird.

Als im Jahr 1963 die Debatte begann, befand sich die cubanische Wirtschaft in der dritten Phase der ökonomischen Neustrukturierung, die 1959 mit dem Sieg der Revolution begonnen hatte. Die erste Phase, genannt Phase der Umverteilung, hatte im ersten Jahr stattgefunden. In ihr hatte die revolutionäre Regierung mittels einer gerechteren Verteilung der Einkommen und durch eine Ankurbelung der Konsumgüterproduktion den gesellschaftlichen und ökonomischen Prozeß vorangetrieben.

Die Agrarreform war eine der wichtigsten Maßnahmen innerhalb der Bestrebungen, den Markt für und durch die Masse der Bevölkerung zu erweitern. Sie begann am 17. Mai 1959 mit dem Ziel, die Ungleichheit des landwirtschaftlichen Besitzes zu beseitigen, und zwar durch die Enteignung des Großgrundbesitzes und der Schaffung eines genossenschaftlichen Sektors, der neben dem mittleren und kleinen privaten Eigentum existieren sollte.

In der zweiten Phase, die als Phase des Übergangs bekannt wurde, gab es vorerst nur eine Stärkung des öffentlichen Sektors und einen vorsichtigen Versuch, mit den drei »Welten« Handel zu treiben. Die Starrheit der Vereinigten Staaten und der von Washington erklärte ökonomische Krieg verursachten jedoch einen Wechsel in der cubanischen Wirtschaftspolitik, die jetzt eine klare antiimperialistische Haltung annahm (daher die Nationalisierungswellen gegen nordamerikanische Gesellschaften im Herbst 1960) und die den Handel auf die sozialistischen Länder hinlenkte. In dieser Phase, die dem Jahr 1960 entspricht, entwickelte die revolutionäre Regierung ein nationaldemokratisches System, das sich auf einer Art Staatskapitalismus ohne eigentliche sozialistische Merkmale stützte.

Die dritte, vom Marxismus-Leninismus beeinflußte Phase begann 1961. Der Übergang wurde durch eine Reihe organisch einander verbundenen Maßnahmen eingeleitet, die darauf abzielten, eine tiefe strukturelle Veränderung des cubanischen Produktionssystems zu erreichen. Unter den wichtigsten dieser Maßnahmen müssen die folgenden angeführt werden:

1. Übergang zu einer fortgeschritteneren Phase der Agrarreform durch die Reorganisation der Verwaltung des Nationalen Instituts für die Agrarreform (INRA) unter der Leitung von Carlos Rafael Rodríguez; Schaffung eines völlig sozialisierten Sektors (landwirtschaftliche Volksbetriebe) neben dem genossenschaftlichen Sektor; Eingliederung der Kleineigentümer in eine Organisation, die derart gestaltet wurde, daß sie die Entwicklung von assoziierter Arbeit begünstigte (Asociación Nacional de Agricultores Pequeños – ANAP – Nationale Kleinbauern-Vereinigung).

2. Einleitung eines Industrialisierungsprozesses über ständige Defizite im Staatshaushalt. Ein Blick auf den Staatshaushalt von 1962 zeigt, daß von einer Gesamtausgabenhöhe von 1 854 Millionen Pesos (1 Peso = 1 US-Dollar) und 703 Millionen Investitionsausgaben allein 208 Mill. für die Entwicklung der Industrie bestimmt wurden, gegenüber 112 Mill. für die Landwirtschaft. Dem Industrialisierungsprozeß, dessen Verantwortung das Industrieministerium trug, das *ad hoc* gegründet wurde und unter der Leitung von Ernesto Che Guevara stand, waren anspruchsvolle Ziele gestellt: er sah die Entwicklung der metallurgischen, mechanischen und chemischen Zweige vor, eine höhere Ausnutzung der Energiequellen und eine wesentlich höhere Gewinnung von Kobalt und Nickel. Zusammen sollte dies eine jährliche Wachstumsrate der industriellen Produktion von 19,5% bewirken. In einigen Zweigen sollte sie sogar bei 26% liegen.

»1965 wird Cuba im Verhältnis zu seiner Bevölkerung das am meisten industrialisierte Land Lateinamerikas sein«, erklärte euphorisch im August 1961 der damalige Wirtschaftsminister, Regino Boti, der gleichzeitig Sekretär der zentralen Planungsorganisation war, anläßlich der ersten nationalen Produktionsversammlung. »Es wird an der Spitze sowohl bezüglich der Pro-Kopf-Erzeugung von Strom, Stahl und Zement als auch an der Spitze der Produktion von landwirtschaftlichen Zugmaschinen und raffiniertem Erdöl stehen.«[2]

3. Staatliche Kontrolle des Außenhandels und der inländischen Verteilung der Konsumgüter durch die Schaffung von zwei neuen Ministerien (MINCEX = Ministerium für den Außenhandel, MINCIN = Ministerium für den Binnenhandel), die das alte und wenig effektive Handelsministerium ersetzten.

4. Einordnung der gesamten wirtschaftlichen Tätigkeit in einen sozialisti-

schen Plan, dessen Aufstellung einer geeigneten Organisation aufgetragen wurde, dem Zentralen Planungsrat (JUCEPLAN). Auf dem Papier existierte dieser Planungsrat schon seit 1960, aber die Ausführungsgesetze, die seine Funktion genau festlegten, wurden erst 1961 erlassen. Gleichzeitig wurde der Planungsrat beauftragt, einen Vierjahresplan für den Zeitraum von 1962 bis 1965 aufzustellen. Nach dieser Periode, so hoffte man, würde es möglich sein, die cubanische Planung an die der anderen sozialistischen Länder anzupassen. Der Übergang zu sozialistischen Formen der Produktion geschah also sehr schnell und radikal; daher ermöglichte er die Bildung einer in hohem Maße sozialisierten Wirtschaft in einer erstaunlich kurzer Zeit.

Die cubanische Regierung sah sich aber 1963 in eine schwierige ökonomische Lage gedrängt, in der einige Zeichen einer bevorstehenden Krise klar erkennbar waren. Es gibt keine Zweifel darüber, daß die cubanischen Schwierigkeiten zum großen Teil durch externe Faktoren verursacht waren: z. B. die von den Vereinigten Staaten dekretierte und vielen ihrer atlantischen Verbündeten aufgezwungene Blockade; oder die bewaffnete Tätigkeit der Konterrevolutionäre, deren Bekämpfung große Teile des Verteidigungshaushaltes belastete; und die sowohl vom Inland als auch vom Ausland gelenkten Sabotageakte gegen die Produktionsanlagen (z. B. Zerstörung von Erdölraffinerien, Brandstiftung in Zuckerrohrfeldern usw.). Außerdem entstanden durch die Umorientierung des cubanischen Außenhandels auf den Osten recht anomale Verhältnisse: die Einbeziehung Cubas in die sozialistische Welt und die großzügige Hilfe hauptsächlich der Sowjetunion waren vor allem die Folge politischer Motive und nicht so sehr einer wirtschaftlichen Komplementarität, denn die UdSSR hatte schon lange vorher ihre Produktion von Zuckerrüben stark entwickelt, und sie war daher auf dem Wege, innerhalb von kurzer Zeit die vollständige Eigenversorgung mit Zucker zu erreichen. Die weiten Entfernungen, die das Transportsystem komplizierten und ein großes Netz von Lagerhallen erforderlich machten, verursachten zahlreiche technische und strukturelle Probleme (Cuba hatte keine solche Hallen, da sie wegen der geringen Entfernung zu dem früheren Handelspartner, den USA, nicht benötigt wurden). Schließlich wurde durch die Orientierung des Handels auf die sozialistischen Länder die Versorgung mit Ersatzteilen für die nordamerikanischen Maschinen, die auf der Insel in der Produktion vorherrschten, wesentlich erschwert.

Zu diesen sozusagen »objektiven« Schwierigkeiten kamen die Auswirkungen einiger negativer Tendenzen der Wirtschaftspolitik der revolutionären Regierung während der ersten Phase des sozialistischen Aufbaus. Die

Disproportionen traten 1963 durch die hartnäckige und vorurteilsfreie Analyse der verfolgten Ziele und der bis zu diesem Zeitpunkt angewandten Methoden zutage. Bei dieser Revisionsarbeit wurde die Regierung durch die wertvolle Hilfe einiger europäischer Ökonomen unterstützt, die als Berater herangezogen wurden. Unter ihnen befanden sich Charles Bettelheim, René Dumont, Ernest Mandel und andere.[3]

Zusammengefaßt waren die Schlußfolgerungen die, daß sich die Wirtschaftspolitik der revolutionären Regierung hauptsächlich wegen drei Fehlern in Schwierigkeiten befand, nämlich:

a) *Übergewicht des Sozialen über das Ökonomische.* Che Guevara gab zu, daß der Befriedigung von sozialen Bedürfnissen, der Angleichung der Löhne und der Erhöhung der Beschäftigung eine zu große Bedeutung gegeben und dabei die allgemeine Lage der Wirtschaft nicht gebührend beachtet worden war.[4]

Eine Reihe von in- und ausländischen Ursachen machte eine Anpassung des Wachstums der Produktion von Konsumgütern an die Bedürfnisse des jetzt entwickelteren Volksmarktes unmöglich. Außerdem führte die Vollbeschäftigungspolitik dazu, daß die große Masse von Saisonarbeitern, die früher jeweils nur zur Zuckerrohrernte eingesetzt wurden, jetzt nicht mehr zur Verfügung stand. In kurzer Zeit sah sich dieser Sektor daher ohne die nötigen Arbeitskräfte. Mit anderen Worten: Die cubanische Regierung hatte es nicht verstanden, während der Übergangsphase von einem am Markt orientierten System zu einem sozialistischen System, das außerdem sehr »durstig« war, rechtzeitig ihre ursprüngliche Umverteilungspolitik aufzugeben. Dies führte zu einer Reihe von ökonomischen Engpässen, die durch eine starke produktive Anstrengung und eine große Sparsamkeit korrigiert werden mußten, und zwar unter wesentlich schwierigeren Bedingungen, als wenn die Änderung einige Jahre vorher vorgenommen worden wäre.

b) *Politische Fehler.* Che Guevara gab zu, daß die Erfahrungen der sozialistischen Bruderländer schematisch übernommen worden waren, und daß dies ein wenn auch nicht allzu schwerwiegender Fehler gewesen war, der die Entwicklung gebremst hatte.[5]

Statt den revolutionären Prozeß den lokalen Anforderungen anzupassen, hatte sich die revolutionäre Regierung vor allem an einem im wesentlichen abstrakten Entwicklungsmodell orientiert, das sich auf Voraussetzungen stützte, von denen sich später einige als willkürlich herausstellten. Eine der wichtigsten von diesen Prämissen war, daß die Zuckerproduktion als eine zutiefst »koloniale« Produktion betrachtet und dabei nicht bemerkt wurde, daß die Monoproduktion nur innerhalb eines vom Imperialismus

beherrschten wirtschaftlichen und sozialen Rahmens dieses Merkmal aufweist. Dieser Fehler veranlaßte die Regierung zu einer rapiden Verminderung der Plantagen, in der Hoffnung, die landwirtschaftliche Produktion diversifizieren zu können, wobei der Fehler um so schwerwiegender war, als vorher nicht versucht wurde, durch Anwendung von chemischen Düngemitteln, häufigere Umpflanzungen, Be- und Entwässerungsanlagen usw. eine höhere Produktivität zu erzielen. So kam es, daß nach der hervorragenden Ernte von 1961 (6, 5 Millionen t Zucker) die Ernte von 1962 nicht mehr als 4,8 Mill. t betrug, und die Ernte von 1963 kaum noch 3,8 Mill., so daß der Ertrag um 1 Mill. t unter dem durchschnittlichen Ertrag in den Jahren 1953 bis 1960 lag.

Ein anderer politischer Fehler war der Glaube, der Industrialisierungsprozeß könne unter den spezifischen cubanischen Bedingungen in kurzer Zeit die Funktion des alleinigen »Motors« der nationalen Entwicklung übernehmen. Wie ein unparteiischer Beobachter, Max Nolff, hervorhob, gibt es in Cuba gute Perspektiven für ein allmähliches Wachstum der industriellen Produktion, allerdings langfristig, und es muß weitgehend mit den Einnahmen aus den Ausfuhren von landwirtschaftlichen Erzeugnissen finanziert werden.[6]

Es fehlten aber die Voraussetzungen für einen »Sprung nach vorn«, den der Plan für 1962–1965 vorsah, da es an industriellen Rohstoffen und Energiequellen (Öl und Wasserkraft) mangelte, die meisten Anlagen veraltet waren und ausgebildetes Personal fehlte. Auch ohne die fallende Produktivität des Zuckersektors hätte dies schon zu einem schweren Ungleichgewicht im Außenhandel geführt. Es war deshalb nicht verwunderlich, daß die industrielle Produktion in den Jahren 1961 und 1962 nicht mehr als um 8% stieg, was unter den gegebenen Bedingungen ein recht günstiges Ergebnis darstellte, von den optimistischen Zielen des Planes jedoch weit entfernt war.

Eine Reihe von Schwierigkeiten entstand auch wegen der Schnelligkeit, mit der die cubanische Regierung die Sozialisierung einer wachsenden Anzahl von Sektoren des Handels und der Industrie voranzutreiben suchte. Zweifellos war die Geschwindigkeit dieses Prozesses hauptsächlich von äußeren Ursachen bestimmt (dem kalten Krieg mit den Vereinigten Staaten, dem Widerstand des nationalen Kapitals usw.). Dumont meint aber, diese Entwicklung sei durch eine Art »ideologischer Eile« beschleunigt worden. So kam es nach Ansicht dieses Autors dazu, daß die Nationalisierungswelle des Jahres 1960 im Jahr 1961 auf zahlreiche Betriebe übergriff, die der Staat nicht verwalten konnte, deren Eigentümer sich aber dazu bereit erklärt hatten, mit den revolutionären Behörden zusammen-

zuarbeiten. Der Erfolg der Erfahrungen der Volksrepublik China in der Periode von 1949 bis 1956, erklärt Dumont, hätte die cubanische Regierung dahingehend belehren sollen, daß es besser ist, eine selektive Nationalisierungspolitik einzuschlagen. Dadurch wäre es möglich gewesen, die Unterstützung jener Gruppen der Bourgeoisie zu gewinnen, die sich ehrlich zur Mitarbeit bereit erklärten.

Endlich entstanden nach Ansicht einiger Beobachter noch weitere Disparitäten, als sich die revolutionäre Regierung entschloß, von der genossenschaftlichen Phase zu einer Art Sowchosen-Phase überzugehen, und zwar nicht nach sorgfältiger Erwägung der Vor- und Nachteile beider Formen, sondern geleitet von einem abstraktem Glauben an die immanente Überlegenheit der landwirtschaftlichen Volksbetriebe (Granjas del Pueblo) über die Genossenschaften.

c) *Technische und organisatorische Fehler.* Es ist hier nicht der Ort, eine ausführliche Analyse der technischen und organisatorischen Fehler zu unternehmen, die die ökonomische Entwicklung in der Phase, die wir jetzt betrachten, beeinträchtigt haben. Allgemein kann gesagt werden, daß die Verwaltung des öffentlichen Sektors stark unter bürokratischen Auswüchsen litt, mit allen damit verbundenen Nachteilen (Inkompetenz, zahlenmäßiges Anschwellen der Kader, ständige Weitergabe von Verantwortung an andere usw.). Die wirtschaftliche Aktivität des sozialistischen Sektors mündete somit in eine Situation der »freien Hand«, d. h. es wurden nicht alle Aspekte und Konsequenzen der verschiedensten Entscheidungen sorgfältig erwogen. Dies verursachte nach einigen Jahren erhebliche technische Schwierigkeiten (z. B. die landwirtschaftliche Diversifizierung auf Betriebsebene, mit dem Ergebnis, daß in einigen Betrieben teilweise mehr als zwanzig verschiedene Kulturen auf einer recht bescheidenen Anbaufläche vorzufinden waren), einige Engpässe in der Verteilung (z. B. Mängel in der Vermarktung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse), und eine Reihe willkürlicher Entscheidungen (z. B. bezüglich der riesigen Flächen einiger landwirtschaftlicher Betriebe ohne gebührende Beachtung der Transportmöglichkeiten).

Angesichts der drohenden Gefahr einer Krise entschloß sich die revolutionäre Regierung im Sommer 1963 zu einer weitgehenden Revision ihrer Wirtschaftspolitik, hauptsächlich hinsichtlich der Vorrangstellung der wirtschaftlichen Entwicklung und der Organisation des Sektors der Landwirtschaft und der Viehproduktion (auf die sich, wie wir gesehen haben, die technisch-administrativen Fehler am meisten ausgewirkt hatten). Die neue Politik schlug im wesentlichen zwei Richtungen ein:

1. *Rückkehr zur vorrangigen Entwicklung der Landwirtschaft im Ver-*

gleich zur Industrie. Schon im Haushalt wurde damit begonnen, das schwerwiegende Ungleichgewicht von 1962 zu korrigieren. Die Zuwendungen an die Landwirtschaft wurden auf 261 Mill. Pesos erhöht gegenüber 247 Mill. Pesos für die Industrie (der gesamte Haushalt betrug 2 094 Mill. Pesos). Im Sommer 1963 kündigte Fidel Castro offiziell die neue Richtung in einer noch entschiedeneren Form an:

»In dieser Dekade, und vielleicht auch in der nächsten, wird die Landwirtschaft die Grundlage unserer Wirtschaft sein, weil wir für unsere Entwicklung von ihr abhängen. Es gab eine Zeit, in der wir nicht genau wußten, was wir mit der Landwirtschaft machen sollten – unter anderem deshalb, weil wir von einer Reihe von Ideen der Vergangenheit bezüglich des Zuckerrohrs, der fehlenden Märkte, der Abschaffung unserer Zuckerquoten beeinflußt waren. Dies verwirrte uns längere Zeit, bis wir die Absatzmöglichkeiten für unsere Produkte innerhalb der sozialistischen Länder entdeckten. Eine Zeitlang vertraten wir absonderliche Ideen über das, was wir machen wollten, und über das, wie wir es machen wollten. Aber wir sind jetzt alle fest überzeugt und wissen sehr genau, daß die Grundlage unserer Entwicklung die Landwirtschaft ist, und daß wir gute Voraussetzungen zur Entwicklung dieser Landwirtschaft besitzen.«[7]

Diese Richtung schlug sich später im Haushalt für das Jahr 1964 nieder, in dem die Landwirtschaft von einer Gesamtsumme von 2 399 Mill. Pesos 343 Mill. erhielt, während die Zuwendungen an die Industrie schlagartig auf 194 Mill. gekürzt wurden.

2. *Reorganisation der landwirtschaftlichen Produktion und der Viehproduktion.* Am 3. Oktober 1963 wurde das Gesetz über die sogenannte »Zweite Agrarreform« veröffentlicht. Dieses Gesetz sah die Enteignung aller Mittelbetriebe vor, also jener, die eine Anbaufläche zwischen 70 und 400 ha aufwiesen, und die durch das erste Gesetz noch nicht enteignet worden waren. Auf diese Weise wurde eine Schicht der landwirtschaftlichen Bourgeoisie beseitigt, die sich entschieden gegen die Revolution gewandt hat. Gleichzeitig wurde den kleinen Eigentümern das dauernde Recht auf ihren Boden bestätigt, da, wie Fidel Castro sagte, die Zweite Agrarreform »definitiv und endgültig«[8] war.

Die Zweite Agrarreform versuchte auch, grundlegende Mängel des Agrarsektors aufzuheben. Das INRA, das jetzt den Rang eines Ministeriums erhalten hatte, wurde beauftragt, die Volksfarmen, die weit gestreut waren, zusammenzuschließen und ihre optimale Ausdehnung sowohl vom ökonomischen als auch vom administrativen Standpunkt aus zu bestimmen. Gleichzeitig wurde die Diversifizierung auf Betriebsebene aufgegeben, zugunsten einer Diversifizierung auf nationaler Ebene mit besonderer Berücksichtigung der regionalen Möglichkeiten. Landwirtschaftliche Experimente wurden jetzt auf wissenschaftlicher Grundlage betrieben.

Es handelte sich hier zweifellos um eine tiefgreifende Veränderung, aber

es konnte nicht erwartet werden, daß sie sofort alle Mängel der Organisation beseitigen würde, die die Produktivkraft des staatlichen Sektors gehemmt hatten. Es ist daher nicht verwunderlich, daß sich unter den Führern der Revolution erneut die Auseinandersetzung über die beste Methode zur Rationalisierung der sozialistischen Verwaltung im besonderen Rahmen der cubanischen Revolution entzündete.

Ein wunder Punkt war zumal die Planung – das Jahr 1962 hatte den Namen »Jahr der Planung« erhalten –, die wegen der vielen Improvisationen, der mangelnden statistischen Hilfsmittel usw. in der Praxis keine befriedigenden Ergebnisse gezeitigt hatte. In Februar 1963 veröffentlichte Che Guevara im wichtigsten theoretischen Organ der Partei, *Cuba Socialista*, den Artikel »Gegen den Bürokratismus«, in dem er die Improvisation (die er als »administratives Guerrillatum« bezeichnete) und das Fehlen von Organisation, dazu die Willkür, die Schwerfälligkeit und die Ineffizienz des Kontrollapparates der Verwaltung des öffentlichen Sektors angriff. Seine Kritik war allgemein gehalten, aber es war klar, daß eines ihrer Hauptziele die JUCEPLAN war.

»Das Zentralorgan der Wirtschaft, der Zentrale Planungsrat (Junta Central de Planificación), erfüllte seine Führungsaufgabe nicht und konnte sie auch nicht erfüllen, da er nicht die nötige Autorität über die Organisationen besaß, da er sich als unfähig erwies, präzise Anordnungen zu erlassen, gestützt auf ein einheitliches System, da er weder über angemessene Kontrollmöglichkeiten noch über die unentbehrliche Hilfe eines Perspektivplans verfügte. Übertriebene Zentralisierung ohne genaue Organisation bremst jede spontane Aktion, ohne an ihre Stelle richtige und zeitlich angemessene Anweisungen zu setzen. Eine Fülle von kleineren Entscheidungen verstellte uns den Blick für die großen Probleme, und so geriet die Lösung aller Probleme ins Stocken, in wirres Durcheinander. Entscheidungen in letzter Minute, in aller Hast ausgeführt und ohne vorherige Analyse, kennzeichneten unsere Arbeit.«[9]

Diesen organisatorischen, administrativen und technischen Mängeln fügte Che Guevara noch das Fehlen eines »inneren Motors« hinzu: »Damit meinen wir das mangelnde Interesse des Individuums, dem Staat einen Dienst zu erweisen und eine gegebene Situation zu überwinden. Ursache ist ein Mangel an revolutionärem Bewußtsein oder zumindest der Konformismus mit allem, was schlecht läuft.«[10]

Die Kritik Che Guevaras zielte nicht nur auf eine Reorganisation technischer und administrativer Art, sondern drückte gleichzeitig – oder besser, in einer Form dialektischer Wechselbeziehung – den Glauben an die Möglichkeit aus, die Entwicklung auf sozialistische Produktionsformen im Rahmen eines neuen Humanismus lenken zu können. Diese These entwickelte sich später in der Auseinandersetzung mit dem »ökonomistischen« Standpunkt seiner Gegner zu größerer und innerer Folgerichtigkeit.

Guevaras Kritik wurde von den von der revolutionären Regierung herangezogenen Ökonomen unterstützt. Einige von ihnen – vor allem Bettelheim und Dumont – übertrugen jedoch einen Teil der Verantwortung auf die mangelhafte Planung durch Guevara selbst. Sie behaupteten, daß die übermäßige Zentralisierung und die bürokratischen Auswüchse, die JUCEPLAN charakterisierten, nichts anderes waren als der Ausdruck der Mängel des sogenannten haushaltsmäßigen Finanzierungssystems, das innerhalb des staatlichen Industriesektors angewandt wurde. Die Angriffe gegen dieses vom Ministerium für Industrie in seinem Bereich eingeführte System stützten sich auf ein diesem entgegengesetztes System, nämlich das der Selbstverwaltung oder der finanziellen Autonomie, das vom INRA angewandt wurde und vom sowjetischen Prinzip der wirtschaftlichen Rechnungsführung angeregt war. Da alle Beiträge zu dieser Kontroverse direkt oder indirekt das Ziel hatten, eines der beiden Systeme zu kritisieren, um die Überlegenheit des anderen nachzuweisen, ist es notwendig, sie zusammenfassend darzustellen, ehe der Bericht fortgesetzt wird.

Die selbstfinanzierten Unternehmen führen ihre wirtschaftliche Aktivität innerhalb des Rahmens eines Entwicklungsplans mit weitgehender Autonomie bei der Rechnungsführung durch. Sie haben den Status einer juristischen Person; ihre Tätigkeit beruht auf dem Prinzip der Rentabilität, d. h. das Ziel ihrer Aktivität ist es, einen Gewinn zu erzielen. Der Staat versorgt sie mit den sogenannten »minimalen Grundfonds«, die unverkäuflich sind, aber sie finanzieren ihre Tätigkeit über Kredite, die sie bei den Banken erhalten und für die sie Zinsen zahlen müssen. Die Bank wird somit zu einem indirekten Kontrollinstrument über diese Unternehmensform, während die zentralen Organisationen nur eine globale Finanzkontrolle ausüben. Der Austausch von Produkten zwischen den verschiedenen Unternehmen ist ein echter Akt des An- und Verkaufs, so daß die Produkte schon innerhalb des öffentlichen Sektors zu Waren werden. Dem System der materiallen Anreize, das auf Betriebsebene angewandt wird, entspricht auch das System der Entlohnung der Arbeit, das auf einem Akkordsystem, also auf materiellen Anreizen beruht.

Die Unternehmen, die nach dem zweiten System der sozialistischen Verwaltung geführt werden, sind wesentlich enger an einen Plan gebunden. Jedes einzelne Unternehmen versteht sich als Teil eines umfassenderen wirtschaftlichen Komplexes. Die Bank hat einzig die Funktion, die Unternehmen mit den im Plan vorgesehenen Mitteln zu versorgen und als Rechnungsstelle zu dienen, ohne daß sich dabei irgendwelche Kreditbeziehungen ergeben. Der Transfer von Produkten von einem Unternehmen zum anderen wird daher auch nicht als ein Austausch aufgefaßt, sondern

als ein ausschließlich interner Vorgang, der Teil des gesamten Umwandlungsprozesses ist. Warenverkehr gibt es also erst, wenn das Produkt den sozialistischen Sektor verläßt und auf den Markt kommt. Die Tätigkeit basiert nicht auf dem Prinzip der Rentabilität, sondern auf der Erfüllung der Ziele, die im Plan vorgesehen sind; und die Kontrolle erfolgt durch die zentralen Stellen der sogenannten »konsolidierten Unternehmen« (Empresas Consolidadas), die die Rechnungsführung jedes Produktionszweiges an einer Stelle zusammenfassen. Was die Arbeitsverhältnisse angeht, so existiert als einziger direkter materieller Anreiz der Zeitlohn, der durch eine Reihe im wesentlichen moralischer Anreize ergänzt wird.

Auf die erwähnten Thesen reagierte Che Guevara indirekt, als er im Dezember in einer Rede vor den Studenten der Schule für Industrieverwaltung »Patrice Lumumba« die Bedeutung des moralischen Anreizes als »originäre experimentelle Grundlage« für den Aufbau des Sozialismus in Cuba unterstrich.[11] Die eigentliche Polemik begann erst einige Monate später, im Juni 1963, und zwar mit der Veröffentlichung eines Artikels des damaligen Ministers für Außenhandel, Alberto Mora. In diesem Artikel (»Zur Frage des Funktionierens des Wertgesetzes in der cubanischen Wirtschaft zum gegenwärtigen Zeitpunkt«[12]) kritisierte Mora die These »einiger Genossen« (die klar als Che Guevara und der Finanzminister Luis Alvarez Rom zu identifizieren waren), nach welcher das Wertgesetz innerhalb des staatlichen Sektors der cubanischen Wirtschaft nicht funktioniere. Mora behauptete dagegen: »Wenn darauf hingewiesen wird, daß das Wertgesetz funktioniert, wird nichts anderes ausgedrückt, als daß die Produktion ökonomisch gesehen durch den Wert reguliert wird, daß die Produkte entsprechend ihren Werten ausgetauscht werden, kurz, daß das Wertgesetz ökonomisch gesehen ein Regulator der Produktion ist«[13], auch in einer sozialistischen Gesellschaft.

Um seine These zu beweisen, untersucht Mora kurz die Entwicklung der kommunistischen Ideen seit Rosa Luxemburg und Bucharin über das Absterben der Politischen Ökonomie als Konsequenz der Aufhebung kapitalistischer Produktionsverhältnisse, bis hin zur sowjetischen Kontroverse für die Preisbildung in der Periode von 1956–1958. Er folgert:

»... Das Verhältnis, das nach unserer Darlegung die Kategorie des Wertes ausdrückt, ist ein ganz objektives Verhältnis: es ist das Verhältnis, das zwischen den begrenzt verfügbaren Ressourcen und den wachsenden Bedürfnissen des Menschen besteht ... Im Hinblick auf dieses Verhältnis drückt sich die Wertgröße aus: als das gesellschaftlich notwendige Quantum an Arbeit, um einen bestimmten Gegenstand zu produzieren. Man sollte sich daran erinnern, daß nur eine bestimmte Art von Arbeit Wert schafft: die gesellschaftlich notwendige Arbeit, das heißt die Anwendung der begrenzt vorhandenen Ressourcen für die Befriedigung eines gesellschaftlich anerkannten Bedürfnisses.

Es ist gerade dies Verhältnis, das die Kategorie des Wertes ausdrückt; es ist letztlich der Wert.
Aus dem Gesagten folgt: solange es notwendig ist, den defizitären Charakter des angegebenen Verhältnisses festzustellen, behält die Kategorie des Wertes einen Sinn. In dem Augenblick (und nur dann), wenn die verfügbaren Ressourcen in genügender Menge vorhanden sein werden, würde die Notwendigkeit, dieses Verhältnis auszudrücken, ihren Sinn verlieren. In diesem Augenblick und nur dann könnten wir also sagen, daß das Wertgesetz aufgehört hat zu funktionieren.«[14]

Der Wert bleibt also nach Mora als ökonomische Kategorie während der gesamten Übergangsphase zum Sozialismus bestehen, und auch in der Übergangsphase zum Kommunismus. Aber wie wirkt diese Kategorie in der konkreten Realität? Die Antwort Moras ist:

»Im Sozialismus konkretisiert sich der Wert durch die Planung, durch den Plan. Es ist gerade die bewußte Entscheidung der Planbehörde (JUCEPLAN), in der der Wert als ökonomisches Kriterium, als Regulator der Produktion, am vollkommensten erscheint ... Novošilov scheint grundsätzlich denselben Gedanken auszusprechen, wenn er den relativen Mangel an Produktivkräften als wirtschaftliches Kriterium bei der Festlegung der Investitionen hervorhebt.«[15]

Mora geht natürlich nicht so weit zu behaupten, das Wertkriterium solle die gesamte Planungsarbeit regieren. Es kommt also nicht darauf an, daß der gesamte Produktionsprozeß den Ansprüchen des automatischen Mechanismus des Wertgesetzes gerecht wird (diesen Mechanismus bezeichnet er weiterhin als typisch für die warenproduzierende Gesellschaft), sondern nur, daß in einer prinzipiell an anderen Kriterien (politischen, sozialen Verteidigung usw.) orientierten Planung die Wertindices genau beachtet werden müssen.
Kann aber innerhalb des sozialistischen Sektors, der, wie Che Guevara sagt, aus untereinander eng verbundenen Unternehmen besteht, die alle zu einem einzigen Produktionsmechanismus gehören und keine finanzielle Autonomie haben, das Wertgesetz noch funktionieren? Mora wendet sich gegen diesen Einwand:

»Wenn manche Genossen bestreiten, daß das Wertgesetz in den Beziehungen zwischen den Unternehmen innerhalb des staatlichen Sektors wirkt, dann argumentieren sie, daß der ganze staatliche Sektor ein einziges Eigentum darstellt, daß die Unternehmen Eigentum der Gesellschaft sind. Dies ist natürlich richtig. Ökonomisch ist es aber ein falsches Kriterium. Das staatliche Eigentum ist noch nicht das vollkommen entwickelte gesellschaftliche Eigentum, das erst im Kommunismus erreicht werden wird. Es genügt schon, auf die Beziehungen zwischen den staatlichen Unternehmen zu achten und zu sehen, wie Widersprüche zwischen ihnen auftreten und sie sich übereinander beschweren, um zu merken, daß gegenwärtig in Cuba der gesamte staatliche Sektor keineswegs ›ein einziges großes Unternehmen‹ bildet.«[16]

Wie man sieht, führt der Artikel Moras die Auseinandersetzung über bloß

einen Punkt (die Anreize) in eine viel allgemeinere Diskussion über die Prinzipien, auf denen das System der haushaltsmäßigen Finanzierung beruht.

Che Guevara antwortete im Oktober 1963 in seinem Artikel »Über die Konzeption des Wertes (Antworten auf einige Behauptungen über das Thema)«, der in der Zeitschrift des Ministeriums für Industrie *Nuestra Industria, Revista Económica* erschien. In dieser Entgegnung richtet Che Guevara den Blick fest auf die konkreten Probleme der sozialistischen Produktionsweise, die zur Diskussion standen. Er überläßt es anderen, die Fehler Moras auf der Ebene der ökonomischen Lehrmeinungen und der marxistischen Orthodoxie nachzuweisen[17], und beginnt sofort mit der zentralen Behauptung Moras bezüglich der fortdauernden Wirkung des Wertgesetzes auf den Plan, auch in der sozialistischen Gesellschaft.

»Wir sind uns dessen nicht so sicher: Unter der Voraussetzung, daß ein in allen seinen Teilen völlig harmonischer Plan aufgestellt wird, muß angenommen werden, daß er ein analytisches Instrument außerhalb seiner selbst enthalten muß, das seine Beurteilung ermöglicht, und mir fällt kein anderes Instrument ein als die Ergebnisse des Plans. Aber die Ergebnisse sind der Beweis a posteriori, daß alles gut oder etwas schlecht läuft (in bezug auf das Wertgesetz, versteht sich, da es Mängel anderen Ursprungs gibt). Wir hätten damit zu beginnen, die schwachen Punkte sehr minutiös zu studieren, um zu versuchen, praktische Maßnahmen zu treffen, wieder a posteriori, und die Situation nach und nach durch Versuche und durch die Erkenntnis unserer Fehler zu korrigieren. In jedem Fall wäre die Stabilität zwischen dem Warenfonds und der zahlungsfähigen Nachfrage der Maßstab der Kontrolle; die Analyse der nicht befriedigten Bedürfnisse würde nichts erhellen, da, per definitionem, die Voraussetzungen, um dem Menschen alles zu geben, was er braucht, in dieser Periode nicht existieren ... Es werden sich dann Spannungen bilden, die mit administrativen Maßnahmen korrigiert werden müssen, um einen Preiswettlauf zu verhindern, und es werden sich neue Verhältnisse bilden, die jedesmal mehr die Auswirkung des Wertgesetzes verdunkeln werden. Die Wirkungen können immer berechnet werden ... Im Plan aber wird es eine immer blassere Widerspiegelung des Wertgesetzes geben.«[18]

Che Guevara fügt hinzu, daß es nicht seine Absicht ist, die Gültigkeit des Wertgesetzes zu bestreiten, sondern festzustellen, daß es seine entwickelteste Form auf dem kapitalistischen Markt findet. Daher muß die durch die Sozialisierung der Produktionsmittel und des Verteilungssystems hervorgerufene Verzerrung des Marktes zugleich die Wirkung des Wertgesetzes derart verzerren, daß dessen bewußte Anwendung unmöglich wird.

Che Guevara bestreitet auch nicht, daß innerhalb der verschiedenen Unternehmen des staatlichen Sektors widersprüchliche Beziehungen existieren (und nicht nur zwischen den Unternehmen, sondern auch »zwischen den Fabriken eines Unternehmens, zwischen Werkstätten einer Fabrik und manchmal zwischen den Arbeitern einer Brigade, wie im Fall

einer Brigade mit zeitlich normierter Arbeit und mit Prämien, wo sie sich – um ein konkretes Beispiel zu geben – darin ausdrücken, daß eine Brigade sich weigert, einem ihrer Genossen zu erlauben, eine Produktionsstunde ausfallen zu lassen, um andere Genossen anzulernen, weil so die Produktivität der Gruppe fällt und damit die Löhne«[19], aber er zeigt, daß diese Widersprüche – im Unterschied zu jenen, die im Kapitalismus bestehen – keinen antagonistischen Charakter aufweisen und daher ohne eine Revision des Systems aufzuheben sind. Seine Schlußfolgerung lautet:

»Wir stimmen darin überein, daß der staatliche Sektor noch in keiner Weise ein großes Unternehmen bildet: wegen organisatorischer Mängel, mangels Entwicklung unserer Gesellschaft, und weil es zwei Finanzierungssysteme gibt. Um unser Konzept von einem einzigen Unternehmen auszudrücken, stützten wir uns hauptsächlich auf die Definition, die Marx von der Ware gibt: ›Um Ware zu werden, muß das Produkt dem andern, dem es als Gebrauchswert dient, durch den Austausch übertragen werden‹. . .
Wir glauben, daß der Wechsel von einer Werkstatt zur anderen oder von einem Unternehmen zum anderen im von uns entwickelten haushaltsmäßigen System nicht als ein Tauschakt bezeichnet werden kann, sondern einfach als ein Akt von Schaffung oder Hinzufügung neuer Werte durch die Arbeit. Das heißt, wenn Ware jenes Produkt ist, das durch einen Tauschakt den Eigentümer wechselt, dann wird das Produkt im haushaltsmäßigen System, in dem derartiges nicht geschieht, und der Tatsache wegen, daß alle Fabriken Staatseigentum sind, nur dann zu einer Ware werden, wenn es durch den Markt in die Hände des konsumierenden Volkes kommt.«[20]

Che Guevara griff im Februar 1964 mit seinem Artikel »Über das Haushaltsmäßige Finanzierungssystem« erneut in die Auseinandersetzung ein. In diesem Artikel werden seine Argumente in einer systematischen Form vorgetragen.
Er beginnt damit, nochmals die Diskussion um das Wertgesetz zu analysieren, um danach seinen eignen Standpunkt darzulegen. Dieses Gesetz, erklärt Che Guevara, drückt wie jedes ökonomische Gesetz definitionsgemäß eben nur eine Tendenz aus. Innerhalb einer sich bildenden sozialistischen Gesellschaft kann diese Tendenz einzig eine Tendenz zum *Verschwinden* sein, da das Wertgesetz an die Existenz einer warenproduzierenden Gesellschaft gebunden ist, die sich auf dem Wege der eigenen Auflösung befindet. Mit anderen Worten: Che Guevara betrachtet das Wertgesetz als »teilweise existent, nämlich aufgrund der in der Übergangsphase noch verbleibenden Reste der Warenproduktion«. Folgerichtig räumt er auch ein, daß es den Austausch zwischen dem Staat als Produzenten und den Konsumenten und ebenso den Handelsaustausch zwischen sozialistischen Staaten regelt. Aber er bestreitet ganz ausdrücklich die Möglichkeit, dieses Gesetz dort anzuwenden, wo auch beim besten Willen kein Markt festzustellen ist, wie das innerhalb des staatlichen Sek-

tors einer Gesellschaft, die sich in der Übergangsphase befindet, der Fall ist. Das Wertgesetz und der Plan – dies ist die Schlußfolgerung Che Guevaras – sind daher zwei Elemente, die durch einen Widerspruch verbunden sind, der nur durch die Negation des ersteren, des Wertgesetzes, aufhebbar ist. Der Grund hierfür ist, daß »die zentralisierte Planung das Wesen der sozialistischen Gesellschaft, die sie definierende Kategorie und der Punkt ist, an dem das Bewußtsein des Menschen es endlich erreicht, die Wirtschaft zusammenzufassen und auf ihr Ziel zu lenken: die völlige Befreiung des Menschen im Rahmen der kommunistischen Gesellschaft.«[21]
Die originellste und interessanteste Stelle des Artikels ist jene, in der er direkt die entscheidende Frage hervorhebt, um die sich die Auseinandersetzung dreht, die aber bis zu diesem Augenblick offiziell noch nicht berührt worden war: die Gegenüberstellung des Systems der haushaltsmäßigen Finanzierung und des Systems der wirtschaftlichen Rechnungsführung. In diesem Artikel gibt Che Guevara jede Zurückhaltung auf und geht in einer hauptsächlich beschreibenden Art vor, indem er die beiden Systeme einem offenen Vergleich unterzieht, sowohl vom institutionellen als auch vom funktionellen Standpunkt aus.
Es gibt drei grundlegende Unterschiede, sagt Che Guevara.[22]
a) Einen anderen Unternehmensbegriff:

»Für uns ist ein Unternehmen ein Konglomerat von Fabriken oder Einheiten, die eine ähnliche technologische Grundlage, eine gemeinsame Bestimmung ihrer Produktion oder, in einigen Fällen, eine begrenzte geographische Lokalisierung kennzeichnet; für das System der wirtschaftlichen Rechnungsführung ist ein Unternehmen eine Produktionseinheit mit eigener juristischer Autonomie. Die Zuckerfabrik ist innerhalb des Systems der wirtschaftlichen Rechnungsführung ein Unternehmen. Für uns bilden alle diese Fabriken und andere Einheiten, die eine Beziehung zum Zucker haben, die ›Empresa Consolidada del Azúcar‹.«

b) Eine andere Funktion des Geldes:

»Ein anderer Unterschied liegt im Gebrauch des Geldes; in unserem System fungiert es allein als Rechengeld, als Widerspiegelung der Tätigkeit des Unternehmens in Preisen, die dann von den zentralen Organisationen analysiert werden, um die Tätigkeit der Unternehmen zu kontrollieren; in der wirtschaftlichen Rechnungsführung hat es nicht allein diese Funktion, sondern ist auch ein Zahlungsmittel, das als indirektes Kontrollmittel dient, da es diese Fonds sind, die der Einheit das Operieren gestatten. Ihre Beziehungen zur Bank sind jenen eines Privatproduzenten zu den kapitalistischen Banken ähnlich, denen er ausführlich seine Pläne erklären und seine Zahlungsfähigkeit beweisen muß.«

c) Eine andere Form der Entlohnung:

»Was die Arbeitsnormen angeht, verwenden die Unternehmen innerhalb des Systems der wirtschaftlichen Rechnungsführung die zeitlich normierte Arbeit und die Arbeit pro

Stück oder Stunde (Akkord); wir versuchen, alle unsere Fabriken zur zeitlich normierten Arbeit zu bringen, mit Prämien für Übererfüllung, die durch den Tarif der nächsthöheren Lohnstufe begrenzt sind.«[22]

Che Guevara leugnet nicht die Schwierigkeiten, die sich durch die Anwendung seines Systems ergeben, aber er akzeptiert keineswegs jene vermeintliche Identität zwischen Zentralisierung und Bürokratie. Im Gegenteil: Je mehr die Rechnungs- und Kontrollfunktionen der verschiedenen Unternehmen zentralisiert sind, um so weniger Bürokratie wird es geben. Che Guevara erinnert seine Kritiker daran, daß die von ihm angestrebte Form der Leitung der Produktion innerhalb der ökonomischen und sozialen Struktur Cubas eine durchaus reale Möglichkeit hat, da deren Grundlage schon vor der Revolution von den großen imperialistischen Monopolen geschaffen worden war.

»Als sich die Monopolisten zurückzogen, nahmen sie ihre höheren Kader und einige mittlere mit. Zugleich verleitete uns unser unreifes Konzept der Revolution zur Liquidierung einer Reihe von Produktionsverfahren – allein deshalb, weil sie kapitalistisch waren. Dies ist die Ursache dafür, daß unser System noch nicht den Grad der Effektivität erreicht hat, den die einheimischen Filialen der Monopole in bezug auf Führung und Kontrolle der Produktion besaßen; auf diesem Weg gehen wir jetzt aber so weit, wie wir ihn freilegen können von allen toten Blättern, die die Vergangenheit uns hinterlassen hat.«[23]

Somit hält Che Guevara auf einer Seite an der Notwendigkeit fest, die fortgeschrittensten technischen Methoden der sozialistischen Gesellschaft anzupassen, ohne Angst vor einer »bürgerlichen ideologischen Ansteckung«. Auf der anderen Seite unterstreicht er die »tiefen Unterschiede«, die das Produktionssystem des cubanischen Industriesektors nicht nur vom kapitalistischen Produktionsmechanismus, sondern auch vom sozialistischen System der finanziellen Autonomie unterscheiden. Nach Che Guevara liegt der wichtigste dieser »tiefen Unterschiede« im Wesen der Anreize (seien sie materiell oder moralisch): zu dieser Frage präzisiert er seine Vorstellungen ausführlich und widerlegt dabei alle böswilligen Vereinfachungen.

Che Guevara bestreitet nicht die Notwendigkeit materieller Anreize, aber er widersetzt sich ihrer Anwendung als grundlegender Antriebskraft. Statt sie als eine dem Kapitalismus eigene Kategorie zu verstehen, die zum Untergang verurteilt ist, erkennt er ihre Tendenz, sich zu verselbständigen und sich somit zu verewigen.

Es bleibt also die Frage offen, wie die Beseitigung der materiellen Anreize konkret eingeleitet werden kann. Die Anhänger des Prinzips der wirtschaftlichen Rechnungsführung behaupten, eine stetige Steigerung des An-

gebots an Konsumgütern werde die materiellen Anreize schließlich überflüssig machen. Aber, so fragt Che Guevara, ist es möglich, daß sich der Überfluß an Konsumgütern zum grundlegenden, das sozialistische Bewußtsein gestaltenden Element entwickelt?

»Direkter materieller Anreiz und Bewußtsein sind dagegen, in unserer Vorstellung, widersprechende Termini ... Es handelt sich nicht mehr um Schattierungen; für die Anhänger der finanziellen Eigentätigkeit stellt sich der direkte materielle Anreiz, in die Zukunft projiziert ..., einer ›Entwicklung‹ des Bewußtseins nicht entgegen; für uns ja. Deshalb kämpfen wir gegen seine Vorherrschaft, denn sie bedeutet den Verzug der Entwicklung der sozialistischen Moral.«[24]

Wie sieht nach Auffassung Che Guevaras die richtige Anwendung der materiellen Anreize aus?

»Werden die Normen übererfüllt, so hat die Gesellschaft einen höheren Nutzen, und man kann annehmen, daß der Arbeiter, der dies tut, seine Pflichten besser erfüllt, weshalb er dann auch eine materielle Belohnung verdient. Wir akzeptieren diese Konzeption als notwendiges Übel einer Übergangsperiode, aber wir akzeptieren nicht, daß die vollständige Interpretation des Satzes: *jedem nach seinen Fähigkeiten, jedem nach seiner Leistung*, als die vollständige Zahlung der Prozente der Übererfüllung einer bestimmten Norm in Mehrlohn zu verstehen sei.«[25]

Das System der Arbeitsnormen, wie es im sozialistischen Sektor der cubanischen Industrie angewandt wird, hat die Tendenz, von allen Formen des *Stachanovismus* abzuhalten. Der Arbeiter wird vor allem dazu angereizt, seine Berufsausbildung zu verbessern, um dadurch eine höhere Vergütungsstufe zu erreichen. Das System ist derart gestaltet, daß jene Arbeiter, die in eine bestimmte Lohnkategorie eingeordnet sind, nicht durch ein mechanisches Ansammeln von Prämien die nächsthöhere Stufe der Lohnskala erreichen können. Das Ziel ist, den Arbeiter anzureizen, einen qualitativen Sprung nicht nur technischer, sondern auch politischer und moralischer Natur zu vollziehen.
In diesem nicht nur auf die Erhöhung der Produktion, sondern auch auf die Selbsterziehung, die Vervollkommnung des Individuums ausgerichteten System ist die Arbeitsnorm nicht mehr eine Vereinbarung über die Quantität der zu leistenden Arbeit, sondern sie wird zu einem Ausdruck der gesellschaftlichen und moralischen Pflicht des Arbeiters. Daher sagt Che Guevara:

»Hier muß sich die Aktion der administrativen Kontrolle mit der ideologischen Kontrolle treffen. Die wichtige Rolle der Partei in der Produktionseinheit ist, ihr innerer Motor zu sein und alle Formen des Beispiels ihrer Mitglieder zu benutzen, damit die produktive Arbeit, die Fortbildung, die Teilnahme an den wirtschaftlichen Belangen der Produktionseinheit zu Bestandteilen des Lebens der Arbeiter werden.«[26]

Das Übergewicht, das Che Guevara dem moralischen Anreiz zuweist, entspricht also in der Realität keineswegs einem abstrakten sozialistischen Wetteifer, der im frontalen Gegensatz zu dem System der materiellen Anreize steht, sondern einer kombinierten Anwendung der beiden Anreizsysteme.

Auf theoretischer Ebene hebt Che Guevara hervor, daß in Perioden großer revolutionärer Begeisterung (wie sie die cubanische Revolution erlebt) die Entwicklung des sozialistischen Bewußtseins die Entwicklung der Produktion *mehr* als jeder materielle Anreiz fördern kann. Daher ist er davon überzeugt, daß der Erziehungsprozeß der cubanischen Massen zugleich eine Hilfe ist, um die alten kapitalistischen Produktionsverhältnisse zu beseitigen.

An diesem Punkt wird klar, daß er sein System nicht bloß als einen einfachen Mechanismus betrachtet, der sich selbst rechtfertigt; er versucht vielmehr, es als eine umfassende Konzeption vorzustellen, deren größte Wirksamkeit erst dann voll zu Geltung kommt, wenn es ohne Vorbehalte in allen sozialistischen Sektoren der cubanischen Wirtschaft eingeführt worden ist.

»Eine Zusammenfassung unserer Ideen über das haushaltsmäßige Finanzierungssystem muß mit der Erklärung beginnen, daß es ein umfassendes Konzept ist. Es würde objektiv dann in Aktion treten, wenn es in allen Aspekten der Wirtschaft eingeführt würde, in einem einzigen Ganzen, das, von den politischen Entscheidungen ausgehend, über JUCEPLAN, durch die Kanäle des Ministeriums bis zu den Unternehmen und Betriebseinheiten reichte. Dort würde es mit der Bevölkerung eins werden, um wieder bis zum Organ der politischen Entscheidung zurückzuführen«.[27]

Mit dieser Intervention Che Guevaras tritt die cubanische Ökonomiedebatte in eine neue Phase ein. Bis dahin war sie unauffällig vor sich gegangen, dank der Einhaltung einiger taktischer Regeln. So hatten sich z. B. die Antworten immer nur um einen spezifischen Punkt gedreht (wie z. B. die Geltung des Wertgesetzes, das System der Anreize usw.), so daß das kritisierte System nicht in seiner gesamten Ausdehnung offiziell in Zweifel gezogen wurde. Außerdem war immer absichtlich vermieden worden, beide Systeme einander direkt gegenüberzustellen, da dies in der Zurückweisung des einen und in der Zuerkennung des Prädikats der »höheren Praxis« für das andere hätte enden können. Die Spielregeln sahen eine Art von friedlicher Koexistenz zwischen dem System der wirtschaftlichen Rechnungsführung und dem haushaltsmäßigen Finanzierungssystem vor, wenn nicht sogar eine dialektische Interdependenzbeziehung. So sagte Che Guevara z. B. im Seminar über Planung in Algier, daß die ständige Konfrontation der beiden Richtungen die Möglichkeiten

erweitere, einen besseren Weg zu finden, und daß sie die Entwicklung eines flexibleren, technischeren und sich ständig anpassenden Planungssystems begünstige.

Die Beibehaltung des *status quo* erlaubte es, mit beiden Systemen zu experimentieren, und stellte einen Ansporn für die Verteidiger des einen oder des anderen dar, die eigenen Argumente zu verbessern, ohne in systematische Übertreibungen zu fallen. Aber J. M. Aricó hat recht, wenn er in seinem interessanten Essay über die Auseinandersetzung sagt, daß zu jener Zeit »die beiden Systeme zu zwei verschiedenen politischen Programmen führten«, weshalb es offensichtlich früher oder später doch notwendig gewesen wäre, sich für eine wirklich »definierende Alternative« zu entscheiden.[28] Der Artikel Che Guevaras war daher eine Aufforderung, sich für eines dieser Systeme auszusprechen. Es ist daher nicht erstaunlich, daß einige Monate später – auch einigen Auseinandersetzungen über die Funktion der zentralen Kreditbank[29] – die Thesen Che Guevaras Gegenstand einer allgemeinen Diskussion wurden, mit der Absicht, das Prinzip der wirtschaftlichen Rechnungsführung als optimales Instrument der Kontrolle über die Produktion innerhalb des Rahmens der cubanischen Realität wieder aufzuwerten.

Es ist jedoch bedeutsam, daß die Widerlegung der Thesen Guevaras nicht durch Carlos Rafael Rodríguez geschah, der für das INRA verantwortlich war, wo ja das System der finanziellen Autonomie am erfolgreichsten angewandt wurde, sondern durch einen ausländischen Ökonomen, Charles Bettelheim. Carlos Rafael Rodríguez hatte nur einmal an der Auseinandersetzung teilgenommen, und auch nur indirekt, als er im Oktober 1963 in *Cuba Socialista* die Reichweite der Zweiten Agrarreform darstellte. Damals hatte er natürlich die Vorteile des Prinzips der wirtschaftlichen Rechnungsführung verteidigt und den »bürokratischen Zentralismus« als »unheilvolles Übel« für die Industrie und als »tödlich« für die Landwirtschaft bezeichnet. Das hartnäckige Schweigen Rodríguez', auch nach der Veröffentlichung des Artikels von Che Guevara in *Nuestra Industria* im Februar, kann vielleicht als der feste Entschluß interpretiert werden, einen frontalen Zusammenstoß zu vermeiden, der der Auseinandersetzung einen rauhen und persönlichen Ton gegeben hätte.

Die Rolle des offiziellen Verteidigers des Prinzips der wirtschaftlichen Rechnungsführung übernahm also Bettelheim, in einem berühmt gewordenen Artikel, der im April 1964 unter dem Titel »Formas y métodos de la planificación socialista y nivel de desarrollo de las fuerzas productivas« (»Formen und Methoden der sozialistischen Planung und Entwicklungsstand der Produktivkräfte«) in *Cuba Socialista* erschien.

Bettelheim versucht sich abzusichern, indem er feststellt, daß sich sein Artikel auf dem Feld der ökonomischen Theorie bewege, aber dann nennt er sogleich drei konkrete Ziele. Die Analyse muß seiner Meinung folgendes möglich machen:

»a) das legitime Zögern zu überwinden, das empfunden wird, wenn die gewohnten Arbeitsmethoden und Organisationsformen durch neue Methoden und Formen ersetzt werden;
b) dem Gefühl zu entgehen, daß man auf dem Gebiet der ökonomischen Organisation einen Rückschritt macht, obwohl tatsächlich nur auf überholte oder verfrühte, d. h. in jedem Falle unangemessene Organisationsformen verzichtet wird;
c) daß nicht der Versuchung verfallen wird, Methoden oder Organisationsformen nachzuahmen, die unter objektiv anderen Bedingungen positive Resultate gehabt hätten, die also nur unter Berücksichtigung anderer als der cubanischen Prioritäten von heute angebracht sind.«[30]

Bettelheim gibt also schon von Anfang an zu verstehen, daß er sich nicht auf die abstrakte Theorie zu beschränken gedenkt, sondern daß es seine Absicht ist, den cubanischen Führern eine Art der Analyse zur Verfügung zu stellen, die sie als konkrete Richtlinie bei der Lösung ihrer Probleme anwenden können.
Nach Bettelheim resultieren die Schwächen der cubanischen Wirtschaft nicht aus bloß zufälligen Engpässen oder Verwaltungsfehlern, sondern sind Ausdruck eines fundamentalen Ungleichgewichts, d. h. der mangelhaften Anpassung der Produktionsverhältnisse an den Entwicklungsstand der Produktivkräfte.

»Bekanntlich . . . macht der immer mehr gesellschaftliche Charakter der Produktivkräfte die *Vergesellschaftung* der Produktionsmittel zu einer *objektiven Notwendigkeit*. Man weiß auch, daß die Gründer des wissenschaftlichen Sozialismus gezeigt haben, daß der gesellschaftliche Charakter der Produktivkräfte je nach der Art der wirtschaftlichen Betätigung und der Natur der angewandten Techniken mehr oder weniger ausgeprägt ist.«[31]

Nun verwendet Bettelheim diese richtige Behauptung indes nicht nur, um die Notwendigkeit der Existenz eines privaten Sektors in der Übergangsperiode zu beweisen, sondern auch, um die ewige Gültigkeit des Wertgesetzes (das er ausdrücklich dem »freien Spiel der Marktkräfte« gegenüberstellt) zu postulieren, auch innerhalb des sozialistischen Sektors. Bettelheim behauptet, daß in Cuba »der juristische Ausdruck der sozialistischen Verhältnisse nicht deren wirklicher Natur entspricht«, was heißen soll, daß die Fähigkeit des Staates, über die Produktionsmittel zu verfügen, nicht dem formalen Eigentum an ihnen entspricht:

»Die Organisation des sozialistischen Sektors ist in der Tat nur wirksam, wenn die juristische Gewalt, über bestimmte Produktionsmittel . . . zu verfügen, mit der Fähigkeit

übereinstimmt, diese Produktionsmittel ... in wirksamer Weise zu organisieren. Der gesellschaftliche Entwicklungsstand, auf dem sich diese Fähigkeit in einem gegebenen Augenblick befindet, hängt natürlich nicht vom ›guten Willen‹ der Menschen ab, sondern von der Entwicklung der Produktivkräfte.
Wenn juristische Gewalt und tatsächliche Fähigkeit nicht übereinstimmen, wenn das juristische Subjekt nicht ein wirklich ökonomisches Subjekt ist, so gibt es eine Scheidung zwischen dem *tatsächlichen Produktionsprozeß und der Distribution* auf der einen Seite ... und *dem Prozeß, der erstrebt worden war* ... Diese Scheidung impliziert einen mehr oder weniger großen Mangel an tatsächlicher Leitung des ökonomischen Prozesses durch diejenigen, die ihn leiten sollten, und ruft für gewöhnlich die Vervielfältigung von Reglementierungsmaßnahmen und das Anschwellen des bürokratischen Apparates hervor. Diese schädlichen Erscheinungen sind ihrerseits verbunden mit der vergeblichen Bemühung, den Graben auszufüllen, der den formalen juristischen Rahmen von den tatsächlichen Produktionsverhältnissen trennt.«[32]

Diese Situation ist, so Bettelheim, sogar in den fortgeschrittensten sozialistischen Ländern anzutreffen; seine Schlußfolgerung scheint daher die zu sein: um so mehr muß es in Cuba der Fall sein. »... Auf dem gegenwärtigen Entwicklungsniveau der Produktivkräfte«, schreibt er weiter in offener Auseinandersetzung mit den Thesen Che Guevaras über das eine große staatliche Unternehmen, »... ist *dieser Aneignungsprozeß noch nicht ein einziger,* völlig von der Gesellschaft beherrschter Prozeß, sondern noch ein vielgestaltiger, fragmentarischer, in eine gewisse Anzahl von Aktivitätszentren, in eine gewisse Anzahl von elementaren Aneignungsprozessen geteilter Prozeß.«[33]
Bettelheim gibt zu, daß in der Wirklichkeit zweifellos eine gewisse Interdependenz zwischen den verschiedenen Unternehmen des staatlichen Sektors existiert, und es sei gerade diese Interdependenz, diese »beginnende Integration«, die die sozialistische Planung erforderlich mache.

»Aber der Integrationsprozeß der verschiedenen elementaren Produktionsprozesse steckt noch in seinen Anfängen. Jeder dieser Prozesse muß sich noch relativ autonom entwickeln. Die Aneignung der Natur durch den Menschen geht folglich in den unterschiedlichen, getrennten Zentren (Produktionseinheiten) vor sich, zwischen denen sich komplexe, verschiedenartige und mehr oder weniger regelmäßige Verhältnisse bilden ... Während die Interdependenz dieser Zentren dem gesellschaftlichen Charakter der Produktion entspricht und dem gesellschaftlichen Eigentum an den Produktionsmitteln seinen tatsächlichen Inhalt gibt, bestimmt der getrennte, unterschiedliche Charakter dieser Zentren die juristische Form des Eigentums an den Produktionsmitteln, die jedem von ihnen zugesprochen wird.«[34]

Was folgt hieraus? Nach Ansicht Bettelheims:
a) Es muß der Anspruch aufgegeben werden, man könne die verschiedenen gesellschaftlichen Eigentumsformen auf den allgemeinen Begriff des »staatlichen Eigentums« reduzieren.
b) A priori darf der Übergang von sogenannten »niederen« zu sogenann-

ten »höheren Formen« der sozialistischen Gesellschaft nicht erzwungen, sondern es muß versucht werden, diese Formen so anzupassen, daß sie dem Entwicklungsniveau der Produktivkräfte zum gegebenen, konkreten Moment am besten entsprechen.

»Wenn man von den ›höheren‹ Formen des sozialistischen Eigentums spricht und damit das Staatseigentum bezeichnet, hat dies (für die Produktionsprozesse, die noch nicht reif sind für diese Form des Eigentums) einen rein *historischen* Sinn, insofern es eine ... Perspektive ist; es hat aber keinen unmittelbaren Sinn auf dem gegenwärtigen Entwicklungsniveau der Produktivkräfte. Genau deshalb ist es übrigens notwendig, die sogenannten ›niedrigen‹ Formen beizubehalten. Ihre Existenz wird also nicht, wie man manchmal annimmt, durch den ›konservativen Geist‹ der Bauern gerechtfertigt, sondern durch die Realität der konkreten Produktionsverhältnisse.'
Der Verkauf von landwirtschaftlichen Maschinen, über die die Maschinen-Traktoren-Stationen in der Sowjetunion verfügten, an die Kolchosen liefert uns ein Beispiel für den Übergang vom Staatseigentum auf das Kolchoseneigentum, ein Übergang, der formal einem ›Rückgang‹ des Grades der Vergesellschaftung der Produktionsmittel entspricht. Jedoch kann dieser ›Rückgang‹ in Wirklichkeit einem Fortschritt der effektiven Vergesellschaftung entsprechen, wenn er in der Praxis einen Fortschritt in der ökonomischen Effizienz nach sich zieht, mit der die Gesellschaft die so übertragenen Produktionsmittel nutzt.«[35]

c) Es muß eingesehen werden, daß, wenn die juristische Verfügungsgewalt einer ausführenden Stelle übertragen wird, die keine effektive Dispositionsfähigkeit besitzt, eine nur schwache gesellschaftliche Kontrolle über die Produktivkräfte gegeben sein wird. »Das ist in Cuba in denjenigen Industriezweigen geschehen«, fährt Bettelheim in seiner jetzt klar gegen Che Guevara gerichteten Stellungnahme fort, »in denen die wesentliche juristische Verfügungsgewalt den konsolidierten Unternehmen (Consolidados) übertragen worden ist, während allein die Produktionseinheiten echte ökonomische Subjekte darstellen, somit also nur sie fähig sind, die tatsächliche Verfügungsgewalt auszuüben.«[36]

d) Die Existenz von Kategorien der Warenproduktion muß auch innerhalb des sozialistischen Sektors anerkannt werden.

»Tatsächlich setzt ... das Verschwinden der Kategorien der Warenproduktion aber eine sehr viel weiter vorangetriebene Vergesellschaftung voraus als die heutige. Allein auf der Basis jener weiter vorangetriebenen Vergesellschaftung des Prozesses der Reproduktion werden die verschiedenen Formen des gesellschaftlichen Eigentums, die heute in allen sozialistischen Lädern existieren, ihren Platz einem vollen und umfassenden Eigentum der ganzen Gesellschaft abtreten können, was allein das Absterben der Kategorien erlauben wird, die zur warenproduzierenden Gesellschaft gehören.«[37]

Nach Bettelheim haben also die Austauschakte innerhalb des sozialistischen Sektors einen *objektiv* kommerziellen Charakter, während, wie wir gesehen haben, Che Guevara behauptet, daß die Produkte erst dann zur

Ware werden, wenn sie den staatlichen Sektor verlassen, um in die Hände der Endverbraucher zu kommen. Diese These Bettelheims hat eine konkrete Bedeutung: Die theoretische Negation des Wertgesetzes als Grundlage des Austausches innerhalb des sozialistischen Sektors ist seiner Meinung nach ein Fehler, der zu schweren Verschwendungen führt, und der in der Praxis nur teilweise beseitigt wird, denn:

»Tatsächlich wird in den Planwirtschaften, in denen man den Produktionseinheiten nicht die notwendige Bewegungsfreiheit zugestanden hat, sehr oft die Vergeudung teilweise reduziert durch den *Austausch*, zu dem die Produktionseinheiten untereinander übergehen, indem sie zwar formal den Plan verletzen, in Wirklichkeit aber sehr häufig im Hinblick darauf, die realen Ziele zu erreichen. In dieser Art bahnt sich die objektive Notwendigkeit der ökonomischen Gesetze einen Weg. Schwerwiegend ist in diesem Falle, daß man, anstatt diese Gesetze bewußt anzuwenden (was das Prinzip des Plans ist), sie eine spontane Rolle spielen läßt.«[38]

Zusammengefaßt behauptet Bettelheim also, daß ein echter »sozialistischer Markt« existiert, und daß er von den verschiedensten Seiten her berücksichtigt werden muß, ganz besonders bei der Frage der Preisbildung. Dieser Markt ist, so präzisiert Bettelheim dann, vom kapitalistischen Markt verschieden, weil dessen Funktionsweise von der Entwicklung der sozialistischen Produktionsverhältnisse grundlegend verändert wurde.

»Dank diesen sozialistischen Verhältnissen stehen die Produzenten nicht mehr *nur* durch ihre Produkte untereinander in Beziehung (was in der reinen Marktgesellschaft die Herrschaft der Produkte über die Produzenten, den Warenfetischismus usw. zur Folge hat), sie unterhalten auch *direkte* Beziehungen zwischen *assoziierten* Produzenten. Als solche versuchen sie, *a priori* ihre Bemühungen zu koordinieren, und sie können (teilweise) durch den Wirtschaftsplan zu dieser Koordination gelangen.«[39]

Bei der umfassenden *a priori*-Verteilung der Produktionsmittel muß der Plan daher nicht nur die gesellschaftlichen Bedürfnisse beachten, sondern auch den unterschiedlichen sozioökonomischen Inhalt der verschiedenen staatlichen Eigentumsformen und der verschiedenen Austauschverhältnisse in diesem Sektor, die spezielle Funktion des Geldes in sozialistischen Produktionsverhältnissen usw. Bettelheim meint, es sei notwendig, daß neben der »sozialistischen Planung, (die) die bewußte Leitung der immer zahlreicheren gesellschaftlichen Reproduktionsprozesse übernimmt, deren Koordination erst beginnt«, auch eine »sozialistische Planung, die bewußt die verschiedenen, von den ökonomischen Subjekten abhängigen Prozesse leitet«[40] existiert. Nur dann wird der sozialistische Staat in der Übergangsperiode bewußt *alle* ökonomischen Prozesse lenken können, wenn er die Unternehmen der verschiedenen Rechtsformen nur so weit im Plan berücksichtigt, wie sie objektiv voneinander abhängen. Die Kategorien

der Warenproduktion werden dann die Beziehungen zwischen ihnen so weit regeln, wie sie objektiv voneinander noch unabhängig sind.
Die Thesen Bettelheims finden ihren Niederschlag in einer Reihe von Vorschlägen zur administrativen Reorganisation des öffentlichen Sektors, die wie folgt zusammengefaßt werden können:
a) Einräumung einer gewissen Handlungsfreiheit für die verschiedenen Einheiten, so daß sie in die Lage versetzt werden, mit jeder Situation fertig zu werden, auch dann, wenn sie nicht im Plan vorgesehen ist, so daß durch die gegebenen Produktionsmittel ein Maximum an gesellschaftlichem Nutzen erzielt werden kann (natürlich unter Berücksichtigung der realen Bedürfnisse).
Es ist hervorzuheben, daß Bettelheim keine dogmatische Definition der »Produktionseinheit« gibt. Dies ist aus seiner Feststellung zu ersehen, daß die effektive Verfügungsgewalt in Wirklichkeit auf den verschiedenen Ebenen zu finden ist, die dem unterschiedlichen Stand der Entwicklung der Produktivkräfte entsprechen. Daraus folgt, daß in einigen Sektoren die Produktionseinheit das Unternehmen, in anderen dagegen (zum Beispiel bei der Stromerzeugung) die Produktionseinheit das Konsolidierte Unternehmen sein wird.
b) Rechnerische (kalkulatorische) Autonomie der verschiedenen Produktionseinheiten innerhalb gewisser Grenzen.

»Die Kombination von Aufrechterhaltung der Kategorien der Warenproduktion für eine historische Periode auch innerhalb des sozialistischen Sektors und von Bewegungsfreiheit, die jede Produktionseinheit in gewissen Grenzen haben muß, gibt der *rechnerischen Autonomie* jeder Produktionseinheit, der *wirtschaftlichen Rechnungsführung* auf der Ebene jeder Einheit und der Möglichkeiten der *Selbstfinanzierung*, über die jede Einheit verfügen muß, ihren Sinn. Diese Kategorien ... übersetzen die objektiven Bedingungen und Erfordernisse für das Funktionieren der sozialistischen Wirtschaft im gegenwärtigen Stadium ihrer Entwicklung; sie nicht zu respektieren heißt nur, das gute Funktionieren der Wirtschaft zu beeinträchtigen und die Planung selbst zu behindern.«[41]

c) Anerkennung der »Notwendigkeit, die Entlohnung jedes einzelnen an die Qualität und Quantität der geleisteten Arbeit« (dies ist es, was »System materieller Anreize« heißt) zu binden. Bettelheim bestreitet nicht, daß die materiellen Anreize allmählich aufhören sollen zu bestehen, während sich zugleich das auf »nicht-ökonomische Interessen gegründete Verhalten« ausdehnt. Trotzdem betont er, daß »der Ort der verschiedenen Kategorien von Anreizen daher nicht willkürlich bestimmt sein kann, in Namen dieser oder jener moralischen Vision, dieser oder jener idealen Vorstellung von der sozialistischen Gesellschaft, sondern an den Entwicklungsstand der Produktivkräfte gebunden werden muß, von denen auch

die Menschen mit ihrem Wissen, ihrer Erziehung ... einen Teil bilden ...«[42]

Das von Che Guevara konzipierte System der Konsolidierten Unternehmen wird also von Bettelheim in ziemlich direkter Form als abstrakt und voluntaristisch angegriffen; als Alternative schlägt er ein Organisationsmodell vor, das in der Tat sehr genau dem System der finanziellen Autonomie entspricht, das im sozialistischen Sektor der cubanischen Landwirtschaft schon angewandt wurde.

Nach dieser Stellungnahme Bettelheims waren wieder die Verteidiger des Haushaltsmäßigen Finanzierungssystems an der Reihe. Sie diskutierten die Argumente ihrer Opponenten getrennt: zuerst auf der Ebene der ökonomischen Theorie, danach auf der politisch-ideologischen Ebene. Die erste Seite übernahm der belgische Ökonom Ernest Mandel; die zweite Che Guevara. Im folgenden werden wir versuchen, kurz den Inhalt beider Erwiderungen wiederzugeben.

Der Artikel Mandels (»Las categorías mercantiles en el período de transición«, »Die Kategorien der warenproduzierenden Gesellschaft in der Übergangsperiode«), der im Juni 1964 in *Nuestra Industria* veröffentlicht wurde, beginnt mit einem methodologischen Angriff auf Bettelheim:

»Die Beziehungen zwischen den ökonomischen Kategorien und der geschichtlichen Wirklichkeit sind viel komplexer, als es auf den ersten Blick erscheint. Die Kategorien entstehen aus der Wirklichkeit, aber diese Wirklichkeit läßt sich niemals allein auf jene Kategorien reduzieren. Die Wirklichkeit ist immer reichhaltiger, komplexer, vieldeutiger als die Kategorien; dennoch kann man sie sich theoretisch nur aneignen mit Hilfe jener Kategorien ... Verschiedene Schlußfolgerungen des Autors (sind) dennoch fehlerhaft, und zwar von Grund auf, wegen dieses methodologischen Fehlers. Er weigert sich, einige Kategorien auf eine bestimmte geschichtliche Wirklichkeit anzuwenden unter dem Vorwand, diese Kategorien zeigten sich in einer bestimmten geschichtlichen Wirklichkeit nicht in ›reiner‹ Form.«[43]

Es ist wahr, fährt Mandel fort, daß die Produktionsverhältnisse dem Entwicklungsniveau der Produktivkräfte entsprechen müssen. Aber dies ist nur so lange wahr, wie man dem Ausdruck »Produktionsverhältnisse« einen weiten Sinn gibt und ihn als Äquivalent für »ökonomische Struktur« oder »Produktionsform« auffaßt, so daß die Notwendigkeit der Entsprechung von Produktionsverhältnissen und Entwicklung der Produktivkräfte nur in geschichtlichen Dimensionen begriffen wird, anstatt für kurze Perioden. Während der Übergangsperiode besteht eine Art von zeitlicher Koexistenz der beiden ökonomischen Erscheinungen. Es ist aus diesem Grunde fast unmöglich, zu irgendeinem Zeitpunkt und für irgendein Land festzustellen, ob der Entwicklungsgrad der Produktivkräfte den

Produktionsverhältnissen, die aus der Nationalisierung der Produktionsmittel hervorgehen, entspricht oder nicht entspricht.
Mandel gibt ohne weiters zu, daß in der Übergangsphase der sozialistische Staat nicht wirklich über die Gesamtheit der Produktionsmittel verfügt, und er sieht auch die Gefahr des Voluntarismus, der zu dem Versuch führen kann, auch jene Sektoren zu nationalisieren, die noch keine ausreichende technische Grundlage für eine tatsächliche Sozialisierung aufweisen. Es muß jedoch nach Meinung Mandels nicht notwendig eine »integrale Verfügungsgewalt« vorhanden sein, damit man von der Existenz eines sozialistischen Sektors sprechen kann.

»Die Wirklichkeit der Produktionsverhältnisse entspricht der juristischen Form des sozialistischen Eigentums an den Produktionsmitteln von dem Augenblick an, wo die sozialistische Planung mittels eines einheitlichen Wirtschaftsplans wirklich möglich wird, d. h. von dem Augenblick an, wo die Investitionen nicht mehr entsprechend dem Profitstreben der Kapitalbesitzer, sondern entsprechend den Prioritäten, die im Plan festgelegt wurden, bestimmt werden.«[44]

Daher ist für Mandel die Forderung nach einer »vollständigen Verfügungsgewalt über alle Produktionsmittel bis zum letzten Nagel ein wenig mechanisch und technokratisch«. Die Natur des gesellschaftlichen Eigentums entspringt aus der Tatsache, daß es eine »Verfügung über die Produktionsmittel ermöglicht, die ausreicht, um das Spiel der den Kapitalismus antreibenden Kräfte zu beseitigen und ein wirtschaftliches Wachstum sicherzustellen, das anderen ökonomischen Gesetzen folgt, nämlich denen einer sozialisierten und geplanten Wirtschaft«.[45]
Mandel erläutert einen von Bettelheim zitierten Satz Lenins, in welchem darauf hingewiesen wird, daß die Voraussetzung einer wirklichen Planung die »Fähigkeit der Gesellschaft (ist), die Produktionsmittel effektiv zu verteilen und buchhalterisch zu erfassen«. Ist es aber in einem Land wie Cuba möglich, die Maschinen, die Rohstoffe und die Arbeitskräfte unter den wenigen tausend vorhandenen Industriebetrieben effektiv zu verteilen und darüber Buch zu führen? Die Antwort Mandels ist »natürlich affirmativ«:

»Ohne Zweifel erfolgt (die Planung) zu Anfang nur unvollkommen, partiell, unangemessen. Was aber diese Mängel bestimmt, ist nicht der Entwicklungsgrad der Produktivkräfte, sondern die Organisationsfehler und der Mangel an Erfahrung . . .«[46]

Mandel meint, daß in der Übergangsphase in der Tat nicht so sehr die »technische Integration« der staatlichen Unternehmen von Bedeutung ist, vielmehr die »gesellschaftliche Integration«, die sich nicht automatisch aus der ersten ableiten läßt, sondern aus den Ebenen, auf denen die »strategischen Entscheidungen bezüglich der Unternehmen getroffen werden: In-

vestitionspolitik und Preispolitik«.[47] Denn »in der Periode des Übergangs vom Kapitalismus zum Sozialismus gibt es keine *vollständige Übereinstimmung* zwischen der Produktionsweise, den Produktionsverhältnissen, der Austausch- und Distributionsweise, sondern im Gegenteil: es besteht eine *Kombination widersprüchlicher Elemente*«.[48]
Wegen dieser Komplexität der Strukturen in der Periode des Übergangs zum Sozialismus werden die zur warenproduzierenden Gesellschaft gehörenden Kategorien in einer Reihe von Austauschvorgängen innerhalb des privaten Sektors und in den Beziehungen zu diesem fortbestehen. Diese Kategorien *scheinen* auch innerhalb des sozialistischen Sektors zu funktionieren, wie Mandel einräumt; aber es handelt sich um eine Illusion, da den äußeren Formen kein konkreter Waren-Inhalt entspricht. Daher fragt Mandel:

»Werden die Arbeitskräfte und die materiellen Grundlagen der Gesellschaft auf die verschiedenen vergesellschafteten Fabriken in der Übergangsperiode in der Form des Privataustausches zwischen diesen Fabriken (d. h. entsprechend dem Wertgesetz) verteilt oder vielmehr nach einem Plan, der die gesellschaftlichen Bedürfnisse berücksichtigt? Es ist klar, daß sie nach einem Plan verteilt werden; geschähe das Gegenteil, so befänden wir uns unter der Herrschaft der Anarchie der kapitalistischen Produktionsweise. Es gibt also keinen echten *Tausch* zwischen diesen Fabriken und in diesem Sektor, daher auch keine Produktion von Waren.«[49]

Wie stellt sich die Frage hinsichtlich der Investitionen? Für Mandel ist es klar, daß, wenn das Wertgesetz und somit das Kriterium der Rentabilität zu ihrem Maßstab gemacht wird, nicht nur jede wirkliche Planung ein Ende findet, sondern daß damit sämtliche unterentwickelten Länder dazu verurteilt werden, für eine lange, unbestimmte Zeit in diesem Zustand zu bleiben. Es ist evident, sagt er,

»daß in einem unterentwickelten Land die Landwirtschaft im allgemeinen ›rentabler‹ ist als die Industrie, die Leichtindustrie ›rentabler‹ als die Schwerindustrie, die kleine Industrie ›rentabler‹ als die große Industrie, und vor allem der Import von industriellen Gütern vom Weltmarkt ›rentabler‹ als deren Herstellung im eigenen Land. Die Investitionen weiterhin vom Wertgesetz bestimmen zu lassen hieße, daß im wesentlichen die unausgeglichene ökonomische Struktur, die vom Kapitalismus geerbt wurde, beibehalten wird.«[50]

Trotzdem stimmt Mandel mit Che Guevara darin überein, daß das Wertgesetz nicht einfach »bestritten« werden kann. Dies wäre seiner Meinung nach eine absurde Art, das Problem zu sehen. Es ist vielmehr so, daß »ein zäher und langfristiger Kampf zwischen dem Prinzip des bewußten Plans und dem blinden Spiel des Wertgesetzes stattfindet. In diesem Kampf

kann und muß die Planung das Wertgesetz bewußt partiell anwenden mit dem Ziel, es auf globaler Ebene besser zu bekämpfen«.[51]

Daß das Wertgesetz partiell angewendet wird, berechtigt nicht zur Forderung, den verschiedenen Produktionseinheiten im sozialistischen Sektor eine »weite rechnerische und finanzielle Autonomie« zu erteilen. Das Kriterium der Rentabilität bietet nur dann bestimmte Vorteile, wenn es von allen ökonomischen Subjekten eines bestimmten Sektors eingehalten wird. Im Fall des staatlichen Sektors in Cuba kann im Gegenteil eine ganze Reihe von ökonomischen Hebeln von den Unternehmen nicht verwendet werden, da »der sozialistische Sektor es in der Übergangsperiode nicht vermeiden kann, zumindest einen Teil der wesentlichen Entscheidungen jedes Unternehmens fernzulenken. Begnügen wir uns damit, auf die großen nationalen Investitionsprojekte und die Preise der Maschinen und Rohstoffe hinzuweisen, die sogar in der am meisten dezentralisierten der sozialistischen Wirtschaften, nämlich jener Jugoslawiens, weiterhin streng von den zentralen Behören festgelegt werden«.[52] Die zentralen Stellen haben der Betriebsrentabilität die nationale Rentabilität voranzustellen, und somit werden die möglichen Effekte jener als Kriterium der Lenkung ausgeschaltet.

Welches sind nun die »konkreten Wahlmöglichkeiten« – wie sie Mandel nennt –, zu denen diese theoretische Widerlegung der Thesen Bettelheims führt?

»Das eigentliche Hauptproblem der theoretischen Debatte, die der Genosse Bettelheim angeregt hat, ist in Wirklichkeit unserer Meinung nach vor allem das Problem des Kampfes für die Erhöhung der Arbeitsproduktivität, des Kampfes für eine höhere Leistung, und das Problem der Wahl eines Systems der Leitung der Wirtschaft, das am besten dieses Wachstum der Arbeitsproduktivität begünstigt. Innerhalb des Rahmens eines Systems, das auf jeden Fall die Preise, die Grundlöhne, die großen Investitionen und die großen Linien des Planes bestimmt, reduziert sich dieses Problem im wesentlichen aus zwei Fragen: jene der inneren Arbeitsorganisation im Betrieb, und jene des materiellen und moralischen, individuellen und kollektiven Anreizes.«[53]

Was die Organisation betrifft, so erklärt sich Mandel für die Zentralisation wobei er ähnliche Argumente wie Che Guevara in seinem Februar-Artikel gebraucht. Mandel bezweifelt nicht, daß die Dezentralisierung abstrakt gesehen Vorteile bietet, aber er behauptet, daß in einer unterentwickelten Wirtschaft die mittleren Kader sowohl in ihrer technischen Ausbildung wie in ihrer politischen Reife stets mangelhaft entwickelt sind. Daher ist es ratsamer, den zentralen Instanzen die Entscheidungsgewalt über die wichtigsten Verwaltungsprobleme vorzubehalten, da man nie weiß, ob die Peripherie die ihr zugestandene Entscheidungsfreiheit richtig anwenden wird. In anderen Worten: Mandel meint, das

haushaltsmäßige Finanzierungssystem sei das den geographischen Bedingungen und dem historischen Zeitpunkt Cubas am besten entsprechende System. Er beantwortet somit implizit die Vorwürfe der Verteidiger des Prinzips der wirtschaftlichen Rechnungsführung, das haushaltsmäßige Finanzierungssystem Che Guevaras stelle eine »Abstraktion« und eine »ideologische Unbedachtsamkeit« dar.

Soweit Mandel das Problem der Anreize berührt, lehnt er – ebenso wie Che Guevara – die Anwendung von materiellen Anreizen nicht a priori ab, aber er bestreitet, daß sie vorherrschen dürften, und kritisiert ganz besonders die Anwendung jener Art von Anreizen, die sich seiner Meinung nach in Widerspruch zur Hebung des sozialistischen Bewußtseins der Arbeiter setzen. So z. B. das Akkordsystem, das eine Art Konkurrenz zwischen den Arbeitern verursacht, und andere Anreize, die die Entstehung von Widersprüchen zwischen den Interessen des Unternehmens und der Gesellschaft begünstigen. Auch hier müssen die Mittel den Zielen untergeordnet werden, und es müssen jene Anreize ausgewählt werden, die einen erzieherischen Wert haben, d. h. jene, die die Entwicklung des sozialistischen Bewußtseins der Arbeiter nicht hemmen, sondern fördern. In diesem Sinn haben die individuellen Anreize, die den Arbeiter anspornen, seine berufliche Ausbildung zu verbessern, und jene kollektiven Anreize, die darin bestehen, den Arbeitern einen Teil der durch organisatorische Verbesserungen des Arbeitsprozesses neu gewonnenen Erträge zuzuteilen, eine positive Funktion. Das Ziel ist ein einziges: die Leitung der Unternehmen den Arbeitern zu übertragen.

»Wenn dieses Endziel feststeht, dann ist es notwendig, die Etappen, die dorthin führen können, festzulegen. Dabei muß man das Bewußtseinsniveau und die technische Qualifizierung der Arbeiter, die Unzulänglichkeiten der Organisation, die technischen Notwendigkeiten usw. in Rechnung stellen. Wie die Praxis zeigt, stellt die *Mobilisierung der schöpferischen und organisatorischen Fähigkeit der Arbeiterklasse* eine große Quelle für die Steigerung der Arbeitsproduktivität dar, vorausgesetzt, die Arbeiterklasse ist maximal, durch *ad hoc*-Organe, an der Leitung der Unternehmen beteiligt und im Bereich der Produktion werden die gleichen Methoden der Diskussion, der Überzeugung und der Mobilisierung der Massen angewandt, die in anderen Bereichen der Revolution soviel Erfolg erlangt haben.«[54]

Die Diskussion der Thesen Bettelheims durch Mandel auf der Ebene der ökonomischen Theorie geht somit auf eine andere Ebene über, nämlich die ethisch-politische. Auf dieser Ebene bewegt sich auch die abschließende Erwiderung Che Guevaras in seinem Artikel »La planificación socialista, su significado« (»Die sozialistische Planung und ihre Bedeutung«), die im Juni 1964 in *Cuba Socialista* erschien, und die wir hier zusammenfassen.

Der Artikel beginnt mit der Widerlegung der These Bettelheims über die notwendige Entsprechung zwischen den Produktionsverhältnissen und dem Entwicklungsniveau der Produktivkräfte, und hier stimmt er mit der Auffassung Mandels im wesentlichen überein. Che Guevara bestreitet Bettelheim das Recht, dem sozialistischen Sektor der cubanischen Wirtschaft eine nur überstrukturelle Existenz zuzugestehen (d. h. eine nur auf ein abstraktes Eigentum an den Produktionsmitteln gestützte Existenz, ohne wirkliche Verfügungsgewalt). Ähnlich wie Mandel betont er die Unmöglichkeit, *a priori* und mit so großer Sicherheit eine derart »mikroskopische Mechanik« im Verhältnis zu jeder Region, jedem Augenblick und jeder Situation herzustellen. Dann wendet er sich einem anderen Punkt zu:

»Der Genosse Bettelheim greift die Ökonomen an, die in dem Volkseigentum an Produktionsmitteln einen Ausdruck des Sozialismus zu sehen behaupten, indem er sagt, daß die juristischen Verhältnisse für nichts eine Basis sind. In gewissem Sinn könnte er recht haben, und zwar in bezug auf das Wort *Basis*, aber das wichtigste ist, daß die Produktionsverhältnisse und die Entwicklung der Produktivkräfte in einem bestimmten Moment zusammenstoßen, daß dieser Zusammenstoß nicht mechanisch durch die Akkumulation von ökonomischen Kräften bestimmt wird, sondern daß er eine quantitative und qualitative Summe ist: Akkumulation von Kräften, die vom Standpunkt der ökonomischen Entwicklung aus bestimmt werden. Ablösung einer sozialen Klasse durch eine andere, vom historischen und politischen Standpunkt aus. Das heißt, die ökonomische Analyse kann nie von der historischen Tatsache des Klassenkampfes getrennt werden ... Deshalb hat für den Menschen, der lebendiger Ausdruck des Klassenkampfes ist, die juristische Basis, die den Überbau der Gesellschaft repräsentiert, in der er lebt, konkrete Kennzeichen, und sie drückt eine fühlbare Wahrheit aus.«[55]

Es gibt, so schreibt Che Guevara, »eine ganze Reihe von Aspekten der juristischen Verhältnisse, die nicht den jeweiligen Produktionsverhältnissen entsprechen, die in diesem Augenblick das Land charakterisieren«[56]; dies will aber nicht anderes heißen, als daß sich die neuen Produktionsverhältnisse gegen die alten durchsetzen werden. Wie wäre es sonst möglich, daß »in einem vom Imperialismus kanonisierten Land ohne irgendwelche Entwicklung der Grundindustrien, das als Monoproduzent abhängig ist, von einem einzigen Markt, der Übergang zum Sozialismus«[57] stattfindet? Unter mehreren möglichen Antworten ist die am meisten logische die, daß innerhalb des großen Rahmens des weltumspannenden Imperialismus sich eines seiner schwächsten Glieder loslösen kann. Aber diese Erklärung ist nicht voll befriedigend. Damit in Cuba früher als in anderen Ländern eine sozialistische Gesellschaft entstehen konnte, war es notwendig, daß die Entwicklung der Produktivkräfte mit den Produktionsverhältnissen in Konflikt geraten war, und zwar *vor* dem Zeitpunkt, den man rational hätte annehmen können.

»Was ist geschehen?«, fragt sich Che Guevara. »Die Avantgarde der revolutionären Bewegungen, die immer mehr von der marxistisch-leninistischen Ideologie beeinflußt wird, sieht in ihrem Bewußtsein eine Reihe zu realisierender Schritte voraus und forciert den Lauf der Ereignisse innerhalb des objektiv Möglichen.«[58] In anderen Worten: das Bewußtsein der Avantgarde (»Produkt der Entwicklung der gesamten Produktivkräfte der Erde und Produkt der Lehre und Erziehung der gesamten Massen der Welt durch die Sowjetunion und die anderen sozialistischen Länder . . .«[59]) kann ihnen den Weg einer sozialistischen Revolution in ihrem Lande zeigen, auch wenn eine Analyse dieses Landes als isoliertes Ganzes zeigt, daß objektiv noch nicht die Widersprüche zwischen den Produktionsverhältnissen und den Produktivkräften existieren, die eine Revolution unbedingt notwendig machen. Eben dies geschah in Cuba, wo die revolutionären Kräfte die außergewöhnlichen historischen Bedingungen zur Machtergreifung ausnutzten, dann Etappen übersprangen, den sozialistischen Charakter der Revolution dekretierten und den Aufbau des Sozialismus begannen.

Nun gut. Wenn dies alles im Falle Cubas richtig ist – es zu leugnen heißt für Guevara, in jene Lächerlichkeit zu verfallen, die nach Lenin die »Helden der II. Internationale« auszeichnete, die behaupteten, daß der Entwicklungsstand der Produktivkräfte in Rußland den Sozialismus unmöglich mache –, wie ist es dann möglich, dieses Argument der notwendigen Übereinstimmung zwischen allen ökonomischen Faktoren auf so mechanische Weise, *nach* der Revolution vorzubringen?

Natürlich gibt Che Guevara zu, daß viele Widersprüche bestehen, die den Übergangsprozeß zum Sozialismus hemmen, aber er zeigt, daß es nur vorübergehende Schwierigkeiten sind, die durch Organisationsmethoden, die der marxistischen Theorie und Praxis besser entsprechen, aufgehoben werden können. Was ihm mehr Sorge macht, wie Tutino richtig hervorgehoben hat, ist die Möglichkeit, daß »die Analyse Bettelheims von einigen vergänglichen Phänomenen einen endgültigen theoretischen Wert annehmen und somit die Oberhand über das gewinnen könnte, was sich für Che Guevara als absolute Konstante fortsetzen muß: das gesellschaftliche Eigentum als faßbarer Ausdruck der neuen Beziehungen zwischen den Menschen«[60]. Che Guevara scheint also zu befürchten, daß aus der Existenz bestimmter anomaler Erscheinungen pragmatisch die Schlußfolgerung gezogen werden kann, daß sie notwendig existieren müssen. »Weshalb sollte man denken, daß das, was in der Übergangsperiode ›ist‹, notwendig ›sein muß‹?«[61]

Waren die Schläge, »die von der Realität bestimmten Kühnheiten ver-

setzt wurden«, allein die Folgen der Kühnheit? Für Che Guevara waren sie vielmehr ganz oder teilweise die »Folge von technischen oder administrativen Mängeln«.[62] Bezüglich des Wertgesetzes stellt er erneut fest, daß die Möglichkeit bestehe, es zu bloßen Vergleichszwecken innerhalb des sozialistischen Sektors der Produktion zu verwenden. Aber er weist kategorisch die Behauptung zurück, daß der gegenwärtige Entwicklungsstand der Produktivkräfte objektiv dazu zwinge, daß Wertgesetz anzuwenden. »Die Verteidiger des Systems der wirtschaftlichen Rechnungsführung«, sagt er ironisch, »haben noch nie richtig erklärt, wie sich der Begriff der Ware im staatlichen Sektor in seinem Wesen aufrechterhalten läßt, oder wie sich im sozialistischen Sektor mit seinen verzerrten Märkten ein ›gescheiter‹ Gebrauch vom Wertgesetz machen läßt.«[63] Che Guevara betont also erneut und ausdrücklich, daß die »zentralisierte Planung der Wesenskern der sozialistischen Gesellschaft« ist.

»Zu sagen, unser System sei eine Verirrung, entspricht ungefähr dem, zu sagen, die cubanische Revolution sei eine Verirrung. Es sind Begriffe gleicher Art, und sie können sich auf die gleiche Analyse stützen. Der Genosse Bettelheim hat zwar nie gesagt, die sozialistische cubanische Revolution sei nicht authentisch, aber er sagt doch, unsere jetzigen Produktionsverhältnisse entsprächen nicht der Entwicklung der Produktivkräfte, und daher sieht er große Mißerfolge voraus.«[64]
Nun sind aber »die konsolidierten Unternehmen geboren, sie haben sich entwickelt, und sie entwickeln sich weiterhin, weil sie es können; es ist die Binsenwahrheit der Praxis. Ob die Verwaltungsmethode die angebrachtere Methode ist oder nicht, ist letztlich nicht so wichtig, weil die Unterschiede zwischen der einen und der anderen Methode überwiegend quantitativ sind. Die Hoffnungen sind in unserem System auf die Zukunft gerichtet, auf eine beschleunigtere Entwicklung des Bewußtseins und, durch das Bewußtsein, der Produktivkräfte.«[65]

Dies ist der Kern der Antwort Che Guevaras. Man muß die Kohärenz der Argumentation des Autors hervorheben, die bis zu den letzten Konsequenzen ein System der sozialistischen Planung verteidigt, das eng mit einer unerbittlich marxistischen Auffassung des Sozialismus als eines ethisch-anthropozentrischen Phänomens verbunden ist. In einem ein Jahr zuvor veröffentlichen Interview hatte Che gesagt:

»Der ökonomische Sozialismus ohne kommunistische Moral interessiert mich nicht. Wir kämpfen gegen das Elend, aber gleichzeitig kämpfen wir gegen die Entäußerung. Eines der wichtigsten Ziele des Marxismus ist es, das materielle Interesse, den Faktor des individuellen Interesses und das Gewinnstreben als psychologische Motivation aus der Welt zu schaffen. Marx hat sich sowohl mit der Ökonomie als auch mit der Wirkung der Ökonomie auf den Geist beschäftigt, und ebenso mit dem endgültigen Ergebnis dieser Rückwirkung: dem Bewußtsein. Daher wird der Kommunismus, wenn er sich nicht um das Bewußtsein kümmert, zu einer Methode der Verteilung werden, er wird sich dann aber nie zu einer revolutionären Moral entwickeln.«[66]

Mit den Antworten von Mandel und Che Guevara auf den Artikel Bettelheims wird also endgültig klar, welches die methodologischen, ökonomischen und ethisch-politischen Fragen sind, um die sich die Kontroverse dreht.

Zwischen Juni und Dezember erschienen weitere Beiträge, deren Intention lediglich die Systematisierung und detailliertere Darstellung war. So erschien in der Juni-Nummer 1964 von *Cuba Socialista* ein Aufsatz von Joaquín Infante über die »Merkmale der Funktion des selbstfinanzierten Unternehmens« (»Características del funcionamiento de la empresa autofinanciada«), den in der darauffolgenden Nummer Luis Alvarez Rom in seinem Artikel »Über die Methode der Analyse der Finanzierungssysteme« (»Sobre el método de analísis de los sistemas de financiamiento«) erörterte. In der Dezember-Nummer von *Nuestra Industria* wurden zwei technische Artikel zu den Themen »Die allgemeine Konzeption der Finanzen in der Geschichte und das haushaltsmäßige Finanzierungssystem in der Übergangsperiode« (von Mario Rodríguez Escalona) und »Erfahrungen bei der Kontrolle im haushaltsmäßigen Finanzierungssystem« (von Alexis Codina) veröffentlicht.

Größere Bedeutung hat ein zuvor schon in *International Affairs* veröffentlichter Artikel Che Guevaras, der in der gleichen Nummer von *Nuestra Industria* unter dem Titel »Cuba, seine Wirtschaft, sein Außenhandel, seine Bedeutung in der gegenwärtigen Welt« (»Cuba, su economía, su comercio exterior, su significado en el mundo actual«) erschien. Die Veröffentlichung im offiziellen Organ des Ministeriums für Industrie gab diesem Artikel, wie nicht anders zu erwarten, ein politisches Gewicht. Hier legt Che Guevara eine kritische Analyse der Wirtschaftspolitik der cubanischen Regierung auf dem Gebiet der Landwirtschaft und der Industrie (im Verhältnis zum Außenhandel) vor. In beiden Sektoren war durch Diversifizierung eine Politik der Importsubstitution verfolgt worden, die aber nicht genügend die Tatsache berücksichtigt hatte, daß in der Landwirtschaft die Zuckerproduktion große relative Vorteile aufwies, und daß in der Industrie die neuen Anlagen Rohstoffe benötigten, die in Cuba nicht erzeugt wurden.

Die Absicht Che Guevaras in diesem Artikel ist es, die Frage zu diskutieren, ob es richtig war, daß die Regierung nach jenen anfänglichen Fehlern der Landwirtschaft und der Viehproduktion einen Vorrang einräumte. Im Moment sei dies angebracht, meint Che Guevara: es müsse sowohl die Zucker- als auch die Viehproduktion gefördert werden. Er schlägt auch eine Entwicklungslinie für die Industrie vor: die Gewinnung und Bearbeitung des Nickels in der nordöstlichen Zone Cubas, »das Herz der zukünf-

tigen metallurgischen Industrie«. Die Entwicklung dieser drei Sektoren werde aber nicht eine Verminderung der Einfuhren zur Folge haben, sondern im Gegenteil eine Erhöhung. So werde, wie schon immer, die »Rolle des Außenhandels in der cubanischen Wirtschaft eine strategische sein«: die Grundlage der zukünftigen Industrialisierung:

»Keine dieser drei hauptsächlichen Entwicklungslinien bedeutet einen Versuch, die Importe zu ersetzen, mit Ausnahme der Viehproduktion in den ersten Jahren. Danach wird sich die Entwicklung vollständig in den Ausfuhren niederschlagen, so daß die Ausfuhren auch dann die Importsubstitution ausgleichen werden, wenn die Substitutionspolitik weiterhin beibehalten wird.
Für das 1970 beginnende Jahrzehnt wird dann ein beschleunigterer Prozeß der Importsubstitution notwendig sein, der allein auf der Grundlage einer Industrialisierung größeren Ausmaßes erreicht werden kann. Um sie zu ermöglichen, werden die Bedingungen in den nächsten Jahren zu schaffen sein, indem alle Vorteile, die der Außenhandel für eine unterentwickelte Wirtschaft bietet, ausgenutzt werden.«[67]

Mit anderen Worten: Che Guevara akzeptiert den Weg über die Landwirtschaft allein für die Jahre 1964–1970, als taktische Lösung. Durch die Feststellung der »objektiven Notwendigkeit« einer industriellen Entwicklungslinie legt er aber für die darauf folgende Periode eine genaue Strategie fest.
Der Weg über die Landwirtschaft wurde noch unmittelbarer im zweiten Teil eines Artikels des Vorsitzenden der Planungsabteilung im Ministerium für Industrie, Miguel Figueras, diskutiert, der in der Februar-Nummer 1965 von *Nuestra Industria* unter dem Titel »Aspekte und Probleme der wirtschaftlichen Entwicklung Cubas« erschien. Wie Che Guevara analysiert auch Figueras kritisch die cubanische Entwicklungspolitik, aber seine Schlußfolgerungen gehen insofern noch etwas weiter, als er sich nicht darauf beschränkt, für das Jahr 1970 einen Richtungswechsel vorzuschlagen, sondern vielmehr eine sofortige Revision der Strategie für notwendig hält. Außerdem bestehe das Problem nicht in der Wahl zwischen zwei möglichen Wegen (Landwirtschaft oder Industrie), sondern darin, ein globales Entwicklungsprogramm aufzustellen, also die Entwicklung auf der Grundlage ausgewählter produktiver Tätigkeiten voranzutreiben, unabhängig davon, ob sie zum primären oder sekundären Sektor gehören:

»Alles führt uns zur Schlußfolgerung, daß die optimale Bestimmung der zukünftigen Entwicklungsstrategie nicht einfach eine Sache der Entscheidung für die Landwirtschaft oder für die Industrie als Hauptentwicklungssektor ist. Vielmehr besteht die optimale Entscheidung im konkreten Fall Cubas darin, eine Reihe von sowohl landwirtschaftlichen als auch industriellen Produktionsmöglichkeiten zu finden, deren Entwicklung die komparativen Vorteile Cubas maximiert.«[68]

Die Ansichten Che Guevaras und Figueras stimmen also nicht genau über-

ein, haben aber ein gemeinsames Element: das Mißtrauen gegen die strategische Vorrangstellung der Landwirtschaft für dieses und ebenso für das nächste Jahrzehnt, so wie sie von Fidel Castro vorgesehen wurde. Die Polemik bezog sich jetzt also auf ein konkretes und grundlegendes Problem. Es war daher kaum denkbar, daß die höchsten Instanzen der Regierung und der Partei weiterhin und für längere Zeit jene distanzierte Haltung beibehalten würden, die sie während der gesamten Kontroverse gezeigt hatten. Eine Stellungnahme Fidel Castros war also zu erwarten.
Außerdem hatte Che Guevara im Februar 1965 die Diskussion über das Wertgesetz auf die Bühne einer internationalen Konferenz getragen, und er hatte seine Thesen so kühn in aller Öffentlichkeit dargelegt, daß ein gewisses Aufsehen nicht mehr zu verhindern war. Der cubanische Industrieminister hielt aus Anlaß des II. Ökonomischen Seminars der Afroasiatischen Solidarität in Algier eine Rede, in der er seine Zweifel über die Möglichkeit äußerte, das Wertgesetz auf die Beziehungen zwischen den sozialistischen Ländern anzuwenden, wegen der Gefahr einer besonderen Form des ungleichen Tausches. Das Problem war von Che Guevara vorher schon in seinem Aufsatz »Über das Haushaltsmäßige Finanzierungssystem« behandelt worden, der eine Art Zusammenfassung seiner Gedanken darstellt. Dort gibt Che Guevara zu, daß das Wertgesetz den Handelsaustausch zwischen den sozialistischen Ländern reguliert, aber er tritt dafür ein, daß zu höheren Formen des Austausches zwischen diesen Ländern der neuen Gesellschaft übergegangen wird. Damit soll verhindert werden, das sich die Unterschiede zwischen den entwickelten und den unterentwickelten Ländern als Folge des Austausches weiterhin vertiefen.

»Es ist notwendig, daß neue Formeln für den Außenhandel gefunden werden, die die Finanzierung der industriellen Investitionen in den Entwicklungsländern ermöglichen, auch wenn das den Preisen des kapitalistischen Weltmarktes widerspricht. Das wird eine gleichmäßigere Fortentwicklung des gesamten sozialistischen Lagers ermöglichen, mit dem natürlichen Ergebnis, Ungleichmäßigkeiten zu glätten und den Geist des proletarischen Internationalismus zu fördern (das jüngste Abkommen zwischen Cuba und der UdSSR ist ein Beispiel der Schritte, die in diese Richtung unternommen werden können.«)[69]

In seiner Rede im Seminar von Algier geht er mit seiner Argumentation wesentlich weiter. Er bestreitet offen die Anwendungsmöglichkeit des Wertgesetzes, nicht nur im Austausch zwischen den sozialistischen Ländern, sondern auch im Austausch zwischen den sozialistischen Ländern und den Ländern der Dritten Welt, im Namen einer neuen, brüderlichen Haltung in den Beziehungen der Menschheit.

»... Hieraus kann nur eine Schlußfolgerung gezogen werden: Die Entwicklung jener Länder, die den Weg der Freiheit jetzt antreten, muß die sozialistischen Länder etwas

kosten ... Es kann keinen Sozialismus geben, wenn nicht im Bewußtsein eine Veränderung eintritt, die zu einer brüderlichen Haltung in den Beziehungen der Menschheit führt, sowohl auf der individuellen Ebene (innerhalb der sozialistischen Gesellschaft oder in der Periode des sozialistischen Aufbaus), als auch auf Weltebene gegenüber allen Völkern, die die imperialistische Unterdrückung erdulden. Wir glauben, daß die Verantwortung, den abhängigen Ländern zu helfen, nur von einem solchen Geist getragen werden kann, und daß nicht von *gegenseitigem Vorteil* die Rede sein darf, wenn die Beziehungen zu den zurückgebliebenen Ländern vom Wertgesetz beherrscht und wenn die internationalen Beziehungen ungleicher Tausch sind (der sich von eben diesem Wertgesetz ableitet). Was kann *gegenseitiger Vorteil* heißen, wenn die Rohstoffe, deren Gewinnung unbegrenzte Leiden in den zurückgebliebenen Ländern verursachen, zu Weltmarktpreisen verkauft werden, aber die in hoch automatisierten Fabriken hergestellten Maschinen ebenfalls zu Weltmarktpreisen gekauft werden müssen? Wenn wir zugeben, daß jene Art von brüderlichen Beziehungen es ist, die die Länder verbinden sollte, müssen wir auch zugeben, daß das sozialistische Lager in gewisser Weise Komplize der imperialistischen Ausbeutung ist ... Die sozialistischen Länder haben die moralische Pflicht, ihre stillschweigende Komplizenschaft mit den Ausbeuterstaaten des Westens völlig zu liquidieren.«

Was konkret die Beziehungen zwischen Cuba und der UdSSR betrifft, hatte Che Guevara erneut das Zuckerabkommen als »vorteilhaft« bezeichnet, aber er sagte weiter:

»Dies ist nur ein Beispiel. Die eigentliche Aufgabe besteht darin, die Preise so zu bestimmen, daß sie die Entwicklung möglich machen. Die Veränderung der internationalen Beziehungen wird eine große Veränderung der Konzeption bedeuten: es darf nicht der Außenhandel sein, der die Politik bestimmt, sondern im Gegenteil, dieser muß einer Politik der Brüderlichkeit gegenüber den Völkern untergeordnet sein.«[71]

Zum Schluß behandelt Che Guevara auch die Frage der Kredite, die die sozialistischen Länder den unterentwickelten Länder gewähren:

»Analysieren wir kurz die Frage der langfristigen Kredite für die Entwicklung der Basisindustrien ... Die Investitionen der sozialistischen Staaten in ihren eigenen Gebieten werden direkt vom Staatshaushalt finanziert, und sie haben sich erst dann gelohnt, wenn die Produkte den gesamten Verarbeitungsprozeß durchlaufen haben, wenn sie also in die Endprodukte eingehen. Unser Vorschlag ist, daß die Möglichkeit erwogen wird, Investitionen dieser Art in den unterentwickelten Länder zu tätigen.«[72]

Die Beiträge Che Guevaras und Figueras' von 1964 und 1965 führten also die Auseinandersetzung zu einem entscheidenden Punkt. Auf der einen Seite wird die offizielle Wirtschaftspolitik kritisiert. Auf der anderen wird versucht, die theoretische Konstruktion Che Guevaras als allgemeines Kriterium für die Entfaltung des gegenwärtigen Entwicklungsprozesses anzuwenden, im sozialistischen Lager wie in der Dritten Welt.

Deutsch von Alexander Schubert

Anmerkungen:

1 »Ricerca e dibattito critico sullo sviluppo economico a Cuba«, *Rinascita*, Nr. 28, 11. Juli 1964.
2 *Obra Revolucionaria*, Nr. 30, 26. August 1961, S. 18.
3 René Dumont, *Cuba, socialisme et developpement*, Paris (Editions du Seuil) 1964. In diesem Buch sind neben den Meinungen des Autors auch die der anderen Experten wiedergegeben, namentlich die Bettelheims. Das Buch Dumonts ist sehr kritisiert worden – teilweise wohlbegründet –, es ist jedoch ein sehr brauchbares Dokument.
4 Vgl. seine Rede im Juli 1963 in Algier anläßlich des internationalen Seminars über ökonomische Planung.
5 Ibid.
6 Dudley Seers (ed.), Andrés Bianchi, Richard Jolly, Max Nolff, *Cuba: The Economic and Social Revolution*, Chapel Hill (University of North Carolina Press) 1964.
7 »Dos Discursos de Fidel Castro«, *Obra Revolucionaria*, Nr. 21, 12. August 1963, S. 31.
8 »Fidel con los alumnos de las escuelas auxiliares de administración«, *Obra Revolucionaria*, Nr. 25, 5. Oktober 1963. Siehe auch: Carlos Rafael Rodríguez, »El nuevo camino de la agricultura cubana«, *Cuba Socialista*, Nr. 27, November 1963, S. 71.
9 *Cuba Socialista*, Nr. 18, Februar 1963. Dieser Artikel erschien zusammen mit anderen in deutscher Sprache in: Ernesto Che Guevara, *Ökonomie und neues Bewußtsein* (Wagenbach) Berlin 1969. Die Seitenangaben beziehen sich auf diese Ausgabe. Vgl. S. 110.
10 *Ökonomie und neues Bewußtseins*, a.a.O., S. 108.
11 Zitiert aus: *Hispanic American Report*, Vol. 16, Nr. 2, Stanford University, Februar 1963.
12 *Comercio Exterior*, Juni 1963. Deutsche Übersetzung in: *Wertgesetz, Planung und Bewußtsein. Die Planungsdebatte in Cuba*, Frankfurt/M. (Verlag Neue Kritik) 1969. Neben dem Artikel Moras enthält diese Aufsatzsammlung die unten erwähnten Aufsätze von Bettelheim und Mandel, außerdem eine neuere Rede von Fidel Castro sowie einige Aufsätze von Che Guevara.
13 *Nuestra Industria*, Oktober 1963, S. 15 (die Seitenangaben der deutschen Ausgabe lagen leider noch nicht vor).
14 Ibid., S. 15.
15 Ibid., S. 16.
16 Ibid., S. 18–19.
17 Miguel Cossio, »Contribución al debate sobre la ley del valor«, *Nuestra Industria*, Revista Económica, Nr. 4, Dezember 1963.
18 *Nuestra Industria*, Nr. 3, Oktober 1963. Deutsch in *Ökonomie* . . ., S. 79–80.
19 Ibid., S. 81.
20 Ibid., S. 81–82.
21 *Nuestra Industria*, Nr. 5, Februar 1964. Deutsch in *Ökonomie* . . ., S. 47.
22 Ibid., S. 34 f.
23 Ibid., S. 33.
24 Ibid., S. 37.
25 Ibid., S. 41.

26 Ibid., S. 43.
27 Ibid., S. 52.
28 José M. Aricó, »Problemas de la planificación económica en Cuba«, *Pasado y Presente*, Nr. 5 u. 6, Córdoba (Argentina), April–September 1964.
29 Marcelo Fernández Font, »Desarrollo y funciones de la banca Socialista en Cuba«, *Cuba Socialista*, Nr. 30, Februar 1964; Ernesto Che Guevara: »La banca, el crédito y el socialismo«, *Cuba Socialista*, Nr. 31, März 1964. (Deutsch in *Ökonomie . . .*: »Das Bankwesen, der Kredit und der Sozialismus«).
30 Der Artikel Bettelheims erschien auch in *Nuestra Industria, Revista Económica*, Juni 1964. (Bettelheim hat seinen Aufsatz inzwischen im französischen Original veröffentlicht: »Formes et méthodes de la planification socialiste et niveau de développement des forces productives, in: Bettelheim, *La transition vers l'économie socialiste*, Paris (Maspero) 1968, S. 129–152. Anm. d. Ü.).
31 Ibid., S. 38–39.
32 Ibid., S. 44.
33 Ibid., S. 49.
34 Ibid., S. 48.
35 Ibid., S. 44.
36 Ibid., S. 45–46.
37 Ibid., S. 48.
38 Ibid., S. 52.
39 Ibid., S. 51.
40 Ibid., S. 50.
41 Ibid., S. 52.
42 Ibid., S. 53.
43 Ibid., S. 10. (Deutsch vom Autor in *Wertgesetz . . .*).
44 Ibid., S. 12.
45 Ibid., S. 14.
46 Ibid., S. 12–13.
47 Ibid., S. 25.
48 Ibid., S. 35.
49 Ibid., S. 23.
50 Ibid., S. 27.
51 Ibid. S. 27.
52 Ibid., S. 32.
53 Ibid., S. 33.
54 Ibid., S. 34.
55 *Cuba Socialista*, Nr. 34, Juni 1964 (*Ökonomie . . .*, S. 68).
56 *Ökonomie . . .*, S. 67.
57 Ibid., S. 64.
58 Ibid., S. 65.
59 Ibid., S. 67.
60 *Rinascita*, Nr. 28, 11. Juli 1964.
61 *Ökonomie . . .*, S. 71.
62 Ibid., S. 71.
63 Ibid., S. 70.
64 Ibid., S. 66.
65 Ibid., S. 66.

66 Interview in Algerien mit Jean Daniel, erschienen in Buenos Aires (Editorial Escorpión) 1964 unter dem Titel: *Una profecia del Ché.*
67 *Nuestra Industria, Revista Económica,* Nr. 10, Dezember 1964, S. 29.
68 *Nuestra Industria, Revista Económica,* Nr. 11, Februar 1964, S. 29.
69 *Ökonomie . . .*, S. 46.
70 Rede in Algier, in: Ernesto Che Guevara, *Obra Revolucionaria.* México (Era) 1968, S. 490.
71 Ibid., S. 491.
72 Ibid., S. 491.

Aurelio Alonso
Wider die Lehrbücher des Marxismus

Vorbemerkung

Im Jahre 1966 wurde in der cubanischen Öffentlichkeit eine heftige Polemik ausgetragen, deren Gegenstand das Marxismus-Studium an Hand der manuales *war. Man kennt diese »Kurzen Lehrgänge« aus der Praxis anderer sozialistischer Länder. Die in Cuba gebräuchlichen Lehrbücher des Marxismus sind zum größten Teil Übersetzungen; sie wurden publiziert, nachdem die Revolution sich zum Marxismus-Leninismus bekannt hatte, das heißt, seit 1961/62. Die Vorlagen stammten meist aus dem Arsenal der Akademie der Wissenschaften der UdSSR. Die cubanischen Parteischulen, die damals unter der Leitung des Altkommunisten Lionel Soto standen, benutzten ausschließlich Texte dieser Art. Widerspruch gegen ihren Gehalt und ihren Gebrauch erhob sich zunächst im Philosophischen Institut der Universität Habana. Daraufhin schritt Soto in der theoretischen Zeitschrift der Parteischulen (Escuelas de Instrucción Revolucionaria),* Teoría y práctica, *zum Gegenangriff; er gab jedoch seinem hauptsächlichen Widersacher, dem Philosophie-Professor Aurelio Alonso, einem Mann, der damals sechsundzwanzig Jahre alt war, Gelegenheit zu einer Replik. Die im folgenden Text genannten Professoren Pérez und de la Uz, die beide an der zentralen Parteischule lehrten, nahmen an der Auseinandersetzung teil.*
Es schien zunächst, als ergriffe Fidel Castro die Partei der »Anti-Manualisten«. In mehreren Reden hat er sich äußerst sarkastisch über die üblichen Lehrgänge geäußert. Lionel Soto trat von seinem Posten 1967 zurück. Es ist schwer auszumachen, wer schließlich die Oberhand behalten hat. Die theoretischen Äußerungen der Partei lassen keine Antwort auf diese Frage zu. Probleme der marxistischen Philosophie werden heute an den cubanischen Universitäten kaum mehr diskutiert. Angesichts der ökonomischen Probleme des Landes, die alles überschatten, scheinen alle theoretischen Fragen vorerst von der Tagesordnung verdrängt worden zu sein. Aurelio Alonso hat seinen Lehrstuhl inzwischen verloren. H. M. E.

Es scheint, daß wir darüber, wie der Marxismus gelehrt (und wie der Marxismus gelernt) werden soll, schon nach wenigen Jahren der Erfahrung zu vollkommen verschiedenen Ansichten gelangt sind. Und wenn sich diese Meinungsverschiedenheit auf die Frage der Lehrbücher konzentriert, dann einzig und allein deshalb, weil diese Art von Literatur dem theoretischen Corpus des Marxismus ein bestimmtes Profil gegeben hat. Das Handbuch ist zugleich Konsequenz und Ausdruck einer Denkgewohnheit. Diese Denkgewohnheit ist marxistisch, sofern sie aus einem Intellekt hervorgeht, der dem (philosophisch nicht ausgearbeiteten) System der Gedanken von Marx und Engels folgt. Sie ist marxistisch-leninistisch, wenn man will, weil sie die Innovationen und theoretischen Ergänzungen Lenins zum Marxismus gutheißt. Sie ist andererseits nicht-marxistisch, weil sie diese Gedanken wortwörtlich reproduziert, weil sie sich ihrer bedient, um damit zu überzeugen, zu bestätigen – was allein schon eine Umdeutung dieser Ideen bedeutet –, obwohl andererseits in jeder zweiten Zeile gepredigt wird, daß der Marxismus eine Philosophie im Medium der Revolution, eine Philosophie der Praxis sei, die kein Dogma zulasse, usw.

Ich will mich nicht auf das Lehrbuch an sich (auf ein abstraktes, ein »typisches« Handbuch) beziehen, sondern auf jenen Lehrgang, der innerhalb sehr bestimmter historischer Bedingungen, unter ganz präzisen Umständen und innerhalb einer gegebenen Disziplin, der marxistischen Philosophie nämlich, entstanden ist. Denn man kann nur dann mit Genauigkeit über diese Materie sprechen, wenn man sich dort zumindest bis zu einem gewissen Grad auskennt. Der Konflikt über das Handbuch begegnet uns (in erster Linie) in der Lehre der marxistischen Philosophie und (in zweiter Linie) in der Erkenntnis, daß es sich um ein philosophisches System handelt, das vorgibt, eine organische Synthese des Marxschen, Engelsschen und Leninschen, d. h. des marxistischen Denkens zu sein. Denn ich bin der Ansicht, daß dieses System im Gefolge einer Politik strikter kultureller Reglementierung entstanden ist, die den Wissenschaftsprozeß tiefgreifend beeinflußt hat.

Wenn man dies vergißt, wenn man vergißt, daß es kein göttliches, von der Zukunft der Gesellschaft losgelöstes Denken gibt, daß das Denken das ist, was die Menschen im Laufe der Geschichte aus ihm machen, wie erklärt man sich dann, daß »die einzige, folgerichtig wissenschaftliche Philosophie« es nicht nur nicht verhindern konnte, daß die Kybernetik, die Genetik, die therapeutische Methode der Psychoanalyse und andere Errungenschaften der »westlichen« Wissenschaft lange Zeit hindurch mißachtet wurden, sondern daß diese Philosophie selbst zum Instrument der Unter-

drückung von Seiten der Staatsmacht geworden ist? Auch wer nicht besonders tief in diese Frage eindringen will, muß sich doch fragen: »Kann dies wirklich die Philosophie von Marx sein? Kann diese Denkweise, die auf der Höhe der Macht auftaucht, sich ohne Behinderung entwickelt und das wahre Ziel des Kampfes aus ihrem Gesichtskreis verliert, das vitale Denken der Oktoberrevolution gewesen sein? Es ist wohl einsichtig, daß das unmöglich ist. Auf der einen Seite ein schöpferisches Denken, das der Kritik und der Transformation der Welt dient, das jede These, die es nicht bewiesen findet, nur als Hypothese akzeptiert, und das, zwischen die Autorität des Denkens und die Autorität der Tatsachen gestellt, sich für die Tatsachen entscheidet: auf der andern Seite ein Denken, das zitiert, akzeptiert, rechtfertigt, das alles Gegenwärtige durch das Vergangene zu erklären versucht, das nicht sieht, daß die »Klassiker« Klassiker sind, und sich in dieser Verblendung wohlfühlt. Das eine ist das marxistische Denken. Das andere ist ein oberflächliches, kraftloses Denken, das allenfalls in der Lage ist, den Marxismus als totes theoretisches Gebilde zu konservieren, indem es ihn bloß spielerisch auf die Wirklichkeit anwendet, die ursprünglichen Thesen lediglich extrapoliert, um Rechtfertigungen zu finden, und ihn vor allem dadurch zu verändern sucht, daß es neue »universelle« Gesetze erfindet oder im schlimmsten Fall ihn dazu benutzt, dem menschlichen Handeln eiserne Normen aufzuerlegen.

Das Ideologische (ich sagte bereits, daß ich mich auf die Philosophie beziehe; ich denke also an Autoren wie Kuusinen, Jachod, Afanasiev, Konstantinov, Makarov), die Verbreitung der Philosophie, die Lehre der (wissenschaftlich marxistischen) Philosophie erleiden, wenn sie zum Lehrgang gerinnen, qualitativ andere Einbußen als die positiven Wissenschaften, und das deshalb, weil ihr philosophischer Wissensgehalt von anderer Art ist. Ihre Begründer haben sie niemals in ein System gepreßt. Außerdem fehlt es den zeitgenössischen Lehrern des Marxismus, die ich genannt habe (es ließen sich auch Ausnahmen von dieser Regel anführen), an wissenschaftlicher Strenge und kritischer Fähigkeit. Auf diese Autoren trifft nicht zu, was für die positiven Wissenschaften gelten mag, daß nämlich die Handbücher »deren Entwicklungsstand in dem Augenblick widerspiegeln, da sie geschrieben werden«.

Diese Art des Denkens bleibt nicht auf die Lehrgänge begrenzt; wir begegnen ihr in einem großen Teil der politischen Literatur. Nur sind die (philosophischen) Lehrbücher zu ihrer deutlichsten Manifestation geworden.

Unsere Kritik an ihnen wird wie folgt verfahren. Wir wenden uns zunächst den Grundthesen zu, die über bestimmte Fragen in einigen (oder,

was häufiger ist, in allen) Lehrbüchern anzutreffen sind. Wir betrachten sie daraufhin, ob sie wahr sind oder nicht, wir untersuchen ihre Begrenzungen, die sich daraus ergeben, daß sie alle in einem ganz bestimmten intellektuellen Milieu entstanden sind, und wir prüfen die Hinfälligkeit der einen oder anderen ihrer Interpretationen. Interessanter als diese Untersuchung scheint mir jedoch die Frage zu sein, welche Logik innerhalb des marxistischen Denkens diese Lehrbücher hervorgebracht hat, wie diese Logik sich historisch konkretisieren und wie die theoretische Struktur des Marxismus eine Denkweise hervorbringen konnte, die eine historische Analyse, wie Marx sie zu seiner Zeit (oder Lenin in seiner Epoche) anstellte, geradezu ausschließt. Natürlich ist das zunächst nur eine Hypothese, und weder diese kärglichen Seiten noch die kurzen Zeitfristen, zu der eine Polemik zwingt, erlauben mir, sie hinreichend zu begründen. Aber die historisch-kritische Analyse des Marxismus ist ein Problem, das auf der Tagesordnung steht. Viele haben es behandelt, und es ist daher nicht nur gerechtfertigt, sondern sogar notwendig, daß auch wir uns darum bemühen.

Erst in zweiter Linie begrenzt sich das Feld unserer Polemik auf folgendes Problem: Ist das Lehrbuch als Mittel zur marxistischen Bildung notwendig? Ist es zumindest nützlich? Und wenn man will: Trägt die Information, die das Lehrbuch gibt, zu einer wahren marxistischen Bildung bei? Oder auch: Ist die Philosophie der Lehrbücher gleichzeitig die Philosophie des Marxismus?

Viele von uns, die heute so fragen, haben ihr Studium des Marxismus einst an Hand solcher Lehrgänge begonnen. Und das ermöglicht uns vielleicht am ehesten, eine kritische Haltung einzunehmen und zu begreifen, wie entstellend der Schematismus dieser Literatur wirken kann. Denn wir hatten große Mühe, uns von ihrem Einfluß zu befreien, wir kennen die Angst, die jeder erfährt, der von der Wahrnehmung zum Verständnis fortschreitet, und von dort zum Bruch mit den etablierten Denkstrukturen kommt. Und wenn jemand glaubt, uns beschämen zu können, indem er uns an den Ursprung unserer Bildung erinnert (ich akzeptiere diesen Begriff nur, sofern darunter die theoretische Information verstanden wird; in jeder anderen Hinsicht kann ein Revolutionär sich nicht an Büchern »bilden«), als eine Art von Ursünde, so möchten wir ihm einige Worte von José Agustin Caballero ins Gedächtnis zurückrufen, die sich auf seine scholastische Bildung beziehen:

»In den ersten Jahren meines Lebens gehörte ich dieser (der scholastischen) Sekte an, und ich liebte sie zärtlich. Ja, mehr noch, ich empfahl und lehrte sie meinen Schülern. Welche Eitelkeit die Macht des Verstehens in sich birgt! Wie sehr bewegte sie das ganze Univer-

sum und unterwarf es der Urteilskraft. Erfahrung? Ihren Namen zu hören und die Augen so fest zusammenzudrücken, bis sie sich runzelten, war ein und dasselbe. Aber endlich öffnete ich die Augen und begann allmählich zu sehen. Ich schämte mich nur, nicht vorher aufgewacht zu sein.
Ich verließ die Wimpel der Täuschung und wechselte über zu den Fahnen der Wahrheit, und meine Schüler hefteten an die Tür meines Arbeitszimmers folgendes Epitaph, das ich jedem einzelnen dieser Rechthaber aus der Stadt an die Tür schlagen möchte:
Hier ruht ein Verstand
der gestern alles begriff,
und heute, da er sah, was er nicht sah,
sah, daß alles was er sah, Wind war.«

Das ist aber noch nicht alles. Einwände gegen die »marxistische« Theologie werden gern mit Einwänden gegen den Marxismus überhaupt verwechselt; denn für jene, die so denken, sind Lehrbuch und Marxismus identisch. Diese Gleichsetzung wäre falsch und ungerecht, genauso wie es falsch und ungerecht ist, eine abweichende Meinung mit einer Kritik an der Existenz der »Escuelas de Instrucción Revolucionaria« (der Parteischulen) und an deren Bedeutung für die marxistische Erziehung unseres Volkes zu verwechseln.

Ich werde versuchen, das Problem von zwei Seiten her anzuschneiden: Erstens das Handbuch als System, seine Problematik, seine Struktur, wo und wie es entstand. Und zweitens, wie operieren diese simplen Denkgewohnheiten, die der Gegenstand unserer Kritik sind und die ihrerseits jene Struktur auf dem Gewissen haben. Marx hat uns keine systematische Philosophie hinterlassen. Das ist eine Binsenwahrheit, aber von ihr müssen wir ausgehen, um uns nach einem Sprung aus der intellektuellen Reifezeit von Marx bis in unsere Tage zu fragen: »Von wem stammt eigentlich die systematische Struktur der marxistischen Philosophie, die uns Konstantinov (um nur einen Namen zu nennen) überliefert hat?«
Jemand, der lange in den Klassikern herumgewühlt hat, könnte dieses Verdienst dem *Anti-Dühring* zuschreiben und zu der Schlußformel kommen: »Dem Lehrbuch widersprechen heißt dem *Anti-Dühring* widersprechen.« Der *Anti-Dühring* scheint wirklich das ursprüngliche Vorbild einer Kopie, das strukturelle Fundament des Marxismus-Lehrganges, seiner logischen Gedankenverbindungen und vor allem – was uns noch mehr betrifft – des philosophischen Systems gewesen zu sein, das sich dem Studierenden als »Dialektischer Materialismus« darbietet.
Aber das eigentliche Übel liegt nicht im *Anti-Dühring* begraben, in jenem Werk, das sein Autor aus der Notwendigkeit heraus schrieb, im Vorbeigehen dem schädlichen Einfluß des pedantischen, wenn auch (wie Mehring

behauptet) talentierten Eugen Dühring in der deutschen Sozialdemokratie zu begegnen. Wie bei jedem polemischen Werk ist von einem kritischen Leser des *Anti-Dühring* zu verlangen, daß er sein Urteil über dieses Werk auf eine strikt historische Betrachtungsweise gründet. Das heißt, daß der Wert seiner Thesen, ja, mehr noch, der Wert seiner Struktur, seiner Problematik nicht außerhalb der Bedingungen und der Intention, aus der heraus es geschrieben worden ist, ermessen werden kann. Ich glaube in aller Bescheidenheit sagen zu können, daß man sich dessen in der Geschichte des Marxismus (vor allem des offiziellen Kommunismus nach Lenin) nicht bewußt geworden ist.

Ich muß (vorsichtshalber, obwohl es mich etwas vom Thema abbringt) darauf hinweisen, daß es nicht meine Absicht ist, die Bedeutung des *Anti-Dühring* zu schmälern. Mehring hält das Buch zu Recht für »... die Arbeit, die zusammen mit dem *Kapital* das wichtigste und fruchtbarste Dokument des wissenschaftlichen Sozialismus darstellt«. Seine historische Bedeutung für die Verbreitung der marxistischen Theorie war so entscheidend, daß man den *Anti-Dühring* ein großes Lehrbuch seiner Epoche nennen könnte, hätten die Lehrbücher aus dem Marxismus nicht das gemacht, was sie aus ihm gemacht haben. Auch Gustav Mayer schreibt in seiner bemerkenswerten Engels-Biographie: »Die intelligente Popularisierung Engels' ebnete, wenn auch mühsam und langsam, den Weg für das Eindringen (des *Kapital*) in immer größere proletarische Kreise, sowohl auf dem europäischen Kontinent wie auch in allen übrigen Erdteilen.« »Der *Anti-Dühring* war das erste Buch, das den Führern der deutschen Sozialdemokratie den Standpunkt und den Inhalt des Marxismus deutlich machte. Ja, mehr noch, er gewann Tausende und Abertausende, ja sogar ganze Generationen für den Marxismus. In diesem Buch wurde den aufgeschlosseneren Geistern unter der jüngsten Generation der Sozialdemokratie – Bebel, Bernstein, Kautsky, Plechanov, Akselrod, Victor Adler, Labriola, Turati ... – zum erstenmal die wahre Position Marx' und Engels' erklärt.«

Ich glaube, daß diese Zeilen die Bedeutung dieses Werks klar genug zum Ausdruck bringen. Heißt das, daß die von Engels dargestellte philosophische Problematik als ein Versuch betrachtet werden kann, aus der marxistischen Philosophie ein System zu machen? Wer so argumentiert, sollte berücksichtigen, was E. A. Stepanova zu dieser Frage schreibt: »Da Dührings System ein weites Gebiet von menschlichen Erkenntnissen umfaßte, mußte Engels, als er dieses System kritisierte und Dührings Argumente zu widerlegen versuchte, die unterschiedlichsten Probleme behandeln: vom Zeit- und Raumbegriff bis hin zum Bimetallismus, von der Unendlichkeit

der Materie und der Bewegung bis zur vergänglichen Natur der moralischen Ideen, von der natürlichen Auslese Darwins bis zur Jugenderziehung in der zukünftigen Gesellschaft.«
Mit einem Wort, die Problematik des *Anti-Dühring* mußte sich an der Problematik orientieren, die das Buch kritisiert. Und wenn sich Engels' Werk in »eine Art marxistischer Enzyklopädie« verwandelte, so muß man mit Nachdruck unterstreichen, daß dies nicht die Absicht des Autors war, und daß man dies anderen, nicht aber ihm zum Vorwurf machen darf. Wenn aber hier der Ursprung der Struktur, das Skelett jenes Systems liegt, das uns die Lehrbücher übermitteln, mit welchem Recht stellen diese es dann als philosophisches System des Marxismus hin? Viele Jahre trennen uns heute von Engels' Werk, und das Entscheidende, das, was den Marxismus, die marxistische Theorie seither am tiefsten beeinflußt hat, ist dessen eigene Verwirklichung in der Praxis. Die verwirklichte Revolution teilt die Geschichte des Marxismus in zwei Kapitel. Es gibt einen Marxismus, der in die Zukunft blickt, und einen Marxismus, der sich der Vergangenheit zuwendet, oder vorgibt, die Zukunft sei mit den Lösungen der Vergangenheit zu bewältigen. Die Gründe für die Entartung des Marxismus muß man nicht in der Revolution, sondern in sehr konkreten Tatsachen suchen, in Tatsachen, die wir verpflichtet sind zu studieren, denn auch wir haben es mit der Verwirklichung einer Revolution zu tun. Und wir haben die Verpflichtung, den wahren Geist des Marxismus am Leben zu erhalten.
Während der letzten Jahre haben die Klassifizierungen der »Doxographen« ihr »System der Wahrheiten« neu geordnet und ein geschlosssenes System hergestellt, das die Ergebnisse der »zuverlässigsten« Marxisten einschließt.

Bis jetzt habe ich mich auf die Struktur des Lehrbuchs und auf dessen Anspruch bezogen, systembildend zu wirken. Jetzt gehe ich dazu über, nach dem Inhalt zu fragen. »Den Inhalt des Handbuchs kritisieren«: diese Absicht muß erst definiert werden, bevor man sie in die Tat umsetzt.
Ich verstehe nicht, wieso sich eine ernstgemeinte Kritik an den Lehrbüchern bisher darauf beschränkt hat, »gewisse Beschränkungen und Fehler aufzuzeigen, die mehr oder weniger gewichtig sind«, wie die folgenden: 1. daß ihre Beispiele aus einer anderen historischen Umgebung stammen und daher eine andere Wirklichkeit widerspiegeln; 2. daß sich unvermeidlich auch die persönlichen Ansichten der Autoren in ihnen ausdrücken; 3. daß sie abgesehen von einem »Kern absoluter Wahrheit« auch Momente des Relativen, des Vergänglichen, also dessen enthalten, was der

spätere Erkenntnisprozeß verändern wird. Diese Einwände sind allesamt anfechtbar. Zum ersten Einwand: Jedes Werk wird in einem bestimmten Land geschrieben, und seine Gültigkeit reicht so weit wie sein Thema und sein Gegenstand. Man braucht nur daran zu denken, daß sich Lenin in der Politik, Wirtschaft, Geschichte und Philosophie vorzugsweise auf eine nationale Situation bezog, ohne daß darunter das universelle Interesse an seinem Werk gelitten hätte. Der zweite Einwand hat keinen Sinn, denn was dem Denken, das solche Lehrbücher hervorbringt, am meisten fehlt, ist ja gerade die Initiative der Autoren, ihre Fähigkeit, nach eigenen Kriterien zu denken. Was den dritten Einwand betrifft, so finden auch wir in den Lehrbüchern erwiesene Thesen neben Hypothesen, die noch auf ihre Bestätigung warten. Aber ist das ein Mangel? Gibt es das nicht in jeder ernsthaften wissenschaftlichen Arbeit? Es gibt in den Lehrbüchern auch überholte Thesen, deren Falschheit schon seit langem erwiesen ist und die dennoch mit geradezu eklesiastischer Strenge verteidigt werden. Wir sehen, wie bloße Spekulationen zu »Prinzipien« erhoben werden. Eine Kritik an den Lehrbüchern, die auf solchen Grundlagen beruht, obwohl sie den Begriff der »dialektischen Negation« verkündet, ist so oberflächlich, daß sie einem Kompromiß mit der gegebenen Situation sehr nahekommt. Es ist eine Kritik, die nicht das negiert, was zu negieren ist, sondern nur das, was sie negieren kann, ohne in Widerspruch zu ihrem früheren Denken, zu ihrem idealen Modell zu geraten. Das ist keine »dialektische Negation«, sondern ganz einfach eine Negation aus Angst und Begriffsstutzigkeit.

Was haben wir also an den Handbüchern zu kritisieren? Welches ist unsere »absolute Negation«, die den unmarxistischen Charakter der Lehrbücher dartut?

Wir sagten, daß die Logik, aus der diese Lehrbücher hervorgehen, eine bloße Denkgewohnheit sei. Wir möchten nun diese Gewohnheit kurz darstellen, ohne daß wir uns auf das gewagte Unternehmen einer Erklärung dieser Logik anhand einer gründlichen Untersuchung einließen. Einigen wir uns also, der Deutlichkeit halber, auf eine schematische Darstellung von Phasen, die bei der Theoriebildung freilich oft ineinander übergehen. Der Aufbau des Lehrbuchs umschließt drei theoretische Momente (im weitesten Sinn des Begriffes):

1. Die Zusammenfassung und Ordnung der Zitate nach einem gegebenen Schema (dessen Ursprung ich bereits erwähnte). Die Zitate werden mit einer Buchstäblichkeit übernommen, wie wir sie nur von der Scholastik des Mittelalters her kennen. In den meisten Fällen läuft das auf eine Geringschätzung der historischen Umstände hinaus, unter denen der zitierte

Autor sich geäußert hat. Zwischen dem historischen und dem transzendentalen Wert eines Gedankens oder Zitats wird grundsätzlich nicht unterschieden. Kein Urteil wird rational begründet. Was der Klassiker gesagt hat, wird akzeptiert; jegliche Abweichung wird zu einer Frage des Prinzips erhoben. Das Zitat dient als Beweiselement. Ansichten, deren Hinfälligkeit schon seit langem bewiesen ist, werden hartnäckig aufrechterhalten. Dies sind die gnoseologischen Konstanten, betrachten wir jetzt die Variabeln.

2. Die Interpretation des Zitats, die Entfaltung des Prinzips. Dies ist die erste Variable. Hier könnten die Ansichten des Autors eine Rolle spielen; das ist oft auch der Fall. Aber in den meisten Fällen nur, um dasselbe mit anderen Worten zu sagen. Ich will damit nicht sagen, daß es keine Meinungsverschiedenheiten gäbe, vor allem bei jenen Problemen, für die die Klassiker keine Lösung angeboten haben. Gibt es eine marxistische Ontologie oder nicht? Nun, Tatsache ist, daß die Lehrbücher sie erfunden haben. Ist dann der dialektische Materialismus etwas anderes als die materialistische Dialektik, und wenn ja, beinhaltet er diese? usw. Dieser Gesichtspunkt der Interpretation ist der interessanteste; er zeigt nämlich an, welchen Grad der schöpferischen Impotenz ein reglementiertes Denken erreichen kann.

3. Die andere Variable ist die Exemplifizierung. Manche glauben, daß dies das eigentliche Übel sei, das jedoch leicht zu beheben wäre, indem man ein Lehrbuch schüfe, das die drei fundamentalen Gesetze der Dialektik und das Zusammenspiel der Kategorien an den Problemen des eigenen Hinterhofs darstellen würde. Aber die Exemplifizierung ist nicht mehr als ein Moment der Methode. Sie ist so etwas wie ein Versuch, dem Marxismus dadurch treu zu bleiben, daß man die vorgetragenen »Wahrheiten« an der »Praxis« überprüft. Die häufige Uniformität der Beispiele ist sehr interessant, und die Initiative des Autors läßt sich daran ermessen, inwieweit er fähig ist, Realitäten, die noch nicht unter die allgemeinen Prinzipien subsumiert worden sind, an diese anzupassen und neue treffende Beispiele zu finden.

Zitieren, interpretieren, durch Beispiele rechtfertigen: das ist die Methode des Lehrbuchs. Sie bricht mit dem historischen Kriterium, um zum absoluten Kriterium, das Marx von sich gewiesen hatte, zurückzukehren, mit dem einzigen Unterschied, daß das, was man jetzt verabsolutiert, die Thesen eben derjenigen sind, die dieses Kriterium zerstört hatten. Das Lehrbuch trägt zu der Schaffung einer Metaphysik bei, für die Marx, Engels und Lenin verantwortlich gemacht werden.

Unsere Gegner zitieren aus Lenin all das, was zur Frage der Lehrbücher in

irgendeiner Beziehung steht, nach dem thematischen Index des Gesamtwerks, um jeden Angriff abzuwehren. Wenn man den Umstand einfach unterschlägt, daß zu jener Zeit, als Lenin die Vorteile eines Lehrbuchs begrüßte, unsere Lehrgänge des Marxismus noch nicht existierten; wenn man gleichzeitig vergißt, daß derselbe Lenin 1920 zu der Jugend sagte, »daß das Kennenlernen des Kommunismus durch Broschüren und kommunistische Schriftstücke überhaupt keinen Sinn hat, weil diese nichts anderes bewirken, als die alte Scheidung zwischen Theorie und Praxis – den widerlichsten Zug der alten bürgerlichen Gesellschaft – aufrechtzuerhalten«; und wenn man ferner außer Acht läßt, was Lenin einige Zeilen weiter sagt, »daß der Kommunismus für Euch keine auswendig gelernte Sache sein sollte, sondern etwas, das Ihr selbst gedacht habt«, so haben wir ein Musterbeispiel jener »dialektischen Methode« vor uns, gegen die wir uns wehren.

Es gibt etwas Gemeinsames zwischen diesem Marxismus, der predigt, daß die Entwicklung der produktiven Kräfte die Produktionsverhältnisse ändert, weil die produktiven Kräfte »Inhalt« und die Produktionsverhältnisse »Form« seien, und den Disputen der Ärzte des Mittelalters über die Frage, ob der Gerstentee gegen das Fieber helfe, weil dieser Tee eine Substanz, das Fieber aber nur ein Akzidenz sei.

Um sich dieser Ähnlichkeiten bewußt zu werden, braucht man nur zwei Dinge zu tun: ein Lehrbuch zu lesen, und sich dann zu überlegen, ob man zu denselben, dort zitierten Anschauungen von Marx, Engels und Lenin nicht auch mit Hilfe erbaulicher Weisheiten im Stile des mittelalterlichen Denkens gelangen könnte. Es versteht sich von selbst, daß das nicht nur auf die Lehrbücher zutrifft. Das was ihnen eigen ist, ist die Struktur, die zusammen mit der angewandten Methode ein unveränderbares und unbewegliches »marxistisches« System liefert.

Eben dieser Aneignungsprozeß eines Systems, der mit Engels einsetzt, ist das, was wir am Gehalt der Lehrbücher kritisieren.

Ich möchte jetzt meine Frage wiederholen: Besteht die Philosophie des Marxismus darin, diese totalste aller Strukturen zu übernehmen, ohne sich zu fragen, warum sie so aussieht, wie sie aussieht, und sie nur dadurch zu verändern, daß man die Probleme, die in anderen klassischen Texten aufgeworfen werden, sammelt, ergänzt und einordnet?

»Die Krankheit der Lehrbücher liegt in der Art und Weise, wie die Professoren den Marxismus erklären«: hierin haben Felix de la Uz und Humberto Pérez recht; »und nicht in den Lehrbüchern selbst«: – hierin haben sie unrecht. Das Übel liegt in den Professoren und in den Lehr-

büchern zugleich. Wenn wir aus dieser Sicht lehren, dann, weil wir aus dieser Sicht gelernt und uns in unserer späteren Entwicklung nicht von diesen Lernschemata befreit, sondern uns darauf beschränkt haben, Informationen zu sammeln. Diejenigen, die im Zeichen dieser Logik lernen und denken und sich von ihr nicht befreien, weil der Zweifel keine Notwendigkeit ihres Denkens ist, kann man nicht als Wissenschaftler bezeichnen, wie gut auch immer sie über die großen Denker Bescheid wissen mögen. Wenn das Übel nur in den Lehrbüchern läge, wäre das Unglück nicht so groß. Das Unglück aber ist eben, daß die Lehrbücher das Denken jener geformt haben, die lehren, und unter diesen Umständen würde es auch nichts nützen, wenn man sich mit den Reden der Führer unserer Revolution und mit irgendwelchen aktuellen Monographien behelfen, die Lehrbücher überhaupt nicht mehr oder nur noch gelegentlich verwenden wollte. Selbst wenn man sie alle einstampfte, wäre nichts gewonnen, solange denen, die lernen, ein Marxismus übermittelt wird, der sich in ein theoretisches Spielzeug verwandelt hat und nur der Suche nach der Negation der Negation im alltäglichen Leben dient: ein Katalog von Schemata, um die Zeitungen zu dechiffrieren.

Man wird allerdings einräumen müssen, daß die Lehrbücher eine gewisse Rolle bei der Verbreitung des marxistischen Denkens in unserem Volk gespielt und eine erste Etappe auf dem Weg zum Marxismus bestimmt haben. War es eine notwendige Etappe? Darüber läßt sich streiten. War es eine historische Etappe? Ganz sicher, und deshalb erübrigt sich es auch, darüber zu diskutieren, ob sie notwendig war oder nicht. Ich bestehe darauf, daß es eine historische Etappe war, eine erste Stufe bei der Erziehung von Erziehenden und Erzogenen, bei der man von der fast vollkommenen Unwissenheit oder von einem falsch orientierten Wissen ausgehen mußte. Es war eine Etappe, in der die ersten Modelle, die ersten gedanklichen Schemata geformt wurden. Aber unser kritischer Bruch mit diesem Konzept, mit diesen Modellen, muß sich auf den Bereich der Erziehung übertragen. Es ist wichtig, die verschiedenen Blickwinkel bei der Erfassung dieses Problems hervorzuheben: die Etappe des Lehrbuchgebrauchs gehört unserer Meinung nach einer überwundenen Phase an (oder einem Augenblick, der nahe daran ist, Vergangenheit zu werden, wie alles Historische). Wenn dies unser Weg war, so bedeutet das keineswegs, daß jene, die jetzt beginnen, ihn einschlagen sollen. Lieber sollen sie das von uns übernehmen, was wir erreicht haben.

Man muß mit dem Mythos, daß die Lehrbücher gut für den Anfang sind, aufräumen. Was für ein Haufen »intellektueller Pedanterien« bei jedem Versuch, mit einer kalten und wenig nützlichen Lehrmethode der marxi-

stischen Philosophie aufzuräumen! Schluß mit dem Prinzip, die Anfänger mit Lehrgängen zu füttern und das Studium der Klassiker auf die letzten Semester zu verschieben!
Wenn ein Gedanke erst einmal durch die Erziehung und in der Form des Lehrganges gebildet worden ist, so ist der Bruch mühsamer; die zu Beginn angeeigneten Strukturen werden mit Daten angefüllt, und das Resultat ist die Ausbreitung eines kanonisierten Marxismus.
Die Behauptung, die Lektüre der Klassiker sei zu kompliziert, um damit das Studium des Marxismus zu beginnen, und die Meinung, daß die Lehrbücher der unteren Stufe angemessen seien, sind auch in sich falsch, nämlich doppeldeutig. Es gibt Klassiker und Klassiker, und es gibt auch Lehrbücher und Lehrbücher. Und ich glaube, daß viele Dokumente, angefangen beim *Kommunistischen Manifest*, eine sicherere Quelle sowie eine ernsthaftere und verständlichere Einführung sind als jedes Lehrbuch.
Vieles wäre weiter zu untersuchen: die Bedingungen, unter denen Marx und Engels lebten, unter denen sie ihre Werke schrieben, der Gehalt jeder einzelnen Schrift, ihre Rolle bei der Organisation des Kampfes um die Verwirklichung ihrer Gedanken, die Wege des marxistischen Denkens nach ihrem Tod, ihre Nachfolger, die Abweichungen – alles natürlich unter Berücksichtigung des historischen Kontexts – bis hin zu den zeitgenössischen Richtungen des marxistischen Denkens. Selbst die Werke der großen marxistischen Denker könnten auf verschiedenen Stufen analysiert werden. Dabei braucht man nicht mit dem *Kapital* oder mit *Materialismus und Empiriokritizismus* anzufangen. Aber es ist weder meine Aufgabe, hier Unterricht zu erteilen, noch Vorschläge zu machen. Ich möchte einzig und allein darauf hinweisen, daß es falsch ist zu behaupten, es gebe keine andere Möglichkeit als mit den Lehrgängen zu beginnen. Es gibt andere Möglichkeiten.

Aus dem Spanischen von José Zapata

Fidel Castro
Rede zur Revolutionären Offensive

Ich möchte damit beginnen, daß ich Ihnen sage: die Rede von heute abend wird eine langweilige Rede sein, und zwar weil wir eine Reihe von Daten und Zahlen vortragen müssen, um erklären zu können, was wir vorhaben. Von Ihrer aller Seite ist dafür die größte Aufmerksamkeit nötig, denn immer wenn es um Zahlen und Ziffern geht, muß man sich konzentrieren, sonst langweilt man sich oder versteht nichts.

Wir wissen, daß eine Reihe von Fragen in der Luft liegen, wir wissen auch, daß viele auf die Gelegenheit einer großen Versammlung gewartet haben, um unsere Ansicht über diese Fragen zu hören. Zweifellos verlangte die öffentliche Meinung in der Hauptstadt, die – das sage ich ganz ehrlich – immer ein wenig unbeständig war in der ersten Zeit der Revolution, daß wir ziemlich häufig im Fernsehen Probleme jeder Art, große und unbedeutende, erklärten.

Wir erinnern uns sehr gut der Zeit, da wir, als Herr Pardo Llada ins Ausland ging, vors Fernsehen mußten, um zu erklären, warum Herr Pardo Llada ins Ausland ging; und als eines Tages Herr Miguel Quevedo, nachdem er uns mit einem schönen Pagel-Fisch beschenkt hatte, in seiner Yacht von Varadero nach Miami davonsegelte, mußten wir vors Fernsehen, um dieses Problem, diesen Skandal zu erklären. Wir erinnern uns, daß wir uns zu jener Zeit eben von einer Lungenentzündung erholten, und wir mußten aufstehen, zum Fernsehen gehen und das Problem erklären. Warum? Wegen dieser gewissen Unbeständigkeit, die die öffentliche Meinung, besonders in der Hauptstadt, kennzeichnete, und die eben ihre Anlässe für Optimismus und Pessimismus, für Begeisterung und Mutlosigkeit hatte. [. . .]

Wir möchten genauer auf die näheren Umstände des Protestes – ja, des Protestes – und dieser gewissen Unzufriedenheit, Verwirrung und Unbehaglichkeit eingehen, die mit den Problemen der Lebensmittelversorgung zusammenhängt, und zwar besonders mit der Streichung der Milchzuteilung für Erwachsene in Habana.

Einige Leute sind offenbar mit der Erklärung, die darüber in den Zeitungen erschien, nicht zufrieden, und wahrscheinlich hatten die ehrlichen Leu-

te, die unzufrieden waren, recht. Es handelte sich um eine kurze Notiz, die den Hauptgrund dieser Maßnahme erklärte. Sie enthielt weder alle Faktoren noch gab sie eine vollständige Erklärung. Gleichzeitig kursierten eine Reihe von »Enten« in der Hauptstadt unserer Republik, die etwa die Rationierung von Eiern und Brot ankündigten, so daß sich vor den entsprechenden Läden Schlangen bildeten, und sogar vor dem Standesamt bildeten sich Schlangen, weil man gehört hatte, die Ehe sollte bis auf weiteres abgeschafft werden. [. . .]

Diese Dinge haben uns einen gewissen Mangel an Information im Volk gezeigt und uns klargemacht, daß wir aus den Informationsmedien, die uns zur Verfügung stehen, noch nicht das letzte herausgeholt haben, ebensowenig wie aus den großartigen Organisationen der Revolution, die, das wissen wir alle, in ein paar Stunden allen Gerüchteverbreitern den Mund stopfen und mit jeder Art von Pessimismus und Defaitismus fertig werden könnten. *(Applaus.)*

Wir selbst sind also dafür verantwortlich, wenn wir die Massenmedien und die Kanäle der Organisationen nicht genügend ausnutzen, um Informationen in die Reihen der Revolutionäre zu tragen. Aber zugleich zeigt sich auch eine gewisse ideologische Schwäche, ein Mangel an politischer Erziehung der Massen. Eine bessere Kenntnis der ungeheuren Probleme der heutigen Menschheit ist nötig, und natürlich auch eine bessere Kenntnis der ökonomischen Strukturen und vor allem der Probleme, die ein Land wie das unsere zu lösen hat.

Denn Unwissenheit führt dazu, alles leichtzunehmen, sich einzubilden, daß jede Schwierigkeit, wie kompliziert sie auch sei, gleich um die Ecke ihre schnelle und vollständige Lösung finden kann. Weiter entsteht daraus die Tendenz zum unfundierten Reden, zum leichten und oberflächlichen Analysieren, statt den Fragen auf den Grund zu gehen. Eine ungeheure Zahl von »Kaffeesatzpolitikern« gehörte schon immer ein bißchen zu unserem politischen Klima.

Und man muß sagen, daß eine der Ursachen für diesen Mangel an politischer Erziehung der Gebrauch oder vielmehr Mißbrauch der marxistisch-leninistischen Lehrbücher gewesen ist. Viele Kämpfer der Revolution sind durch die Schule der sogenannten Revolutionären Instruktionskurse gegangen – deren Sinn es war, revolutionäres Wissen zu vermitteln – und wurden dort über philosophische Fragen, über die Elemente und Grundlagen des Marxismus unterrichtet.

Und das ist natürlich nützlich, das ist nötig und richtig. Aber es gibt noch etwas anderes, das die Revolution uns gelehrt hat – denn die Revolution ist schließlich und endlich die großartigste Lehrmeisterin der Revolutio-

näre –, und das ist der Abgrund, der enorme Abgrund, der zwischen den allgemeinen Begriffen und der Praxis, zwischen Philosophie und Realität klafft. Und vor allem hat sie uns den Anachronismus der Handbücher gezeigt, die in vielen Situationen unfähig sind, auch nur ein einziges Wort zu den Problemen zu sagen, über die die Massen Bescheid wissen sollten. Die Lehrbücher sind in vielen Fällen zu abstrakten, sinn- und inhaltlosen Allgemeinheiten geworden, und daher kommt es, daß wir manchmal glauben, über einen wirklich ausgebildeten Revolutionär zu verfügen, und dabei doch nur einen vor uns haben, der von vielen der ernstesten Probleme der zeitgenössischen Welt keine Ahnung hat.

Außerdem muß man sagen, daß viel Klischee umläuft, viele stereotype Redensarten, und sogar noch etwas mehr – aber wir wollen hier nicht anfangen, die Lehrbücher zu analysieren –: Lügen.

Über diese Probleme, die unzweifelhaft zu dieser gewissen Informationsschwäche beigetragen haben, gibt es innerhalb des Marxismus nicht viel Literatur. Und es wäre natürlich gut, wenn alle, die dazu in der Lage sind, darüber nachdenken wollten, auf welche Weise wir unserem Volk eine bessere revolutionäre Ausbildung verschaffen könnten.

Ein weiterer Faktor kommt hinzu: eine Reihe von Ansichten darüber, wie der Kommunismus aufzubauen sei, Ansichten, die auf den Akademien diskutiert und dann in der Praxis angewendet werden bzw. nicht angewendet werden, verwandeln sich unter der Hand in dornenreiche Probleme; es entstehen sogar internationale politische Schwierigkeiten daraus, und das nur durch die einfache Darlegung von Gesichtspunkten. Denn es hat sich eine gewisse internationale Hypersensibilität entwickelt: einige Völker wenden bestimmte Lehren an und andere nicht, und wenn einer die des andern nicht anwendet und sogar noch sagt, warum nicht, dann gibt es welche, die sich im höchsten Maße beleidigt fühlen und das Volk, das nicht den eingespurten Pfad geht, als verirrtes Schaf ansehen, selbst wenn der eingetretene Pfad nirgendwohin führt.

Aber diese verschiedenen Faktoren, die zu der mangelhaften Information des Volkes beigetragen haben – das ist natürlich noch nicht alles. Es gibt reale Schwierigkeiten. Wir und überhaupt alle Revolutionäre dürfen Schwierigkeiten nicht verleugnen. Das wäre Vogel-Strauß-Politik. Ein Revolutionär darf nie vor Verantwortung zurückschrecken.

Wenn jemand sagt, daß wir alle oder wenigstens die überwiegende Mehrheit von uns große Ignoranten waren, als die Revolution siegte, dann sagt er ganz einfach die Wahrheit. Ebenso wahr ist, daß wir uns zum größten Teil unserer Unwissenheit bewußt waren. [...] Wir halten es für höchst nützlich, wenn sich jeder Revolutionär seiner Grenzen und seiner

Unwissenheit bewußt ist. Wer seine Unwissenheit nicht einsieht, kommt niemals weiter. [. . .]
Wieviel hätte eine größere Erfahrung der Revolution nützen können? Das kann niemand sagen. Aber ohne jede Frage sind die objektiven Schwierigkeiten, denen sich ein Volk in unserer Situation ausgesetzt sieht, real und schwer zu besiegen. Wahrscheinlich hätten wir, wenn wir vor neun Jahren bereits unsere heutigen Erfahrungen gehabt hätten, abgesehen von Detailfragen – wir hätten uns einige Illusionen gespart, wären auf ein paar Lügen weniger hereingefallen – ganz genauso gehandelt wie wir es getan haben. Diese Revolution hat verschiedene Perioden, Umstände und Situationen durchlaufen; sie hat Veränderungen durchgemacht; dennoch glauben wir, daß die grundlegenden Entscheidungen heute genauso aussehen würden wie damals.
Die Revolution hat vielleicht manchmal nicht rechtzeitig das Entstehen gewisser Tendenzen in den Massen verhindert. Dazu gehörte auch die Vorstellung, daß uns nichts passieren könnte, daß es niemals Schwierigkeiten geben würde. Als etwa hier und da von den berühmten Interkontinental-Raketen geredet wurde, fingen am nächsten Tag alle Leute an, von den Interkontinental-Raketen zu reden, als hätten wir sie bereits in der Tasche. Dieser theoretische Gebrauch bzw. Mißbrauch der Raketen hat uns immer Sorge gemacht. Unserer Ansicht nach führte das zur einer bequemlichen Mentalität, »wir werden schon verteidigt, wir können ruhig die Hände in den Schoß legen«, während doch das einzig Richtige, das einzig Intelligente, das einzig wirklich Revolutionäre gewesen wäre, sich mit den eigenen Kräften zu beschäftigen und weiter in jedem Augenblick die allergrößten Verteidigungsanstrengungen zu machen, für den Fall, daß wir eines Tages einer direkten Aggression unserer imperialistischen Feinde ausgesetzt sein sollten; uns zuerst auf uns selbst und nur auf uns selbst zu verlassen und immer bereit zu sein, unser Leben sehr teuer zu verkaufen, ohne daß uns jemand von außen her beispringt. *(Langer Applaus.)*
Eine ähnlich bequemliche Mentalität hat sich auf dem Gebiet der Volkswirtschaft entwickelt. Der Glaube daran, daß in jeder Schwierigkeit sofort eine Hilfe von außen kommen würde, hat das Volk von der einzig richtigen Idee entfernt, daß die fundamentale und entscheidende Anstrengung von uns selbst geleistet werden muß. Unsere erste Pflicht als unterentwickeltes Land ist es, alles für die Entwicklung unserer Wirtschaft zu tun und uns nicht einzubilden, auf dem Weg der Revolution ließe es sich leicht und problemlos spazierengehen.
Es wäre besser gewesen, wir hätten in uns das Bewußtsein ausgebildet,

daß, so bedeutend die Hilfe von außen in diesen schwierigen Zeiten immer sein mag, es entscheidend allein auf unsere eigene Bereitschaft ankommt, mit dieser Hilfe und selbst ohne sie unser Land voranzubringen. *(Langer Applaus.)*

Ein solches revolutionäres Denken ist nichts für Schwächlinge, nichts für Schwankende, für Pessimisten und für die Verbreiter des Defaitismus. Aber man muß sagen, daß unser Volk von bestimmten subjektiven Verhaltensweisen noch nicht genügend abgerückt ist. Wir sind immer noch ein Volk, das sich durch große Begeisterung und Entschlossenheit in den entscheidenden Momenten auszeichnet, ein Volk, das fähig ist, an einem Tag, in einer Stunde, einer Minute sein Leben hinzugeben, dem aber der Heroismus des Alltags fehlt; ein Volk, dem es noch an der Tugend der Hartnäckigkeit fehlt und das sein Heldentum und seinen Mut noch nicht in der beständigen Anstrengung aller Tage, jedes einzelnen Tages leuchten läßt.

Außerdem haben sich in unserm Volk noch Institutionen, Ideen, Bindungen und Privilegien erhalten, die rein bürgerlich sind. Und wir können unsere Schuld und Verantwortung angesichts dieses Problems nicht leugnen. Wir haben immer versucht, alles so gut wie möglich zu machen, jeden Tag etwas tiefer zu dringen, aber ohne jeden Zweifel haben sich einige Institutionen, einige Privilegien viel länger gehalten, als sie sollten. Sie sind es, die die Tendenzen, von denen wir gesprochen haben, nähren.

[Hier folgen lange Statistiken über die Milchproduktion, die Regenfälle und die Zukkerpreise; aus ihnen geht hervor, daß die Milchproduktion sich gut entwickelt hat, aber im letzten Jahr zurückgegangen ist, daß es in einigen Provinzen katastrophal wenig geregnet hat und daß die Zuckerpreise in den letzten Jahren stark gesunken sind.]

Wahrscheinlich können sich nur sehr wenige Personen eine Vorstellung davon machen, unter welchen Anstrengungen, unter wieviel Arbeit die Wirtschaft unseres Landes überhaupt in Gang gehalten worden ist; und nicht nur das: sondern es ist sehr viel für ihre Entwicklung getan worden. Wer mag wohl einmal darüber nachgedacht haben, nur eine Sekunde lang, welche Folgen diese Zuckerpreise in jeder andern Epoche der Geschichte unseres Landes gehabt hätten? Da geht es nicht mehr nur um die gestrichene Milchzuteilung für Erwachsene; wer hätte wohl den täglichen Liter Milch für jedes Kind bis zu sieben Jahren garantieren können, ganz gleich ob der Zucker, der für uns Devisen und damit die Möglichkeit, mehr Milch zu kaufen, bedeutet, 8,48 Centavos pro Pfund bringt wie 1963 oder 1,99 Centavos wie 1967? Wie viele, wie viele haben sich diese Frage gestellt, haben darüber nachgedacht?

Unsere Bevölkerung ist, wie es natürlich ist, beträchtlich gewachsen; und

da dieses Land keine Lebensmittelreserven hat, mußten wir mit der Produktion nachziehen. Außerdem brauchte dieses Land Jahr für Jahr Ausrüstungen und Maschinen für seine Entwicklung, und Jahr für Jahr müssen wir gewissenhaft unsere Investitionskredite abtragen. Und dieser Aufgabe steht dieses Land gegenüber bei Zuckerpreisen, die unter zwei Centavos liegen. [. . .]

Viele mögen sich das ganze Jahr über nicht ein einziges Mal Gedanken darüber gemacht haben, aber die Männer in den Wirtschaftsorganisationen und an der Spitze der Regierung haben sich Tag für Tag und Stunde für Stunde mit diesen Problemen beschäftigt und Lösungen dafür gesucht.

Im letzten Jahr wurde eine enorme Anstrengung in der Zuckerrohrdüngung geleistet, von der wir uns beträchtliche Ertragssteigerungen erwarteten.

Außerdem wurde sehr viel für die Entwicklung der Viehzucht getan. Wir können sagen, daß an dieser Front der Viehwirtschaft nirgends intensiver, ernsthafter und vielversprechender gearbeitet wird als in Cuba. Nur soviel: seit dem Sieg der Revolution sind über zehntausend Zuchttiere eingeführt worden. Nur soviel: während es nach dem Sieg der Revolution nicht einen einzigen Spezialisten für künstliche Besamung in diesem Land gab, haben wir jetzt mehr als dreitausend.

Die Großgrundbesitzer haben uns weder Zuchtvieh noch technisches Personal hinterlassen; fast alle Rinder waren Zebus, die im allgemeinen keine Milch geben, und wenn überhaupt, dann elende ein oder zwei Liter. Und tausende, zehntausende von Menschen haben mit diesen ziemlich widerspenstigen, ziemlich wilden Tieren gekämpft, jahrelang, denn Kühe kalben nicht in 24 Stunden, Färsen wachsen nicht in 24 Stunden, und Milch produzieren sie auch nicht in 24 Stunden – und dennoch ist die Steigerung der Milchproduktion vor allem den Zuchterfolgen bei den Zebus zu verdanken.

Heute verfügt unser Land schon über hunderttausende von Färsen und Jungkühen, die aus Kreuzungen von Zebus mit Milchvieh hervorgegangen sind, aber wir müssen noch abwarten, bis sie Milch geben. Man kann diesen Prozeß beschleunigen, und das tun wir bereits, indem wir die Kühe im frühestmöglichen Alter decken lassen.

Natürlich ist Zeit vergangen, bis wir die Notwendigkeit der künstlichen Besamung entdeckten, bis wir das erste Besamungsinstitut gründeten, und wir mußten zuerst Tierärzte nach Europa schicken, um die neuen Techniken zu lernen, und dann mußten Laboratorien aufgebaut, Besamungszentren eingerichtet werden, und nach und nach importierten wir über zehntausend Zuchttiere. Das hat in diesem Ausmaß kein anderes Land getan,

selbst Länder mit viel größeren finanziellen Möglichkeiten haben das kaum geschafft. Ich bin sicher, daß in diesen Jahren in alle lateinamerikanischen Länder zusammen nicht die Hälfte des Zuchtviehs importiert wurde, das Cuba allein sich geholt hat.

Aber zwischen dem Augenblick, in dem Cuba hunderttausend Dollar investiert, um eins der besten Zuchtexemplare zu kaufen, das es je gehabt hat, bis zu der Zeit, da nicht nur eine, sondern tausende von Kühen, die von diesem Bullen abstammen, Milch geben, vergeht eine beträchtliche Zeit. Diese natürlichen Prozesse kann man nicht überspringen. Die Großgrundbesitzer haben nun einmal dieses Land nur ausgebeutet und sich nicht damit beschäftigt, die Bedingungen zu schaffen, unter denen wir nicht nur den Kindern, sondern jedem Bürger einen Liter Milch pro Tag garantieren können.

Eine solche Situation nutzt der Feind natürlich für eine Kampagne aus, und zwar für eine, die von außen dirigiert wird: Zu den schmerzlichen Dummheiten, die man hier hören konnte, gehörte das Gerücht, daß Milch nach Vietnam geschickt würde. Die Vietnamesen haben uns nie um Milch gebeten, aber würden sie uns darum bitten, dann wäre es unsere elementare Pflicht, ihnen Milch zu schicken! *(Starker Beifall.)* Etwas von unserer Milch, oder die Hälfte, oder, wenn es nötig wäre, alle Milch, die wir haben, denn die Vietnamesen geben etwas mehr als Milch für uns und für die Welt! *(Starker Applaus.)*, sie vergießen ihr Blut für uns, sie schenken es uns und allen Völkern der Welt!

Dort geht es nicht darum, ob Kinder Milch kriegen oder nicht, sondern dort werden Kinder von Maschinengewehren getötet, von Bomben zerrissen und von Napalm lebendig verbrannt. Während wir hier unter mehr oder weniger großen Schwierigkeiten arbeiten, wird dem vietnamesischen Volk die Arbeit vieler Jahre zerstört, und es muß zusehen, wie zehntausende seiner besten Söhne auf den Schlachtfeldern sterben.

Und an dem Tag, an dem wir nicht mehr genügend Ehrgefühl, nicht mehr genügend Sinn für Würde und Schande haben, um mit Empörung auf solche Unruhestifter zu reagieren, an diesem Tag sind wir es nicht mehr wert, Revolutionäre genannt zu werden! *(Beifall.)* [. . .]

Den Feinden der Revolution liegt natürlich alles daran, zu vertuschen, daß unser Land durch die Politik der Imperialisten wie kein anderes, abgesehen von Vietnam und Korea, in kommerzieller Beziehung vom Rest der Welt abgeschnitten ist.

Oft handelt es sich nicht einmal darum, daß wir über keine Devisen verfügen; manchmal haben wir die Devisen und können nirgends kaufen, oder nur zu stark überhöhten Preisen. Die Imperialisten haben unglaub-

liche Anstrengungen gemacht, um uns in Schwierigkeiten zu bringen. Ihre Strategie ist darauf gerichtet, unser Volk durch Hunger zum Aufgeben zu zwingen. Ihre Hoffnung sind die Weichen, die Schwächlinge, die Feigen und die Verräter.

Es ist lehrreich zu sehen, daß ausgerechnet in der Hauptstadt, deren Lebensstandart in unserer ganzen Geschichte und selbst nach der Revolution der höchste des Landes war, solche Defaitisten am häufigsten vertreten sind. Noch heute, nach neun Revolutionsjahren, in denen wir uns besonders um die Bedürfnisse des Landesinnern gekümmert haben, fallen auf die Provinz Habana mit ihren 27% der Gesamtbevölkerung 38% aller Gehälter, 35% des Binnenhandels und 49% der Dienstleistungsbetriebe. Und nicht nur die Einkünfte, auch die Ausgaben waren in dieser Provinz die höchsten des Landes.

Und die ärztliche Versorgung: trotz der Krankenhäuser, der prächtigen Krankenhäuser, die auf dem Lande gebaut worden sind, hat es doch die Hauptstadt in vieler Beziehung besser als das Land. Da kann man manchmal -zig Kilometer zurücklegen und findet keinen Weg, oder man fand keinen Weg, denn allmählich gibt es welche, und ziemlich viele; aber man findet keine Glühbirne, und es gibt Leute, die nie eine gesehen haben, höchstens mal bei einem Besuch in der Stadt; und viele andere Sachen: die Sporteinrichtungen, die Sport- und Kulturveranstaltungen, und in vielen Fällen auch die Wohnungen. Es gibt nicht genug Wohnungen, wenn auch viele Familien schon das Glück haben, für eine winzige Bezahlung und in vielen Fällen sogar schon umsonst über ausreichende Wohnungen zu verfügen. Notwendigerweise ist die Lage der Bevölkerung in der Hauptstadt viel besser als die auf dem Lande, und ohne jeden Zweifel hat die restliche Bevölkerung in den letzten Jahren viel mehr geleistet als die Hauptstädter.

Das bedeutet natürlich nicht, daß wir die Bevölkerung von Habana beschuldigen wollen, denn sie reiht sich jetzt intensiv und mit unglaublicher Begeisterung in die Arbeitsbewegung ein; im Grunde steht sie weit über den noch vorhandenen konterrevolutionären Strömungen. Denken wir an die zehntausende, die in jeder schwierigen Situation in Habana zum Kampf bereit waren, etwa gegen die Banditen im Escambray, gegen die Söldnertruppen am Strand von Girón, bei der Oktoberkrise; und denken wir daran, wie zehntausende von Arbeitern monatelang in den abgelegenen Gegenden der Provinz Camagüey Zuckerrohr geschnitten haben.

Dennoch ist es notwendig, diese Zusammenhänge darzulegen, damit die Revolutionäre informiert sind, damit sie wissen, woran sie sich halten

können, damit sie sich nicht verwirren lassen und irgendeinem kümmerlichen Provokateur nicht stumm gegenübersitzen müssen. [. . .]

[Es folgt eine ausführliche Statistik über die Eierproduktion, die weit über das Plansoll angewachsen ist, Ausführungen über den Zuckeranbau, der weiterhin der wichtigste Produktionszweig bleiben und durch den Ausbau des Bewässerungssystems gesichert werden soll; über den Kaffeeanbau, der besser organisiert werden soll.]

Jemand, der sich für diese Probleme interessierte, hat kürzlich alte Papiere durchgesehen und dabei eine Studie gefunden, die von niemand geringerem als der Katholischen Universitätsorganisation im Jahre 1956 durchgeführt wurde. Und wenn Sie ein bißchen Geduld haben, werde ich Ihnen das Wesentliche daraus vorlesen. Was aßen die Landarbeiter, wovon lebten sie?

»[. . .] Nur 4% der Befragten erwähnten das Fleisch als Bestandteil der gewöhnlichen Nahrung. Fisch wird erwähnt von 1%, Eier essen 2,12% der Landarbeiter, und nur 11,22% trinken Milch. Brot, das Lebensmittel an sich, das Symbol der menschlichen Ernährung, essen nur 3,36% unserer arbeitenden Landbevölkerung.«

Das also war das Lebensniveau von zweieinhalb Millionen Menschen. Sie waren es, die das Zuckerrohr pflanzten, schnitten, versorgten und unterhielten.

»Der Tuberkulose-Index . . .« Über die Tuberkuloseerkrankungen schreiben sie: »Es wird angenommen, daß 14% der befragten Landbewohner Tuberkulose hatten oder haben.« Typhus hatten 13% gehabt. 36% litten unter Parasiten, d. h. wußten, daß sie Parasitenkrankheiten hatten.

Die auffallendste Tatsache ist die folgende: »80,76% erklärten, daß sie ärztliche Hilfe nur vom ›Zahl‹arzt bekämen, d. h. vom privaten Arzt, der seine Dienste berechnet. Nur 8% werden umsonst durch den Staat ärztlich versorgt, und das ist sehr bezeichnend. [. . .] Arbeitgeber oder Gewerkschaften versorgen 4%, und weitere 4% gehen in private Polykliniken.«

»Medikamente: Um dieses Kapitel zu untersuchen, ließ sich jeder Interviewer die Medikamente zeigen, die gerade im Hause waren. Die wichtigsten Resultate sind die folgenden: In 70,49% aller Wohnungen befanden sich zum Zeitpunkt der Befragung Medikamente, davon waren 46,67% nach ärztlichen Rezepten hergestellt, der Rest stammte aus Apotheken, war also in Laboratorien für den Verkauf hergestellt. Davon waren wiederum 74,77% in seriösen Laboratorien hergestellt, die übrigen 25% kamen aus unseriösen Fabriken; dort wird im allgemeinen so vorgegangen: Man arbeitet eine Reihe von fast völlig unwirksamen Produkten aus, deren Herstellung sehr billig ist, und bietet Ärzten von niedriger Moral die

Hälfte des Gewinns an, wenn sie diese Präparate verschreiben. Da diese im allgemeinen stark überteuert verkauft werden, ist es häufig, besonders im Landesinnern, so weit gekommen, daß diese Ärzte in ihren Sprechstunden völlig ohne Bezahlung arbeiten und ausschließlich von dem Gewinn leben, den sie aus diesem unerlaubten Handel ziehen.
Der vierte Teil aller Medikamente, die dem Bauern von seinem Arzt verschrieben werden, besteht aus solchen unwirksamen Bluffpräparaten.«
Und diese Untersuchungen stammen keineswegs von einer »roten« oder Untergrundorganisation, sondern ganz einfach von einem katholischen Verein, dem es einfiel, einmal die unglaublichen Mißstände im Lande zu zeigen.

Es gibt noch immer ziemlich viele Leute, die über eins der wichtigsten Probleme dieser Zeit nichts wissen: das Problem der Unterentwicklung – ein Wort, das man so oft hört. Worin besteht sie? Was bedeutet das: die unterentwickelte Welt? Wie kann man das einigermaßen klar und genau erklären?
Die Welt ist aufgeteilt in entwickelte Länder und in sogenannte unterentwickelte Länder. Man benutzt den Euphemismus »Entwicklungsländer«, im Jargon der internationalen Organisationen heißen sie also Entwicklungsländer. Und wir möchten ein paar Tatsachen vortragen, damit unsere Massen in der Lage sind, die Probleme Cubas im Rahmen der heutigen Welt zu sehen.
Die entwickelten Länder fingen mit ihrer Entwicklung vor mehr als 100 Jahren an, wenigstens einige von ihnen, das ging langsam vor sich, sie verfügten in vielen Fällen über die Einkünfte aus ihren Kolonien, die unbarmherzig geplündert wurden, und immer über das, was sie aus ihren eigenen Massen herausholten. Die Schriften darüber sind bekannt, etwa die Kapitel bei Marx und Engels über die Lage der Arbeiterklasse in England, wo die Leute 15, 16 Stunden am Tag schufteten, wo Kinder unter zehn Jahren den ganzen Tag unter den schlimmsten Bedingungen arbeiteten.
Der Schweiß der Kolonien und der Schweiß der Arbeiter ermöglichte die Investitionen, die zur Grundlage der industriellen Entwicklung in Europa, in den Vereinigten Staaten und in Kanada wurden, so daß die entwickelten Länder in einem unglaublichen Rahmen vom unentwickelten Rest der Welt profitierten; sie tun das vielfach noch heute.
Aber sehen wir uns die Produktionszahlen der entwickelten Länder einmal an – ihr Bruttosozialprodukt im Jahre 1960 und das voraussichtliche im Jahre 1975. [...]

[Hier folgen die Zahlen für die Vereinigten Staaten, Westeuropa, Japan und Kanada.]
Dies ist die Welt der entwickelten Länder, dazu müßte man noch Südafrika und Australien rechnen. Zusammen produzierten also diese Länder – die Vereinigten Staaten, Westeuropa, Japan und Kanada – im Jahre 1960 927,893 Milliarden Dollars. Es wird damit gerechnet, daß sie im Jahre 1975 1 Billion 818,25 Milliarden produzieren, das heißt also fast zwei Billionen.
Nun gut: wie hoch war das Bruttosozialprodukt für Lateinamerika im Jahre 1960? 61,750 Milliarden bei einer Bevölkerung von 204 Millionen. Demgegenüber stehen, wie wir gehört haben, 446,1 Milliarden in den Vereinigten Staaten. 1975 wird Lateinamerika nach optimistischen Schätzungen 117,8 Milliarden bei 290 Millionen Einwohnern produzieren.
[...]
[Es folgen die Zahlen für Afrika, den Mittleren Osten und Asien außer China.]
Alle Länder der unterentwickelten Welt produzierten also im Jahre 1960 zusammen 159,520 Milliarden Dollars bei einer Bevölkerung von 1,294 Milliarden Einwohnern. Das heißt, die gesamte unterentwickelte Welt produzierte ein Drittel dessen, was die Vereinigten Staaten produzierten, weniger als die Hälfte des Bruttosozialproduktes von Westeuropa, und für 1975 rechnet man mit etwa 301 Milliarden. Also eine Produktion, die weit unter der der Vereinigten Staaten von 1960 bleiben wird.
Die gesamte unterentwickelte Welt wird 1975 1,853 Milliarden Menschen haben. So daß also die entwickelte Welt 1960 12 mal soviel pro Einwohner produzierte wie die unterentwickelte Welt, und 1975 wird sie 14mal soviel produzieren.
Während die entwickelte Welt ihre Produktion um fast eine Billion bei einem Bevölkerungszuwachs von 122 Millionen erweitern wird, wird die Bevölkerung der Entwicklungsländer um 559 Millionen anwachsen, ihre Produktion aber nur um 142 Milliarden.
Also wird in den entwickelten Ländern zwischen 1960 und 1975 die Produktion, die auf den Kopf jedes neuen Menschen in diesen Ländern entfällt, sich um 7300 Dollars pro Jahr vermehren, während es in den unterentwickelten Ländern nur 250 Dollars sein werden. Das heißt also, auf jeden neuen Menschen entfällt in der entwickelten Welt 29mal mehr als in der unterentwickelten.
Und jetzt übersetzt in das Pro-Kopf-Einkommen: In den Jahren von 1960 bis 1975 wird es in den Vereinigten Staaten um 802 Dollars, in Kanada um 685, in Frankreich um 533, in Italien um 773, in Japan um 467 Dollars ansteigen, während es in den unterentwickelten Ländern etwa 20 bis 30 Dollars sein werden.

Die Schulden der unterentwickelten Länder gegenüber den entwickelten betrugen 1960 4,640 Milliarden, sie werden 1970 10,500 Milliarden und 1975 18,900 Milliarden betragen.
Angesichts dieser unglaublichen Armut muß man noch bedenken, daß ein Teil ihres Sozialproduktes in Form von Zinsen und Dividenden an die Monopole und Bankkonsortien der reichen Länder abfließt. Hinzu kommt eine weitere, subtilere, aber offensichtliche Art der Ausbeutung: die entwickelten Länder können den unterentwickelten ihre Marktbedingungen aufzwingen. Die Produkte der unterentwickelten Länder werden also immer billiger, während die in den reichen Ländern hergestellten Artikel immer teurer bezahlt werden.
Man rechnet z. B. damit, daß bis 1975 der Tee um 6%, Wolle und Baumwolle ebenfalls um 6%, Kakao, Häute und Leder um 9%, Jute um 14% und Kautschuk um 32% billiger sein werden als heute.
Das ist die Lage. Gibt es eine Lösung? Wird sich ein Ausweg finden? Woraus ist diese Situation entstanden? Kann eins dieser unterentwickelten Länder die Geschichte der reichen Länder wiederholen? Wenn nicht, warum nicht? Welches sind die Faktoren, die die wichtigsten Hindernisse darstellen? Einer dieser Faktoren ist der Bevölkerungszuwachs.
1967 nahm die Bevölkerung der Welt um 70 Millionen Menschen zu; 1968 wird die Weltbevölkerung 3,5 Milliarden Menschen ausmachen; 1968 werden 118 Millionen geboren werden und 49 Millionen sterben.
Im Jahre 2000 wird bei diesem Rhythmus die Welt von 7 Milliarden Menschen bevölkert sein. Und das Jahr 2000 ist für viele von Ihnen, etwa für die Studenten, nicht so weit entfernt, wie man denkt.
Nun aber: welches ist die Situation Lateinamerikas? Sehen wir uns an, was das Demographische Institut der Vereinigten Staaten dazu zu sagen hat, und zwar nach Informationen vom 10. März 1968.
»Das Demographische Institut sagte heute voraus, daß in 32 Jahren die Bevölkerung Lateinamerikas um 157% anwachsen wird; das ist die höchste Zuwachsquote der Welt.
Die heutige Bevölkerung Südamerikas beträgt 268 Millionen, gegen Ende des Jahrhunderts wird sie 690 Millionen betragen.
In der gleichen Zeit wird die Bevölkerung der Vereinigten Staaten und der Sowjetunion um 42% und die Europas nur um 25% anwachsen.«
»Die Lage Lateinamerikas, ausgenommen Argentinien, Chile und Uruguay, ist nur um weniges günstiger als die Afrikas, wo die Kindersterblichkeit und der Analphabetismus höher und das Pro-Kopf-Einkommen und die Lebenserwartung niedriger sind.«
»Fast immer stellt in Ländern mit großem Bevölkerungszuwachs die un-

verhältnismäßig große Zahl hilfsbedürftiger Kinder ein ernstes soziales und wirtschaftliches Problem dar.«

Der Bericht weist weiter darauf hin, daß ein »atemberaubender Aspekt« der aktuellen demographischen Lage das zunehmende Mißverhältnis zwischen der Lebensmittelproduktion und dem Bevölkerungszuwachs ist.

»Täglich sind 190 000 neue Münder zu füttern«, schreiben die Forscher; »dennoch wird nicht einmal ein Drittel der Milliarden von zusätzlichen Kalorien produziert, die nötig wären, um dieser Masse von Menschen wenigstens eine Hungerration zu verschaffen.«

Das sagt das demographische Institut eines kapitalistischen Landes. Und ständig, fast täglich, gibt es zu diesem ungeheuren Problem neue Nachrichten.

»Neu-Delhi, Indien, 12. März, Reuter: Die Sterilisationen, die bisher in massiver Form in Indien durchgeführt worden sind, werden in den nächsten 10 Jahren die Geburt von 10 Millionen Kindern verhindern ... Im ganzen sind bisher 3,5 Millionen Menschen durch einen chirurgischen Eingriff sterilisiert worden. Dieser Eingriff ist freiwillig in Indien, wo die Bevölkerung von augenblicklich 515 Millionen jährlich um 13 Millionen anwächst. Im November wurde ... im Parlament ein Plan abgelehnt, nach dem Väter, die drei Kinder zu ernähren haben, zur Sterilisation gezwungen werden sollten. Der Minister für Familienplanung sagte weiter, daß die indische Regierung vorgeschlagen hat, das gesetzliche Heiratsalter der Männer von 15 auf 18 Jahre heraufzusetzen.« [...]

Sie sehen also, was die Imperialisten vorschlagen: Kontrollformeln, einschließlich der Sterilisation, fast sogar der zwangsweisen Sterilisation. Das heißt, angesichts dieser Situation, die Sterilisation der Spezies Mensch.

Auf welche Weise wirkt sich nun dieses Problem, das offenbar schwerer zu lösen ist als das der Atombombe, auf die Entwicklung der unterentwickelten Länder aus?

Die Länder, in denen die Industrielle Revolution begann, waren unter anderen England, Frankreich, Belgien, Deutschland, Italien.

Um wieviel vermehrte sich damals die englische Bevölkerung? Um 0,6% jährlich. In jenen Jahren sorgten allerhand Heimsuchungen, Seuchen und Krankheiten für eine Art natürlichen Gleichgewichts. Ähnlich waren die Zahlen in den anderen Ländern.

Bei einem Bevölkerungszuwachs von jährlich 0,7% dauerte es 50 Jahre, bis ein Zuwachs von 40% erreicht war.

In den ersten 60 bis 100 Jahren gelang diesen Ländern nur eine Steigerung ihres Bruttosozialproduktes um 1% pro Kopf und Jahr. Das trotz der Ausbeutung der Kolonien und des Proletariats. Und dafür investierten sie

jährlich nur 6% des Bruttosozialproduktes. Erst als ihre Einkünfte drei bis viermal so groß waren wie heute in den unterentwickelten Ländern, wurden die Investitionen auf 12% angehoben.
Wächst aber die Bevölkerung eines Landes um 2,2%, so verdreifacht sie sich in 50 Jahren. Schon um diesen Zuwachs auszugleichen, muß ein Land, das am Anfang seiner industriellen Entwicklung steht, 12% des Bruttosozialproduktes investieren. Will es außerdem noch die Produktion um nur 1% erhöhen, so muß es nicht weniger als 16% investieren. Ein solches Land würde in 80 Jahren seine Einkünfte verdoppeln, Einkünfte, die heute zehnmal kleiner sind als in Europa und 20 mal kleiner als in Nordamerika.
Kein Land der unterentwickelten Welt ist heute in der Lage, die 20% zu investieren, die nötig wären, um die Produktion bei einem Zuwachs von 2,2% Einwohnern um 2% pro Jahr zu erhöhen. Dazu müßten seine Einkünfte 5 oder 6mal so hoch sein, wie sie in den Ländern der unterentwikkelten Welt nun einmal sind.
Wie kommen wir eigentlich auf diese 2,2%? Das ist nach Ermittlungen der Vereinten Nationen der mittlere Bevölkerungszuwachs in der unterentwickelten Welt.
In Lateinamerika wächst die Bevölkerung jährlich um 3,2%. Um ein Anwachsen des Bruttosozialproduktes pro Kopf und Jahr um 2% zu erreichen, müßte es 25% investieren; das investiert es nicht, das kann es nicht investieren, und unter den aktuellen politischen Gegebenheiten wird es das auch niemals investieren.
Es soll aber niemand erschrecken, wir haben weder Bevölkerungsplanung noch Kontrollen vor. Das sind die Maßnahmen der Kapitalisten. Die einzigen Maßnahmen, die nach unserer Meinung diese Probleme lösen, sind andere.
Es gibt nämlich noch mehr Schwierigkeiten. Dieser Bevölkerungszuwachs von 2,2% geschieht in Ländern mit niedriger Lebenserwartung, – das heißt, dort werden zwar viele Menschen geboren, man lebt aber nicht lange. Mehr als 30% der Bevölkerung ist jünger als 10 Jahre und kann am Produktionsprozeß nicht teilnehmen.
In den entwickelten Ländern dagegen schwankt die Zahl der Kinder unter 10 Jahren zwischen 15 und 18%. Das heißt, die Reichen, die viel mehr Einkünfte zur Verfügung haben, brauchen viel weniger Kinder zu versorgen; ungefähr halb soviele wie die armen Länder mit einem unendlich geringeren Einkommen. Die Lebensmittelproduktion der reichen Länder mit all ihrer Technik erhöht sich jährlich um 2%.
In Lateinamerika mit seinem Bevölkerungszuwachs von mehr als 3% war

die Pro-Kopf-Produktion von Lebensmitteln im Jahre 1961 um 2% niedriger als vor dem Zweiten Weltkrieg.
Es ist ein verzweifelter Wettlauf mit der Zeit. Gibt es in einem Jahr einen Stillstand oder gar einen Rückschritt, so ist der Verlust bei einem derartigen Bevölkerungszuwachs kaum mehr einzuholen. Das Jahrbuch der Vereinten Nationen von 1967 sagt: »Sowohl in Afrika wie in Lateinamerika ging die Lebensmittelproduktion im Jahre 1966 zurück. Das verlorene Niveau ist schwer zurückzuerobern, denn um 1967 nur den Stand von 1964 zu erreichen, müßte die Produktion um 7% anwachsen.«
Die Probleme der Entwicklung der Lebensmittelproduktion sind sehr ernst, sehr ernst vor allem, wo die für die Landwirtschaft günstigsten Gebiete oft schon besetzt sind, sie liegen nah bei den großen Städten – daraus entstehen Probleme des Transports, des Straßenbaus, der Bewässerung, der Düngung – das ist eine sehr ernste Sache.
Die Produktion kann in einem unglaublichen Maße gesteigert werden, besonders wenn man von einem sehr niedrigen technischen Niveau ausgeht; aber schon dieses ist ungeheuer schwer zu erreichen.
Welche Faktoren erleichterten den reichen Ländern seinerzeit ihre Entwicklung und welche erschweren sie heute den armen? Vom Bevölkerungszuwachs und dem hohen Anteil an Kindern unter 10 Jahren haben wir schon gesprochen. Ein weiterer Faktor ist die moderne Technik, die unvergleichlich höhere Investitionen erfordert als in jenen Zeiten. Sie werden verstehen, daß in den Zeiten des Pferdewagens und der ersten primitiven Textilmaschinen Männer, die praktische Erfahrung hatten, ohne viel Kosten eine geeignete Maschine entwickeln konnten. Die Investitionskosten betrugen etwa soviel wie der Lohn eines Arbeiters für 5 bis 8 Monate.
Um heute in einem unterentwickelten Land eine moderne technische Industrie aufzubauen, braucht man das Äquivalent des Lohnes für 350 Monate, das heißt, für 30 Jahre. Ein beliebiges Beispiel hierfür: Die Fabriken für Kunstdünger in Cienfuegos werden in Devisen mehr als 40 Millionen Dollars und im Ganzen 60 Millionen kosten und weniger als 1000 Arbeiter beschäftigen. Die unentbehrliche Kompliziertheit der modernen Technik erfordert also Investitionen, die 60mal so groß sind wie die am Anfang der Industriellen Revolution.
Ein weiterer Aspekt: Fast alle die einfachen Maschinen, mit denen die industrielle Revolution anfing, konnten im eigenen Land hergestellt werden, so daß England und Frankreich etwa 1,5% der benötigten Ausrüstungen importierten – 1,5%!
Die unterentwickelten Länder müssen nicht weniger als 90% der Maschinen, die sie brauchen, importieren.

Außerdem erfordert die Kompliziertheit der Technik qualifizierte Arbeiter, Spezialisten, die oft lange Jahre ausgebildet werden und ein kostspieliges Schulungsprogramm durchlaufen müssen.
Ein anderes Problem: In vielen unterentwickelten Ländern beschäftigt sich ein Teil der Bevölkerung mit unproduktiver Arbeit – Bürokratie, Kleinhandel – so daß ein großer Teil der Menschen und des Geldes unproduktiv verwendet wird.
Das sind einige der objektiven Schwierigkeiten – nicht alle, keineswegs –, die die unterentwickelten Länder vor unlösbare Probleme stellen. Dazu kommen die subjektiven Schwierigkeiten: das Gesellschaftssystem, die politischen Regimes, feudalistische Ausbeutung des Bodens, gewaltsam eingesetzte oligarchische Regierungen von Gnaden des Imperialismus und des Neokolonialismus, die Beherrschung der Wirtschaft durch imperialistische Monopole, Plünderung der Naturschätze, sogar Plünderung der technischen Möglichkeiten. Und eins der ernstesten Probleme ist der Analphabetismus – 1950 hatten 90% der unterentwickelten Länder mehr als 50% Analphabeten – mehr als 50% Analphabeten!
Natürlich führt uns das Verstehen dieser Dinge die monströsen Verbrechen klarer vor Augen, die die Imperialisten an der Welt begehen; das monströse Verbrechen der repressiven Politik gegenüber den revolutionären Bewegungen, die Aggression bedeutet, Krieg, und die Marionettenregierungen jeder Art hervorbringt. Warum? Um die Welt in dieser Situation zu erhalten. Und warum das? Um die Interessen der finanziellen Oligarchien der imperialistischen Länder zufriedenzustellen.
Der Unterschied im Lebensstandard zwischen den entwickelten und den unterentwickelten Ländern innerhalb der kapitalistischen Welt führt dazu, daß etwa die Vereinigten Staaten nicht nur durch ihre Monopole die Naturschätze eines großen Teils der Welt ausbeuten, sondern obendrein der unterentwickelten Welt noch Techniker entziehen.
Von 43 000 Ingenieuren, die zwischen 1949 und 1961 in die Vereinigten Staaten emigrierten, stammten 60% aus unterentwickelten Ländern! Und das zu allen übrigen Schwierigkeiten! Von den 11 206 Personen, die in den Jahren von 1951 bis 1963 aus Argentinien in die USA auswanderten, waren 50% qualifizierte Ingenieure!
Denn natürlich, in den Ländern, in denen es keine Revolution gegeben hat, suchen sie sich die Personen, denen sie die Aufenthaltsgenehmigung erteilen, sehr genau aus. Das ist anders als bei uns, wo sie auch Lumpenproletarier, Bourgeois, Großgrundbesitzer, Spitzel und solche Leute nehmen mußten; da konnten sie nicht viel auswählen.
1950 wanderten 1500 Ingenieure und Wissenschaftler aus der ganzen

Welt nach Amerika ein. 1967 waren es etwa 6000. Unter dieser Erscheinung haben nicht nur die unterentwickelten Länder, sondern trotz aller technischen Entwicklung, trotz seines hohen Lebensstandards auch Europa zu leiden. Europa beginnt hinter Amerika zurückzubleiben.
Die Macht des nordamerikanischen Geldes in Europa haben wir oft genug zu spüren bekommen: sie haben Anteile an Fabriken in Italien, in Spanien, in Belgien – überall. In einigen Fällen, z. B. bei Maschinen für die Reisindustrie, die wir in Belgien kaufen wollten, entstanden daraus soziale Konflikte. Obwohl es der Fabrik schlechtging, obwohl es Arbeitslose gab, verkauften sie uns die Maschinen nicht. Die Arbeiter wollten es, verkauft wurde nicht, weil ein amerikanisches Unternehmen Aktien dieser Fabrik besaß. Und wenn ein amerikanisches Unternehmen Anteile an einer europäischen Fabrik besitzt, dann entscheidet über diese Fabrik nicht mehr die Regierung des entsprechenden Landes, sondern das amerikanische Außenministerium, das amerikanische Handelsministerium, die amerikanische Regierung.
So sehen wir diese Realitäten, von denen in den Lehrbüchern nicht gesprochen wird, oder haben wenigstens versucht, einen Überblick über sie zu gewinnen.

Die konkrete Situation Cubas, eines Landes, das seine wirtschaftliche Entwicklung nach der Revolution begann, ist die folgende: der mittlere Bevölkerungszuwachs betrug in den letzten 5 Jahren 2,3% pro Jahr. Diese Zahl ist 3 oder 4mal so hoch wie die der Industrieländer am Anfang ihrer Entwicklung.
1953 waren 36,3% der Bevölkerung jünger als 15 Jahre, 1967 37,9%. 1953 waren 6,9% älter als 60 Jahre, 1967 7,2%.
Diese Unterschiede sind scheinbar gering. Aber Sie werden sehen, wie sich diese Zahlen zum Prozentsatz der arbeitsfähigen Bevölkerung verhalten. Begrenzen wir die Jahre der Arbeitsfähigkeit vom 15. bis zum 60. Lebensjahr, so bedeutet das, daß wir durch die Veränderung der Altersstruktur im Jahre 1967 226 000 Menschen im arbeitsfähigen Alter weniger haben als wir hätten, wenn die Verhältnisse geblieben wären wie 1953. Diese Veränderungen rühren vom Bevölkerungszuwachs und von der steigenden Lebenserwartung her.
Für 1970 erwarten unsere Schätzungen eine Gesamtbevölkerung von 8,349 Millionen; davon werden 1,214 Millionen jünger als 5 Jahre, 1,214 Millionen zwischen 5 und 9 Jahren und 916 000 zwischen 10 und 14 Jahren alt sein. So daß also im Jahre 1970 39% der Bevölkerung von Cuba jünger als 15 Jahre sein werden. Rechnen Sie sich aus, um wieviel die

Milch-, die Lebensmittelproduktion, überhaupt die Gesamtproduktion daraufhin gesteigert werden muß.
Allein um den Bevölkerungszuwachs auszugleichen, werden wir 12% des Bruttosozialproduktes investieren müssen; um die Produktion um 1% anzuheben, d. h. sie in 80 Jahren zu verdoppeln, müßten wir nicht weniger als 16% investieren; und um die Wirtschaft um 5% pro Jahr und Kopf zu entwickeln, müßten wir 30% unseres verfügbaren Bruttosozialproduktes investieren. Und das mit der arbeitsfähigen Bevölkerung unseres Landes, die aber nur etwa die Hälfte aller Einwohner ausmacht.
Selbstverständlich geben wir nur Hinweise. Die Investitionen bringen auf einigen Gebieten bessere Erträge als auf anderen. Wir haben in der Landwirtschaft sehr viel größere Möglichkeiten als etwa in der Metallindustrie – das ist eine Naturgegebenheit, über die wir verfügen können, eine Frage des Klimas. Also die Investitionen bringen auf einigen Feldern mehr als auf andern. Aber ich gebe Ihnen einen Eindruck davon, wie sich diese Dinge in einem unterentwickelten Land verhalten. Etwas investieren bedeutet, es nicht zu konsumieren. Ein gutes Beispiel: die Devisen, über die wir verfügen. Verwenden wir sie nicht zum Kauf von Maschinen, Bewässerungsanlagen usw., sondern für Lebensmittel, so ist das Resultat sonnenklar: wir haben heute zu essen, aber bestimmt nicht im nächsten Jahr, und dann immer weniger, immer weniger!, bei diesem Bevölkerungszuwachs, und wir würden immer abhängiger von klimatischen Faktoren und Imponderabilien jeder Art. Das ist klar.
Nun also: Wie sind in diesen Jahren die Investitionen gestiegen? 1962 waren es 607,6 Millionen; 1963 716,8 Millionen; 1964 794,9 Millionen; 1965 827,1 Millionen; 1966 909,8 Millionen; 1967 979 Millionen; für 1968 rechnet man mit 1 Milliarde und 240 Millionen Pesos. Rechnet man die staatlichen Investitionen und andere Akkumulationen – den Viehbestand, das Anwachsen des Inventars usw. – zusammen, so investierte unser Land im Jahre 1967 27,1 Prozent des Bruttosozialproduktes in seine Entwicklung. Darin sind unsere eigenen Mittel und die, die wir im Ausland mobilisieren konnten, zusammengefaßt. Bekommen wir einen Kredit, so können wir dafür im Ausland einen Bulldozer oder pulverisierte Milch kaufen, eins von beiden; Kredit bedeutet, daß man erst später zahlen muß. Und wer auf der Mole spazierengeht, der weiß, wie viele Maschinen in dieses Land kommen. Aber das ist nicht das Wichtigste. Was gibt eine solche Maschine her, die eingeführt wird, in einem Land, das seine Arbeitskraft in Brigaden mit militärischer Disziplin organisiert hat, eine Maschine, die so gut gepflegt wird, wie es nur möglich ist? Unvergleichlich viel mehr als in jeder andern Epoche.

1968 werden die Investitionen ungefähr 31% des Bruttosozialproduktes betragen. Wir glauben, daß kein unterentwickeltes Land heute auch nur annähernd eine solche Anstrengung vollbringt wie wir. Es spielt keine Rolle, daß die Resultate noch nicht zu sehen sind, denn seit Jahren investieren wir in Nuevitas, und erst in diesem Jahr beginnt die erste Zementfabrik, die erste Kunstdüngerfabrik dort zu arbeiten. An dem Staudamm »El Mate« wurde 4 Jahre gebaut; er hat uns noch nicht einen Tropfen Wasser gebracht; aber da ist jetzt ein Becken für 250 Millionen Kubikmeter Wasser, und wir hoffen, daß es in diesem Jahr gefüllt wird und weite Landstriche bewässern kann.
Wir haben ungeheure Anstrengungen, riesige Investitionen auf den Gebieten der Erziehung, der Universitäten, der Lehrpläne gemacht – Anstrengungen, die mit der Alphabetisierung praktisch am Nullpunkt begannen; es ist unwichtig, daß wir ihre Früchte noch nicht sehen können. Außerdem müssen wir sagen, daß bei diesen Rechnungen die freiwillige Arbeit nicht berücksichtigt ist, sie bedeutet eine weitere Steigerung dieser Zahlen. Die Hunderttausende, die sich immer wieder haben mobilisieren lassen, um Kaffeesetzlinge zu stecken, zu pflanzen, zu pflegen, Löcher zu graben – jede Anstrengung, die sie machen, jedes Feld, das sie bearbeiten, erhöht diese Zahl von 31%. Und eines Tages wird dieses Land das mit tiefer Befriedigung einsehen, und mit tiefer Befriedigung wird es sich über das freuen, was heute getan wird.
Denn es ist zwar sicher, daß wir für die Zukunft arbeiten; aber nicht nur für die zukünftigen Generationen; denn bis zu einem gewissen Grad wird noch unsere Generation die Früchte ihrer Arbeit ernten. Darüber besteht kein Zweifel. [...]

Wenn wir von unserer Generation von Cubanern sprechen, wen meinen wir damit? Alle? Absolut alle Cubaner? Nein! Das wäre falsch, das wäre gelogen. Ein sehr großer Teil unseres Volkes trägt die Last dieser epischen Schlacht um die Entwicklung Cubas. Nicht das ganze Volk.
Wir sagten, daß wir zu wohlwollend, sogar zu großzügig gewesen sind, denn während tausende, Millionen überall arbeiten, Zuckerrohr schneiden oder was immer, weit und breit im Land, gibt es noch immer eine beträchtliche Anzahl von Personen, die in keiner Weise an dieser Anstrengung teilnehmen. Und in gewissem Sinne rufen wir die Masse nicht nur auf, für sich selbst zu arbeiten, sondern sie muß zugleich immer auch für die arbeiten, die nicht arbeiten, für die Bummler, die Parasiten, die Privilegierten, für eine gewisse Spielart von Ausbeutern, die sich in unserm Land noch gehalten hat.

Wenn man der Revolution etwas vorwerfen kann, dann nicht, daß sie zu extrem gewesen ist, sondern daß sie nicht radikal genug war. Und wir dürfen keine Gelegenheit verlieren und keinen Augenblick ungenützt vergehen lassen, um die Revolution immer mehr zu radikalisieren. Wir müssen unsere Arbeit, ein wirklich revolutionäres Volk zu werden, zu Ende führen. *(Beifall.)*

Es gibt noch heute eine richtige Crème von Privilegierten, die durch die Arbeit anderer gedeiht und beträchtlich besser lebt als die, die sie arbeiten sieht. Faulpelze in perfektem Gesundheitszustand, die eine Kneipe aufziehen, irgendeinen Handel, um damit täglich 50 Pesos zu verdienen, wobei sie das Gesetz und die Hygiene-Vorschriften und alles übertreten, und dann sehen sie zu, wie Lastwagen voller Frauen vorbeifahren, die im Cordón von Habana arbeiten oder in Guines Tomaten ernten müssen. *(Beifall.)*

Wenn viele Leute sich fragen, was für eine Revolution das ist, die noch nach neun Jahren solche Parasiten duldet, dann haben sie allen Grund, sich das zu fragen.

Und wir glauben, daß wir uns vornehmen müssen, fest vornehmen, all diesen ausbeuterischen Tätigkeiten ein Ende zu machen. *(Beifall.)* [. . .]

[Hier folgt eine sehr genaue Analyse der Einkünfte, der Kundschaft und des politischen Verhaltens der Besitzer von 955 Privatbars, die sich in Habana gehalten haben.]

Meine Herrschaften, die Revolution hier wurde nicht gemacht, um das Recht auf freien Handel zu etablieren! Diese Revolution fand schon 1789 statt – davon hat mehr oder weniger jeder gehört oder gelesen –, das war die Revolution der Kaufleute, der Bürger. Wann wird man endlich einsehen, daß dies die Revolution der Sozialisten, der Kommunisten ist? *(Beifall.)* Wann wird man begreifen, daß hier niemand sein Blut im Kampf gegen Tyrannei, Söldner und Banditen vergoß, um das Recht zu garantieren, daß jemand 200 Pesos an Rum, 50 Pesos an Spiegeleiern und Tortillas verdienen kann, während die Mädchen, die an diesen Plätzen arbeiten, mit dem bescheidenen Lohn zufrieden sein müssen, den ihnen der Entwicklungszustand unserer Wirtschaft hergibt? Aber da helfen keine Warnungen, und die Realität beeindruckt sie nicht. Sie saugen das letzte Tröpfchen aus. Solange es Privilegien gibt, wird es bis zum letzten Tag Leute geben, die an diesen Privilegien hängen – und dieser letzte Tag ist nah, dieser letzte Tag ist nah! Wir müssen eindeutig und unwiderruflich erklären, daß wir uns vornehmen, jede Erscheinungsform des Privathandels auszurotten – eindeutig und unwiderruflich. Wer arbeiten kann, dem geben wir Arbeit, und wer nicht arbeiten kann, dem geben wir, was

er braucht, denn hier wird niemandem Unterstützung verweigert. Wieviel Zehntausenden von Leuten hat die Revolution, wenn sie drum gebeten wurde, geholfen, und zwar nicht als Zugeständnis, sondern als revolutionäre Pflicht!

Aber es gibt noch eine Menge Händler . . . Wir erinnern uns, wie der *Diario de la Marina,* das Sprachrohr des Kapitalismus, schimpfte und drohte, jede Maßnahme, die die »heilige Freiheit des Handels« verletzen könnte, würde den Handel entmutigen und seine Entwicklung hemmen. Wer will uns heute noch mit solchen Geschichten kommen? Wir waren offenbar immer noch nicht entschlossen genug, denn noch immer versucht der Kapitalismus wieder hochzukommen.

Natürlich war das zum Teil die Schuld unserer unvorsichtigen, harmlosen und sorglosen Revolutionsgenossen – und einiger, die keine Genossen waren –, einige von denen gibt es hier noch in Kneipen, in Läden, die drehen Dinger und stehlen und handeln auf dem Schwarzen Markt. Das zeigt uns, wie wachsam wir sein müssen.

Wir waren zunächst gezwungen, alle möglichen Arten von Verträgen zu schließen, Abkommen über 100 000 oder 200 000 Pesos, damit die eine oder andere Sache hergestellt werden sollte. Das Ministerium für Leichtindustrie wurde eigens eingerichtet, um diese Probleme und Bedürfnisse genau zu studieren, denn viele von diesen Unternehmen entstanden aus der Notwendigkeit: vom Pantoffel bis zu irgendwelchen Apparaten machten sie aus Lumpen oder sonstwas alle möglichen Sachen. In Las Villas wurde eines Tages ein Individuum entdeckt, das 300 Frauen in Heimarbeit beschäftigte. Aus den Abfällen von irgendeinem Rohmaterial, das es da gab, machten sie Seile, Hängematten und sonstwas.

Wer sagt, daß der Kapitalismus sich entmutigen läßt, der lügt; der Kapitalismus muß mit der Wurzel ausgerottet werden, der Parasitismus muß mit der Wurzel ausgerottet werden, die Ausbeutung des Menschen muß mit der Wurzel ausgerottet werden. *(Beifall.)*

Es versteht sich von selbst, daß die Revolution sich keine unnützen Feinde machen will, aber sie hat auch keine Furcht, sich die zu Feinden zu machen, die nichts anderes sein können. Wir müssen also sagen, daß in diesem Land weder der Handel, noch die Arbeit auf eigene Rechnung, noch die Privatindustrie eine Zukunft hat. Wer auf eigene Rechnung arbeitet, der soll dann auch das Krankenhaus, die Schule bezahlen, er soll alles bezahlen, und er soll es teuer bezahlen! *(Beifall.)*

Wir können solche egoistischen Verhaltensweisen nicht ermutigen, können sie nicht einmal gestatten, wenn wir nicht wollen, daß die Menschen weiter ihren egoistischen Instinkten, ihrem Individualismus leben, daß sie wie

Wölfe, wie Tiere leben; der Mensch als Feind des Menschen, als Ausbeuter, der dem andern ein Bein stellt. Die Idee des Sozialismus und des Kommunismus, die Idee einer höherentwickelten Gesellschaft setzt einen von solchen Gefühlen freien Menschen voraus, einen Menschen, der diese Instinkte bezwungen hat zugunsten des Gefühls der Solidarität und der Brüderlichkeit. [. . .]

Wir haben gesehen, welche Wirkungen das Geld hat, wenn es dem Menschen erlaubt, Dinge ohne Arbeit zu genießen. Diese Barbesitzer verdienen heute noch 300 Pesos am Tag durch die Ausbeutung anderer, oder 100, oder 150. Das ist die Macht des Geldes! Unglücklicherweise können wir beim augenblicklichen Stand der Dinge noch nicht auf das Geld als Verteilungsinstrument verzichten, aber wir müssen wenigstens die unbegrenzte Möglichkeit, Geld zu machen, und die Privilegien, die aus seinem Besitz entstehen, abschaffen. Eines Tages, wenn wir den wahren Kommunismus erreicht haben, werden wir kein Geld mehr brauchen. *(Beifall.)*

Es gibt schon tausende von Leuten, die ohne Geld, auf Stipendien leben, aber für viele Sachen ist es noch nötig: um ins Kino zu gehen, um hier und dorthin zu fahren, für hundert Dinge, und außerdem fehlt es noch an vielen Dingen – wir brauchen dieses Verteilungsinstrument, aber es ist eine bittere Notwendigkeit, ein Instrument des Übergangs, auf dessen Abschaffung wir hinarbeiten müssen. *(Beifall.)*

Ich weiß genau, daß auf diese Äußerungen hin einige verbummelte Akademiker, deren revolutionäre Sensibilität abgestumpft ist, die so weit von der Revolution entfernt sind, als ob sie deren Urenkel wären, uns vorwerfen werden, wir postulierten aus Idealismus unrealisierbare Dinge.

Wenn sie sich gehen lassen, wird sogar von kleinbürgerlichem Idealismus die Rede sein. Meinetwegen ist es kleinbürgerlicher Idealismus, aber der Kneipenwirt, der Barbesitzer, der 300 Pesos am Tag verdient, das ist weder kleinbürgerlich noch sonstwas, das ist die Herrschaft des Geldes, die Korruption durch das Geld, das zwischen dem Menschen und den von ihm geschaffenen Gütern steht.

Wir aber arbeiten, wir schaffen Reichtum. Wir sind ein Volk, das erlebt, wie Hunderttausende mitarbeiten, wie die Arbeit Begeisterung schafft und die Begeisterung Arbeit, und die Arbeit Reichtum, und zwar Reichtum in Fülle. Und der Marxismus, wie wir ihn zu verstehen glauben, ist der Marxismus von Karl Marx; wir können uns irren, schließlich können wir uns nicht als unfehlbare Weise ansehen, aber der Typ des Kommunismus, den wir vertreten, enthält die tiefsten Ideen von Karl Marx, es ist ein brüderlicher, humaner, großzügiger Kommunismus; für ihn kämpfen

wir, ihn tragen wir weiter; um keinen anderen würde es sich lohnen. *(Langer Beifall.)*

Außerdem – materieller Ansporn bei uns? Wer kann mehr materiellen Ansporn bieten als der Imperialismus? Und in der Tat entziehen sich viele, die ihre Koffer packen und unter dem oder jenem Vorwand abreisen, der Realität ihres Vaterlandes, um in gewissem Sinne als Parasiten in einem Land zu leben, dessen Lebensstandard, wie wir sagten, zwanzigmal so hoch ist wie der eines unterentwickelten Landes; nicht gerade zwanzigmal so hoch wie der Cubas, aber sechs- oder siebenmal werden es schon sein.

Die Pflicht der Revolution ist es aber nicht, den Menschen einen materiellen Ansporn zu bieten, sondern das Gewissen, die moralischen Werte eines Volkes zu stärken: das Gefühl für die internationale Solidarität, für Gerechtigkeit, Gleichheit, Vaterlandsliebe, für die Liebe zum Volk und die Freude am Kämpfen; die Befriedigung, eine große Aufgabe vor sich zu sehen, sich ihr zu stellen, ihre Schwierigkeiten zu besiegen. Ein solches Volk wollen wir wachsen lassen. Alles andere ist lächerlich. Wir werden unsern Weg weitergehen, wir werden unsere Revolution bauen, und zwar von Grund auf durch unsere eigene Anstrengung. Eine große Anstrengung müssen wir auf uns nehmen! Aber ein Volk, das sich nicht anstrengen will, hat nicht das Recht, das Wort Unabhängigkeit, das Wort Souveränität im Munde zu führen. Laßt uns unerschrocken weiterkämpfen, auch deshalb, weil wir soweit wie möglich unsere Abhängigkeit von allem, was außen ist, reduzieren wollen! *(Beifall.)* Wir haben die Bitterkeit des Abhängigseins kennengelernt, wir haben gesehen, wie sich diese Abhängigkeit in eine Waffe gegen uns verwandeln kann oder wenigstens in die Versuchung, uns zu schaden. Laßt uns kämpfen, um so unabhängig wie möglich zu werden, koste es was es wolle!

Unser Land vollbringt Anstrengungen: z. B. auf dem Gebiet des Treibstoffs, des Benzins, wo beträchtliche Einsparungen es ermöglicht haben, daß ein Teil dieses Treibstoffs der Landwirtschaft zufließt. Die Lage ist gespannt; unsere Maschinen arbeiten Tag und Nacht, aber Benzin und Öl sind knapp, auch wenn wir aus dem, was wir haben, das Maximum herausholen. Unsere Maschinen werden nicht stillstehen, unsere Pläne werden verwirklicht werden. Und da die Maschinen, die wir haben, nicht ausreichen, wird in großem Maßstab mit Tieren gearbeitet, und wir müssen die Ochsen erziehen und so gut mit ihnen arbeiten, daß wir, sollten die Treibstoffprobleme eines Tages noch größer werden, einen Teil dessen, was die Maschinen machen sollten, mit Tieren machen können. *(Beifall.)*

In unserm Land, unter der Erde, gibt es Petroleum. Unser Problem ist es,

die Quellen zu öffnen. Und natürlich ist Bohren nicht einfach. Aber von den 111 000 Quadratkilometern unseres Landes haben 56 000 petroleumträchtige Strukturen; in zahlreichen Gebieten ist Petroleum nachgewiesen. An einigen Stellen gibt es in tieferen Schichten sogar Petroleum von ausgezeichneter Qualität. Die Notwendigkeit zwingt uns also und wird ohne Zweifel dazu führen, daß die Suche nach Petroleum und die Ausbeutung unserer Lager in der nächsten Zeit entwickelt wird.

Bekannt sind auch unsere großen Nickelvorkommen. Natürlich müssen wir in ihren Abbau mehr investieren, weil der Nickelpreis steigt. Aber außerdem müssen wir eines Tages Stahl produzieren; Treibstoff und Stahl, die technische Entwicklung und die Ausbildung von Technikern in großem Maßstab sind für uns eine Lebensfrage. Oft bleibt eine Maschine stehen, weil irgendetwas fehlt, und der Bedarf an Eisen zeigt sich überall.

Wir können Stahl, Chrom, Nickel produzieren; vor allem Nickel abbauen, und mit dem Nebenprodukt Eisen die Stahlproduktion entwikkeln. Diese Investitionen können wir aber nicht heute machen, weil es Jahre dauern würde, bis sie etwas abwerfen; heute müssen wir in Dinge investieren, die so bald wie möglich produktiv werden: ein kleines Staubecken, ein großes Staubecken, alles, was sich möglichst schnell in der Lebensmittelproduktion oder auf anderen Gebieten auszahlt. Bis 1970 müssen wir uns vor allem auf den Ausbau der Landwirtschaft konzentrieren, außerdem auf Gebiete, die unmittelbar unsere Lage verbessern, wie die Fischereiindustrie, die Bauindustrie, das Transportwesen, der Straßenbau, der Ausbau von Bewässerungsanlagen. Wir müssen dafür sorgen, daß wir gegen alles gesichert sind: gegen Trockenperioden, gegen Epidemien; wir haben leider auch die Zyklone, aber wir wollen alle Plantagen durch Baumketten schützen, so daß ein Zyklon zwar Teile der Ernte auf dem Land vernichten kann, aber nicht die Plantagen im ganzen.

Erst in den Jahren von 1970 bis 1975 werden wir große Investitionen im Bergbau machen. Den Weg bis 1970 haben wir genau vorgezeichnet, und ab 1970 wird sich das Gewicht unserer Arbeit auf die Industrialisierung verlagern.

Wir haben in den nächsten Jahren noch große Aufgaben vor uns, auch auf den von der Landwirtschaft abhängigen Gebieten, wie der Trockenmilchproduktion, der Käseherstellung, der Kaffeeindustrie und der mit dem Anbau von Citrusfrüchten zusammenhängenden Industrie. Unsere tiefste Überzeugung ist, daß wir in einer nicht fernen Zeit die Früchte dieser Mühen sehen werden. Wir hoffen, daß einige der Schwierigkeiten, die wir jetzt haben, nicht dieses ganze Jahr bestimmen werden; dennoch müssen wir immer bereit sein. Wird es besser, als wir erwartet haben,

um so besser; wird es zweimal so gut, noch besser – aber wir müssen auch darauf vorbereitet sein, daß die Lage so bleibt, wie sie ist, oder sogar schlechter wird.

Nichts darf den Revolutionär entmutigen, nichts ihn demoralisieren, er muß immer auf dem Posten bleiben, reagieren und handeln. Aus allem können wir eine Lehre ziehen, alles kann die Revolution stärken. Wir sollten begreifen, daß jetzt der Moment ist, von Grund auf eine mächtige revolutionäre Offensive zu beginnen. *(Beifall.)*

Wir müssen den Ernst, die Arbeitsgesinnung, den Kampfgeist der Massen stärken, so daß keiner von unsern Feinden sich Hoffnungen machen kann. Denn die Imperialisten und einige von den Feinden in unserem eigenen Land haben schon wieder Mut geschöpft angesichts der Tatsache, daß wir unsere eigene Meinung haben, daß unser Land Profil und Kriterien in der internationalen Politik besitzt, die absolut großzügig und absolut unabhängig sind.

Denen müssen wir sagen, daß es keinen Grund gibt, mit dem Versagen unserer Revolution zu rechnen. Sie sollen nicht vergessen, daß diese Revolution von einer Handvoll Männer gemacht wurde, sechs, sieben, zwölf, die die Fahne der Revolution nicht sinken ließen und heute unter ihr die Edelsten, Mutigsten, Kämpferischsten unseres Volkes vereinen. *(Beifall.)*

Wir werden uns dieser hundert Jahre wert erweisen, in denen Cuba um die Unabhängigkeit gekämpft hat, und sie bis zum letzten Blutstropfen verteidigen. Denn wir meinen, was wir sagen: *Patria o Muerte!* Wir werden siegen! *(Ovationen.)*

La Habana, 13. März 1968

Aus dem Spanischen von Hildegard Baumgart

Fidel Castro
Rede über die Zukunft der Universität

Heute lachen wir darüber, daß es einmal ein Jahr gab, in dem in ganz Cuba nur acht Studenten ihr Examen machten, und eines Tages werden wir darüber lachen, daß heuer 455 ihren akademischen Grad erwarben. Wir staunen fast noch darüber, daß sich in diesem Jahrgang 5707 immatrikuliert haben, und in der Zukunft werden wir darüber staunen, daß es *nur* 5707 waren, denn die Immatrikulierten in dieser Provinz werden Zehntausende sein, und schließlich wird der Tag kommen, an dem praktisch die gesamte junge Bevölkerung Hochschulstudien betreibt. Die Konsequenz dieses Phänomens wird die Abschaffung der Universitäten sein.
Das ist ein gutes Beispiel für die dialektische Entwicklung von Prozessen und Institutionen, von der Ihr, Studenten und Arbeiter, gehört habt: die Entwicklung der Universitäten wird zum Verschwinden der Universitäten führen, das heißt, die weitestgehende Entwicklung der Institution führt zu ihrer Abschaffung. [. . .]

Der Vorsatz der Revolution, die Schulpflicht für alle Kinder bis zur Universitätsvorbereitung auszudehnen, ist bekannt. Das ist keine Laune, sondern eine dringende Notwendigkeit für unser Land, und diese Maßnahme wird mit allen Arbeitern im Land diskutiert werden, damit das Volk mit aller Klarheit begreift, wie wichtig diese Erziehungspolitik ist.
Allein in der Provinz Oriente haben wir in den Volksschulen 550 000 Kinder. In der Mittelschule sind es 36 712; in den Kursen der Universitätsvorbereitung haben wir 2471 – das ist ein ziemlicher Jammer –, im technischen Oberbau 5311; in der Arbeiter- und Bauernausbildung 100 000. Diese 40 000 auf dem mittleren Ausbildungsniveau sind lächerlich wenig. Eine einfache Überlegung: halten wir die enorme Zahl der Volksschüler dagegen, so ist es klar, daß eines Tages 200 000 Schüler dieser Provinz die Mittel- und Oberstufe besuchen werden.
Natürlich, das heißt, daß wir große Anstrengungen vor uns haben. Das bedeutet, daß im Jahre 1975 im ganzen Land 800 000 Schüler die Mittelschulen besuchen werden. Denn es ist unvorstellbar und würde den fundamentalsten Interessen unseres Volkes widersprechen, daß jemand nach

der Volksschulzeit abgeht, der geistig in der Lage ist, die Mittelschule zu absolvieren – und selbst die Mittelschule ist noch nicht genug.
Wir können es etwa so ausdrücken: im Jahre 1980 wird einer, der die Schule bereits nach der Mittelstufenausbildung verläßt, etwa so dastehen wie ein Analphabet von 1959, der nicht schreiben und lesen konnte.
Die Gesellschaft der Zukunft bedeutet für die menschlichen Gemeinschaften, und besonders für die unsere, die so sehr unter Jahrhunderten der Ausbeutung und des Kolonialismus gelitten hat, eine enorme Herausforderung, der wir uns stellen müssen, wenn wir eine ehrenvolle Rolle in der Welt spielen und uns ein Minimum an Respekt, wenn wir die Freiheit, ja wenn wir unsere Existenz verdienen wollen.
Daher hoffen wir, daß die Schul*pflicht*, wie man das nennt, eines Tages nicht nur Gesetz und Zwang sein wird, sondern eine Notwendigkeit, die sich klar und eindeutig aus der praktischen Wirklichkeit ergibt. Dann werden, da es Hunderttausende von Mittelschülern gibt, auch Hunderttausende an den Universitäten studieren.
Und da in der Zukunft die ganze Gesellschaft studieren wird – damit es niemand mit der Angst bekommt: wir sprechen von der Zukunft, von der Generation der heutigen Volks- und Mittelschüler –, wird das Studium wie die Arbeit zur täglichen Tätigkeit werden und aufhören, das zu sein, was die Arbeit in der Vergangenheit immer und das Studium oft gewesen ist: eine Tätigkeit ohne Sinn und Ziel und vor allem ohne Ergebnis; zu studieren und zu lernen wird kein Zwang, keine Last mehr sein, sondern eine Tätigkeit, die jeder Mensch täglich mit Freude ausübt.
In dem Maße, in dem die körperliche Arbeit abnimmt – durch die Herrschaft der Technik –, wird die Notwendigkeit der intellektuellen Arbeit, die Notwendigkeit zu studieren, zu erkennen, zu forschen immer größer werden.
So wird auch der Tag kommen, an dem die Gesellschaft gezwungen sein wird, intensiv Sport zu treiben, denn man kann es nicht so weit kommen lassen, daß ein ganzes menschliches Kollektiv sich nur mit intellektueller Arbeit beschäftigt. Man wird die Muskeln ebenso üben müssen wie die Intelligenz.
Solange wir in diesem Land noch täglich Millionen Morgen Zuckerrohr mit der Hand, mit dem Machete schneiden müssen, ist es logischerweise müßig, von der Notwendigkeit körperlicher Aktivität zu reden. Aber eines Tages wird es soweit kommen, daß die Gesellschaft die physische Arbeit vermißt und anderes an ihre Stelle setzen möchte.
Das sind keine Träume, keine Utopien, sondern Tatsachen, die in relativ kurzer Zeit eintreffen werden.

Ich habe Ihnen gesagt, daß eines Tages das Studium eine allgemeine und beständige Beschäftigung des ganzen Volkes sein wird. Schon heute würde ein Arzt, ein Ingenieur angesichts der Menge der neuen Entdeckungen und Techniken in seinem Fach unrettbar zurückbleiben, wenn er etwa fünf Jahre lang kein Buch öffnen würde. Die Männer mit dem bedeutendsten Wissen sind die, die täglich einen Teil ihrer Zeit aufs Lernen verwenden, und nicht, weil sie 15 Jahre alt sind, sondern weil sie 70 Jahre alt sind.
Wir können uns oft nicht vorstellen, wie sehr alte Begriffe und Vorstellungen und Gewohnheiten uns beeinflussen. Alle diese alten Schemata müssen verschwinden. Denn wenn schon die Universitäten verschwinden sollen, so ist es nur gerecht, wenn auch einige Sachen, die weniger nützlich sind als die Universitäten, verschwinden.
Was meinen wir nun mit der Abschaffung der Universitäten? Wenn eines Tages Hunderttausende die Universitätsvorbereitung oder den technischen Oberbau abgeschlossen haben – und in Zukunft werden wir diese Bezeichnungen verändern, die auf eine etwas künstliche Unterscheidung zwischen verschiedenen Arten von Studenten zurückzuführen sind, wir werden also keine Universitätsvorbereitung mehr haben, sondern Naturwissenschaftliche und Technische Institute – wenn also diese Hunderttausende schon einen beträchtlichen Grad von technischen Kenntnissen erworben haben, dann werden sie gleich in die Produktion überführt werden. Eine Universität mit einer solchen Masse von Studenten ist nicht vorzustellen, und die Gesellschaft kann auf die Kenntnisse, die diese Jungen sich in einer ganz schönen Zahl von Jahren erworben haben, nicht verzichten.
Es werden einige sehr außergewöhnliche Fachzweige übrigbleiben, die weiterführende Studien erfordern. Einige sagen, dazu müsse die Medizin gehören. Aber die medizinischen Institute werden um die Krankenhäuser herum errichtet werden, so daß auch diese jungen Leute schon relativ früh, während sie noch ihr theoretisches Grundstudium absolvieren, mit ihrer praktischen Arbeit vertraut werden können.
Die Pädagogikstudenten werden, während sie die höheren Stufen ihres Studiums absolvieren, zugleich an den Technischen Instituten unterrichten. Die Notwendigkeit hat uns schon zu solchen Dingen gezwungen. Abiturienten, die Landwirtschaft studieren wollten, mußten im technischen Oberbau unterrichten. Sie bildeten dort mit ihren Professoren Studienkollektive und machten später an der Universität ihr Examen. Heute haben wir Architektur- und Bergbaustudenten, die schon praktisch arbeiten, während ihre Professoren ihnen an Ort und Stelle Vorlesungen halten. Heute muß der Professor noch dorthin reisen, weil es auf dem Lande nie-

mand von diesem höheren Niveau gibt. In Zukunft wird jede große Zukkerfabrik, jedes Bergwerk, jede Art von chemischer, elektrischer, Textilindustrie, jeder Landwirtschaftszweig – und die Landwirtschaft der Zukunft wird hochspezialisiert und technisiert sein – über ein Kontingent von Männern mit ausreichenden Kenntnissen verfügen, und es wird nicht mehr nötig sein, daß ein Professor von der Volkswirtschaftsschule in ein Zuckeranbaugebiet fährt, um dort zu unterrichten, denn jeder Absolvent der Grundausbildung wird dort -zig Vorgänger antreffen, die das gleiche studiert haben wie er und außerdem das weiterführende Studium abgeschlossen und eine große praktische Erfahrung erworben haben.
So wird also in der Zukunft praktisch jede Fabrik, jedes Anbaugebiet, jedes Krankenhaus, jede Schule eine Universität sein. Und dort werden Studenten, die die mittleren Lehrgänge ihres Faches abgeschlossen haben, die Möglichkeit zu weiteren Studien haben. Was wird aber aus den heutigen Universitäten? Werden wir diese Gebäude, diese Einrichtungen abschaffen? Sie werden nicht mehr das sein, was sie heute sind. In diesem Sinne werden sie verschwinden, aber sie werden zugleich Zentren der fortgeschrittenen Studien für Examensabsolventen bilden. Es werden dort z. B. Gruppen von sehr genau ausgewählten fertigen Ärzten Kurse besuchen – auf diesem sehr hohen Niveau wird in den Zentren, die wir heute Universitäten nennen, studiert werden. [. . .]

Wie viele spezialisierte Hochschulabsolventen brauchen wir, damit unser Land diesen Sprung schafft! Und heute noch ist unser Problem, einen Fahrer zu finden, der mit einem Erntekombinat umgehen kann, einen Mechaniker, der es repariert. Wirklich, das zeigt, wie arm und wie zurückgeblieben wir sind! In einer Zeit, in der die Technik unglaubliche Fortschritte gemacht hat, in der die Atomenergie verfügbar geworden ist, in der Menschen zum Mond fahren, suchen wir noch Leute, die sich auf eine Planierraupe setzen, ohne sie in fünf Minuten kaputtzumachen, oder Männer, die einen schweren Lastwagen fahren können und wissen, wann das Benzin zu Ende ist.
Wir haben manchmal gesagt, daß wir uns in gewisser Weise nicht von unsern primitiven Vorfahren entfernen, sondern uns ihnen wieder nähern. Denn während wir früher von der Vorhut des Fortschritts um die Hälfte des Weges entfernt waren, so werden wir durch die unerhörte Entwicklung der Technik bald erst etwa 20% des Weges zur Spitze der menschlichen Möglichkeiten zurückgelegt haben und so im Vergleich mit andern Ländern unsern vernunftlosen Vorfahren wieder näherrücken.
Was soll aus einem Land werden, das Naturwissenschaft und Technik,

das die modernsten Produktionsmethoden nicht beherrscht? Wie wird ein solches Land in 20 oder 30 Jahren aussehen?
Ich glaube, diese Überlegungen zeigen, wie wichtig eine Universität, ein technisches Institut, eine Schule, ein Lehrer, ein Techniker für unser Land ist.
Von diesem Standpunkt aus erhält der Gedanke seinen Sinn, daß es keine Pflicht, kein Zwang sein wird, zu studieren, sondern eine Notwendigkeit: die tiefste, die wahrste, die wesentlichste Notwendigkeit unseres Landes.
Wir wünschen den Genossen von der Universidad de Oriente, die ihr Examen gemacht haben, die besten Erfolge in ihrer beruflichen Arbeit, die besten Fortschritte beim weiteren Studium. Und wir hoffen, daß Jahr für Jahr die Zahl derer, die an unseren Universitäten und Studienzentren ihren akademischen Grad erwerben, zunimmt, bis wir sagen können, daß in unserm Volk jeder Bürger ständig studiert.
Patria o Muerte!
Wir werden siegen!

Santiago de Cuba, 8. Dezember 1968

Aus dem Spanischen von Hildegard Baumgart

Fidel Castro
Rede über die Universitäts-Revolution

Was eine Universität innerhalb eines revolutionären Prozesses zu sein hat, darüber glaubten wir alle mehr oder weniger klare Vorstellungen zu haben. In Wirklichkeit hatten wir alle mehr oder weniger unklare Vorstellungen. Wir sprachen von der Hochschulreform, wie wir von der Bodenreform sprachen. Vergleichen wir heute unsere Erfahrungen mit dem, was wir damals auf allen Gebieten der revolutionären Arbeit wußten, so werden wir entdecken, daß uns überall dasselbe passiert ist.

Die Revolution der Landwirtschaft, die sich in unserm Land vollzieht, hat praktisch nichts mehr mit den ersten unterentwickelten Ideen zu tun, die wir darüber hatten – wir nannten das damals Reform und begriffen noch nicht einmal, daß das Problem des landwirtschaftlich genutzten Bodens sich nur durch zutiefst revolutionäre Veränderungen lösen lassen würde.

Und genauso erging es uns mit der Universität. Es konnte ja auch nicht anders sein, denn an den Vorstellungen der ersten Zeit klebten noch die Begriffe, die sich im Schoße der Gesellschaft, in der wir damals lebten, ausgebildet hatten, und innerhalb dieser Gesellschaft waren die legitimen und wichtigen Forderungen unseres Volkes praktisch nicht zu realisieren.

Die Bodenreform ist eine Forderung in einer Gesellschaft, die reformiert, oder deutlicher: die revolutioniert werden muß. Wenn aber diese Gesellschaft wirklich revolutioniert ist, dann sind die Reformideen, die zu einem bestimmten Stadium der Entwicklung gehörten, absolut antiquiert gegenüber den aktuellen Bedürfnissen.

Die Verwandlung der Vorstellungen über die Universität hat ziemlich viel Zeit in Anspruch genommen. Wir müssen sagen, daß wir uns während des gesamten revolutionären Prozesses immer auf die begeisterte Anteilnahme der Studenten verlassen konnten. Nicht ein einziges Mal hat es Konflikte zwischen der Revolution und den Studenten gegeben. Das hat eine besonders erfreuliche politische Bedeutung, denn die Mehrheit der Studenten kam aus dem in der klassischen Terminologie als kleinbürgerlich bezeichneten Milieu, einige auch aus dem bürgerlichen, und logischerweise brachten die Studenten einen großen Teil der Gewohnheiten, Vorstellungen und Verhaltensweisen dieses sozialen Milieus mit auf die

Universität. Ich will damit sagen, daß sich in der Denk- und Handlungsweise dieser Gruppe ein beträchtlicher Wandel vollzogen hat, ein gutes Beispiel für den wichtigen Einfluß ideologischer und moralischer Faktoren auf das Verhalten der Menschen. Denn die Studenten drangen in dem Maße, in dem die Revolution sich vertiefte und radikalisierte, selbst immer tiefer in das revolutionäre Denken ein und wurden dadurch auch selbst radikaler. Heute können wir mit Befriedigung feststellen, daß, was die politische Position angeht, die Studenten unserer Universitäten ohne Zweifel einen Platz in der Vorhut der Revolution einnehmen. *(Beifall.)*

Aber es reicht nicht aus, nur politisch zur Vorhut zu gehören. Ebenso weit vorn müssen die Studenten auf technischem und naturwissenschaftlichem Gebiet stehen, sie müssen als erste einen Weg beschreiten, auf dem ihnen später die ganze Gesellschaft folgen soll.

Wie Sie wissen, verursachen neue Ideen immer einen Schock. Und so konnte auch die Idee, über die wir ein paarmal gesprochen haben: daß eines Tages die Universität universalisiert werden und damit als Universität verschwinden soll, von vielen nicht ohne Schwierigkeiten akzeptiert werden, denn sie können sich nicht vorstellen, daß eines Tages das ganze Volk das Niveau erreichen soll, das heute durch Universitätsstudien bestimmt ist.

Das ergibt sich zum Teil aus dem Schema, das wir von jeher kennen, aus dem alten Schema der alten Gesellschaft; dort war der Besitz von Kenntnissen und die Herrschaft über Technik und Naturwissenschaft das Erbteil einer unbedeutenden Minorität. Kaum auszudenken, eine wie große Zahl von Lastern, von schädlichen Gewohnheiten sich aus diesem Umstand ergeben hat! Es ist unmöglich, die Idee der Revolution mit der Vorstellung einer Minorität von Wissenden und Gebildeten in Einklang zu bringen.

Zunächst einmal können die Probleme der Zukunft überhaupt nicht gelöst werden, wenn das Wissen nicht Allgemeingut wird; zweitens kann sich niemand vorstellen, wie die kommunistische Gesellschaft verwirklicht werden soll, wenn nicht alle Anteil an den technischen und naturwissenschaftlichen Kenntnissen haben. Einige glauben allerdings noch, daß es immer einen Teil der Gesellschaft geben wird, der intellektuell und nur intellektuell arbeitet, und einen andern, der die groben Arbeiten und nur diese erledigt.

Die Arbeit, die endlose Stunden und ungeheure Energien – physische, eigentlich animalische Energien – beansprucht, die alte Arbeit, die den Menschen praktisch zum Menschen gemacht hat, die ihn in dem Maße, in dem seine Anstrengungen immer intelligenter wurden, über seinen ursprünglichen Zustand hinaushob, diese Arbeit wird, wenn sie einmal voll-

kommen von der Intelligenz bestimmt ist, als brutale, animalische Arbeit verschwinden.
Deshalb können wir keine andere Konzeption von der Erziehung haben als eine, deren Ziel die Entwicklung des gesamten Intelligenzpotentials unseres Volkes bis zur letzten Konsequenz ist.

Die Revolution hat praktisch auf dem Nullpunkt angefangen. Zuerst schlugen wir die Schlacht gegen den Analphabetismus, dann kämpften wir um den allgemeinen Grundschulbesuch. Die Schwierigkeiten, die sich dabei aus dem Fehlen von Professoren, Lehrern und Schulen ergaben, waren ungeheuer und sind zum Teil heute noch nicht gelöst. Dann kam der Kampf um die sechste Klasse, der auch gute Resultate gebracht hat. Viele Arbeiter in unserem Land haben nicht nur die Grundschule, sondern auch noch die sechste Klasse absolviert.
In naher Zukunft wird das ganze Volk die Einführung der allgemeinen Schulpflicht bis zur Universitätsvorbereitung diskutieren müssen. *(Beifall.)* Also nicht nur die sechste Klasse, nicht nur die Mittelschule für alle, sondern die Oberstufe, die auf die Universität vorbereitet. Der letzte Sprung aber, den wir vorhaben, wird viel mehr Zeit in Anspruch nehmen. Die letzte Etappe, die sich aus den vorhergehenden ergibt, wird die allgemeine Universitätsausbildung sein. Sind wir erst einmal so weit, daß alle die universitätsvorbereitenden Klassen besuchen, so wird sich der Übergang zur Universität von selbst daraus ergeben.
In gewissem Sinne sind auf diesem Stand der Entwicklung schon Tausende von Studenten angekommen, die auf den technischen Instituten ihre voruniversitäre Ausbildung abgeschlossen haben und dann in die Praxis gegangen sind. Gleichzeitig studieren sie an der Universität, machen ihre Zwischenprüfungen, ihre Praktika, ihre Examen. Obwohl das heute noch sehr schwierig ist, denn nur an sehr wenigen Orten unseres Landes sind bereits die Bedingungen vorhanden, die diesen Typ des Studiums ermöglichen.
Unser nächster Schritt, den wir mit dem Einverständnis des ganzen Volkes vornehmen werden, ist also ein Gesetz, das alle Kinder und jungen Leute verpflichtet, die Schulen bis einschließlich zur universitätsvorbereitenden Oberstufe zu besuchen.
Das wird für uns alle eine enorme Anstrengung bedeuten, besonders für die fortgeschritteneren Studenten, denn auf viele Jahre hinaus werden wir keine andern Professoren haben als eben diese Studenten – wir praktizieren das heute schon in ziemlich breitem Maße.
Das wird uns helfen, einige der widersprüchlichen Notwendigkeiten unse-

rer Revolution zugleich zu befriedigen. Die folgenden Bedürfnisse scheinen einander im Weg zu stehen: erstens die wirtschaftliche Entwicklung, zweitens die Verteidigung, drittens das Studium.
Der Widerspruch zwischen den Anforderungen, die sich aus der Unterentwicklung unseres Landes und der Notwendigkeit des Studiums ergeben, wird sich durch die Einführung der mit dem Studium kombinierten praktischen Arbeit lösen. Wir fangen damit heute bereits in den Mittelschulen an und werden dann weitergehen bis zum Universitätsniveau. Immerhin, diese Entwicklung kann nur im Rahmen der gegebenen Möglichkeiten vor sich gehen.
Heute gibt es die »Schule auf dem Land«, aber in Zukunft wird es Schulen auf den Feldern geben. Die ländlichen Mittelschulen werden auf den Feldern sein, wir werden bald die ersten bauen. So werden Hunderttausende von jungen Leuten ihre Mittelschulausbildung erhalten und zugleich praktisch in der Landwirtschaft arbeiten, soweit und sowie es ihrem Alter angemessen ist.
Die Schüler der technischen Institute und der universitätsvorbereitenden Oberstufe beteiligen sich heute an der größten Anstrengung, die wir zu leisten haben, an der Ernte. Selbstverständlich entstehen aus diesen drei oder vier Monaten, in denen sie sich, weil das für uns lebensnotwendig ist, dem Produktionsprozeß zur Verfügung stellen müssen, Schwierigkeiten für ihre Ausbildung. Das ist logisch.
Aber die Kategorie von Leuten, die diese Arbeit einmal tun mußten, der Zuckerrohrarbeiter, der nicht nur die schwere Erntearbeit zu verrichten hatte, sondern auch noch der monatelangen Arbeitslosigkeit während der »toten Zeit« ausgesetzt war, der unter schlimmsten Bedingungen auf der untersten Stufe der Gesellschaft lebte – diese Kategorie existiert bei uns nicht mehr und wird auch nie mehr existieren!
Und auf keine Weise läßt sich in Zukunft eine Gesellschaft vorstellen, in der eine derartig schwere Arbeit das ganze Leben lang nur einem Teil dieser Gesellschaft zufällt. Außerdem hat die Zahl der Zuckerrohrarbeiter logischerweise in diesen Jahren nicht zu-, sondern abgenommen. Viele von ihnen sind dazu übergegangen, Maschinen, Traktoren, Lastwagen zu bedienen oder andere Tätigkeiten auszuführen. Da dieser Prozeß viel früher in Gang gekommen ist, als wir den Zuckerrohranbau mechanisieren konnten, mußten natürlich andere Sektoren der Gesellschaft – darunter Studenten, Soldaten, Industriearbeiter, einfach alle – bei der Ernte mitarbeiten.
Die Mechanisierung der Zuckerrohrernte ist dringend und von größter Wichtigkeit für unser Volk, denn wir können es nicht zulassen, daß auf lange Zeit eine so ungeheure Energie darauf verwendet wird.

Außerdem ist die Erntearbeit nicht gerade der ideale Typ von praktischer Arbeit für Studenten, die daneben ihr Studium weiterführen wollen.
Die dritte Notwendigkeit, vor der wir stehen, ist die der Verteidigung. Sie zwingt uns, eine beträchtliche Zahl von jungen Männern mit der Fülle ihrer Energien zur Verteidigung des Landes gegen die Imperialisten einzusetzen, damit sie die Methoden der Verteidigung lernen und Wache stehen für ihr Land.
Dieses Problem werden wir dadurch lösen, daß wir die Zeit der militärischen mit der der technischen Ausbildung zusammenfallen lassen, also nach Absolvierung der Mittelschule. Die Mittelschule wird um ein Jahr, also auf vier Jahre erweitert. Warum? Weil viele Kinder zu jung auf die Mittelschule kommen. Sie werden also ein Jahr später eintreten und ein Jahr länger bleiben. Sind sie einmal in der technischen Ausbildung, dann werden sie dabei zugleich ihren Militärdienst ableisten.
So wird also eines Tages Studium, Militärdienst und produktive Arbeit kombiniert werden, aber anders als bisher: nicht mehrere Monate hintereinander, sondern der Tages- und Wochenlauf wird zwischen diesen drei Aktivitäten aufgeteilt werden.
Zu diesem Zeitpunkt hoffen wir unser größtes und schwierigstes Problem, das der Mechanisierung der Zuckerernte, gelöst zu haben. Und mit der Vermehrung der Maschinen, der chemischen Hilfsmittel und der Produktivität wird die schreckliche Saisonarbeit, die wir in diesen Jahren leisten müssen, abnehmen, und es wird die Zeit kommen, in der die Arbeit, die die Studenten der technischen Oberstufe zu erledigen haben, für sie selbst, als Teil ihrer Ausbildung, mehr Bedeutung haben wird als für die Wirtschaft unseres Landes, für die im Augenblick die physische Mitarbeit aller lebenswichtig ist. [. . .]
Wir haben in diesen Jahren Gelegenheit gehabt, immer wieder zu beobachten, wie die Arbeit selbst, der Inhalt der Arbeit, besonders der technischen und naturwissenschaftlichen, also der intellektuellen Arbeit einer der tiefsten Beweggründe menschlichen Handelns ist, und zwar um so mehr, je höher das Niveau dieser Aktivitäten ist. Wir haben das besonders bei den Studenten gesehen. Ganze Gruppen haben fieberhaft gearbeitet, und es war nicht mehr die Arbeit, die aus Pflichtbewußtsein geleistet wird, weil es eben sein muß, sondern die Arbeit als Freude, deren Inhalt ungeheuer interessiert und die die angenehmste Beschäftigung des Menschen ist.
Und wenn wir wollen, daß eines Tages alle Menschen in diesem Geist arbeiten, dann reicht kein Pflichtbewußtsein und kein moralisches Konzept: die ganze Gesellschaft muß den Inhalt der Arbeit assimilieren, sie

muß diesen wunderbaren Inhalt beherrschen, sie muß ihn überhaupt erst entdecken. [. . .]
Es wird also keinen von Ihnen geben, der um das lebenslange Studium herumkommt, und es wird auch keiner diesen Wunsch haben, ebensowenig wie alle andern Mitglieder der Gesellschaft. Mit der Beherrschung der technischen Mittel für die Steigerung der Produktion wird viel mehr Zeit für das Studium, für Erholung und Kultur verfügbar sein.
Diese Ideen, die zu den wesentlichen Bestandteilen des marxistischen Denkens gehören: die Verbindung von Studium und Arbeit, von geistiger und manueller Arbeit, sind keine Phrasen; sie enthalten den Kern der Gesellschaft der Zukunft.
Ein anderes Phänomen, das wir beobachten konnten, ist, daß die bloß intellektuelle Arbeit sich ebenfalls in eine Mühsal für den Menschen verwandelt; für eine Unzahl von Personen hat die Möglichkeit, mit den Händen zu arbeiten, eine Art von Befreiung, von Vergnügen bedeutet, obwohl viele an diese oft harte körperliche Arbeit nicht gewöhnt waren. Die ganz schwere Arbeit wie das Schlagen des Zuckerrohrs wird es, wie gesagt, in Zukunft nicht mehr geben, doch werden viele andere Arten von manueller, mechanischer oder Maschinenarbeit die zeitweilige Ablösung der rein geistigen Beschäftigung gestatten.
Das sind also die Voraussetzungen der Idee von der allgemeinen Verbreitung des Wissens, sogar des Wissens auf Universitätsniveau.
Der Genosse, der vorhin im Namen der Studenten sprach, hat hervorgehoben, auf wie vielen Gebieten die Universität heute aktiv ist. Wir müssen mit Befriedigung anerkennen, daß sich in der letzten Zeit in der Universität ein großer qualitativer Wandel vollzogen hat, der in direkter Beziehung zur Teilnahme der Universitäten an den großen Entwicklungsaufgaben unseres Landes stand. Davon hat nicht nur die Universität profitiert, sondern in einem sehr hohen Maße auch jedes der Aufgabengebiete, die die Studenten übernommen hatten.
Einer der größten Mängel, an denen unser Land in seinem jetzigen Zustand zu leiden hat, ist der Mangel an technischem Niveau, an technischen Kenntnissen. Im Volk ist das entwicklungsfähige Energiepotential wesentlich größer als das bereits entwickelte Intelligenzpotential. Das soll nicht heißen, daß es nicht genügend Intelligenz in den Gehirnen unserer Mitbürger gibt, aber es fehlt an Wissen. Das Wissensniveau ist wirklich noch sehr niedrig.
Sie würden sich wundern, wie viele unserer wichtigen Arbeitszentren von Genossen verwaltet werden, die nur die sechste Klasse abgeschlossen, die nur die Mittelschule besucht und in ganz seltenen Fällen die Universitäts-

vorbereitung absolviert haben. Fast keiner hat an der Universität studiert, fast keiner. Die Probleme, die einem Land daraus entstehen, daß tausende seiner wichtigsten Produktionszentren von Leuten geleitet werden, deren Wissensniveau wirklich sehr niedrig ist, liegen auf der Hand. Natürlich handelt es sich in vielen Fällen um wache und intelligente Leute mit einer großen Begabung und Neigung zu ihrem Beruf. Aber unglücklicherweise reicht das nicht aus. [. . .]

Wenn also in einem dieser Zentren Studenten Hilfe leisten, besonders was die Planung angeht, so sind die Wirkungen beachtlich, und ihre Hilfe hat wirklich einen sehr großen Wert.

So haben zum Beispiel Biologie-, Chemie-, Hydraulik-, Volkswirtschafts- und Ingenieurstudenten am Kaffeeanbauplan für den Süden der Provinz Habana mitgearbeitet. In ihren Laboratorien, die in der Nähe der Universität errichtet worden sind, machen sie zehntausende von Bodenanalysen für diesen einen einzigen Plan – zehntausende von Analysen! *(Beifall.)* Eines Tages werden wir die Bodenbeschaffenheit überall im Land mit dieser Genauigkeit erforschen. Sie analysieren den Boden praktisch Hektar für Hektar. Das Resultat: möglicherweise gibt es heute keine Plantagenanlage der Welt, die auch nur die Hälfte dieses technischen Niveaus erreicht hätte. Durch die Teilnahme aller an diesem Projekt werden wir dort eine Plantage haben wie nirgends sonst im Land. Ein wahres Konzil von Technikern hat zusammengearbeitet, hat stundenlang diskutiert, etwa über die Richtung der Windbrecher, über die Anlage der Kanäle, über die Entfernung der einzelnen Berieselungsanlagen voneinander und über eine Unzahl weiterer Probleme. [. . .]

Im nächsten Jahr, 1970, wird die Universität zur Zeit der Zuckerernte eine große Aufgabe vor sich haben. Die Studenten der technischen Institute werden während dieser Ernte der 10 Millionen Tonnen in die Provinz Camagüey gehen und in den Zuckerzentren technische Hilfe leisten. *(Beifall.)* Andere Fakultäten werden zur gleichen Zeit andere Aufgaben übernehmen, etwa die Straßenbauingenieure, die tausende von Kilometern Straßen und Wege für die Landkarten erfassen sollen, die Architekturstudenten, die für Baupläne von industriellen Einrichtungen und Wohnungen gebraucht werden; die Biologiestudenten werden die Pinienwälder von Pinar del Rio registrieren, sie werden die weiblichen und männlichen Plus-Pinien registrieren. Es scheint sich da um eine soziale Kategorie von Pinien zu handeln, die besten Exemplare der Rasse, die besonders geeignet für die Aufforstung sind. Die Biologiestudenten haben mit bewundernswertem Eifer wochenlange Untersuchungen in den Bergen gemacht, die für unser Land von sehr großer Bedeutung sind.

Ein anderes Experiment ist das der dreißig Studenten, die sich als Terrassenbauingenieure spezialisieren und in den Bergen, in der Gegend von Cayajabos bei Pinar del Rio ihre Universität haben; dort leben sie in Zelten, dort arbeiten sie und werden gleichzeitig unterrichtet und ausgebildet. Ein gutes Beispiel für eine Universität, die beginnt, sich weit entfernt von ihrem ursprünglichen Sitz anzusiedeln.
Diese ersten Versuche zeigen uns, was wir später, wenn wir mehr Professoren haben, aus einer Universität machen können, deren Hörsäle nicht mehr in den Städten, sondern in jedem Arbeitszentrum liegen. [. . .]
Die alte klassische Universität wird als Idee und Institution einer überholten Gesellschaft verschwinden. Dafür wird die Produktion selbst die materielle Grundlage, das Laboratorium liefern, in dem alle Arbeiter ihre Spezialstudien absolvieren können.
Nur an der Entwicklung der höheren Studien wird man eines Tages unsere Revolution messen. Nicht der Ausbau unserer Landwirtschaft, der ungeheuer sein wird, nicht das alljährliche Anwachsen unserer Industrieproduktion wird darüber entscheiden, was unser Land einmal sein wird, sondern der Prozentsatz der jungen Leute, die Hochschulstudien absolvieren. Von ihnen hängt alles andere ab. [. . .]
Aber die Universität wird nicht nur mit dem Produktionsprozeß verbunden sein, sondern auch mit der Forschung.
Diese Universität verfügt schon über ein Forschungszentrum für Mediziner, die ihr Studium beendet haben, wo sehr ernsthaft gearbeitet wird. Eine Reihe von Forschungen auf landwirtschaftlichen, ökonomischen und anderen Sektoren sind in Auftrag gegeben.
Eine beachtliche Zahl von Studenten, die ihr Abschlußexamen hinter sich haben, wird für Forschungszentren ausgebildet, die in der nächsten Zeit aufgebaut werden sollen.
Die Forschung hat in unserem Land vor allem zwei Aufgaben: Informationen über das zu sammeln, was anderswo gemacht wird – wir werden nicht zum zweitenmal erfinden, was bereits erfunden worden ist –; und Forschungsarbeit für konkrete Probleme unserer Entwicklung zu leisten, das heißt, die Forschungsergebnisse anderer Länder unseren Bedingungen anzupassen.
In diesen Forschungszentren werden also theoretische Studien auf sehr hohem Niveau realisiert werden, aber es wird nicht ein Universitätsstudium im herkömmlichen Sinne sein, sondern eine zusätzliche Ausbildung von etwa einem Jahr, oder – wer weiß – vielleicht sogar länger, und zwar nur für Leute, die bereits Examen gemacht haben. [. . .]

Jetzt ist es noch nötig, von einem sehr typischen Fehler der Techniker, Naturwissenschaftler und Forscher in der kapitalistischen Gesellschaft zu reden. Sollte sich hier jemand getroffen fühlen, so bleibt ihm also immer der Ausweg, sich einzubilden, wir redeten ja nur von der kapitalistischen Gesellschaft.

Wenn in einem kleinen Ort einer allein etwas weiß, wenn es nur einen Arzt, einen Ingenieur gibt, dann hat dieses Individuum eine moralisch, sozial und ökonomisch privilegierte Position. Und daraus entstand natürlich berufliche Eifersucht, Hochmut, Eitelkeit, das Gefühl, den andern überlegen zu sein – ein einziger unter vielen zu sein.

Wieviele menschliche Beziehungen sind vergiftet, wieviel Zusammenarbeit ist vereitelt worden, wieviel Klatsch, Gerede und Widersprüche sind daraus entstanden, daß der Mensch es noch nicht fertiggebracht hat, diesen Primitivismus zu überwinden, den er in sich trägt – diesen Egoismus, diesen Individualismus, dieses Gefühl, mehr wert zu sein als die andern. Wie lange werden wir noch kämpfen müssen, um bis in die Sprachformen hinein damit fertigzuwerden und den Menschen einzuprägen, daß allein das Werk wichtig ist, das was gemacht wird, und nicht die Anerkennung, die wir erfahren, nicht die Tatsache, daß *wir* es waren, die diese oder jene Forschungsaufgabe durchgeführt, diese oder jene Idee gehabt haben.

Wenn alle Welt Kenntnisse besitzt, werden wir zwangsläufig lernen müssen, bescheiden zu denken, zu leben und zu arbeiten, ohne daß irgendjemand sich den anderen überlegen fühlt. Das ist ein Laster, das zur alten Gesellschaft gehört, und daher müssen unsere neuen Generationen dagegen kämpfen und es mit der Wurzel ausrotten.

Dies sind einige Gedanken darüber, wie wir uns heute eine Universität und eine Universitätsrevolution vorstellen. [. . .]

Patria o Muerte! Wir werden siegen!

La Habana, 13. März 1969

Aus dem Spanischen von Hildegard Baumgart

Heberto Padilla
Fünf Gedichte

Die Reisegefährtin

Sie wirft ihren Lehrgang fort
Marxismusleninismus
meine Reisegefährtin
Sie steht im Abteil
und steckt den Kopf aus dem Fenster
und fängt an zu schreien:
Da draußen schreit sie geht die Geschichte
da draußen huscht etwas vorbei
schwärzer als eine Krähe
gefolgt von einem Gestank
feierlich wie der Arsch eines Königs.

Aber ich sehe weiter nichts
als Landstraßen und Pferche
und Vieh: Stiere und Kühe
im Genuß ihres alten Kampfes.
Sie aber schreit und schreit
auf meinen Koffern sitzend
hebt ihre teerigen Stiefel hoch
und blickt mich mit ihren herrlichen Augen an
für die keine Rettung ist.

Abschied von den Bischöfen

Tuam deprecantes clementiam
Auch der Geruch der mittelalterlichen Rose
der über die Kirchentreppe hinweht
hält dem Gestank der Tornister nicht stand.
Was helfen jetzt Stola und Zingulum.

Unten erwartet Sie die Miliz, Eminenz.
Der Terrorismus, jahrhundertelang
eine Spezialität Ihres Hauses, er lebt
in der Hand des zaudernden Milizionärs.
Zitternd holt sie die Heiligen vom Altar.
Dort, sagt der Chef, kommt das Lenin-Bild hin.
Wie ein König übergeben Sie Ihre letzte Bastion:
Ihre Gewissensbisse (oder ist das Ironie?),
Ihre beleidigte Würde, Ihre gesenkten Fahnen,
und ein Bild das ein anderes Bild verdeckt:
Schrecken des Mittelalters, Aberglauben der Wissenschaft.
Unvorstellbar im katholischen Gottesreich.
Und diese Leute: früher folgten sie Ihrer Prozession.
Jetzt ist Ihr Koch Ihr Henker.
Nur die Katze ist Ihnen geblieben:
Sie droht den Eindringlingen mit dem Schweif.

Ratschlag an eine Dame

Wie wäre es wenn Sie sich abfänden mit einigen Tatsachen, so
wie Sie sich z. B. abfinden mit dem schwarzen Bauernstudenten
der da herausfordernd in Ihren Garten pißt?

Gnädige Frau, Sie ziehen die Vorhänge zu, sie verstecken
Ihr Altjungferngesicht, Sie füllen mit Hunden und Katzen
diese störrische Einsamkeit, Sie schneiden das Kabel durch
damit das Telefon aufhört durchs leere Haus zu lärmen,
Sie träumen und beißen sich in die Lippen:
Gegen die Wirklichkeit nützt das auf die Dauer kaum.

Nur Mut. Reißen Sie eins nach dem andern die Fenster auf.
Wischen Sie sich das Make-up aus dem Gesicht. Werfen Sie
Ihren Schlafrock ab. Laufen Sie splitternackt aus dem Haus.
Wenn es dämmert, legen Sie sich auf die Lauer.
Heulen Sie, was Ihre Lungen hergeben.
Der Zaun ist niedrig, ein Sprung genügt.
In den Hochhäusern schlafen die Studenten.
Wecken Sie die Studenten auf. Verbrennen Sie sich
in ihren Betten. Katze oder Eisvogel, ganz egal.

Ich wünsche Ihnen: daß Ihre Schenkel den Kampf der Widersprüche
erleuchten.
Daß ihre Zunge geschickter sei als alle Dialektik.
Daß Sie als Siegerin hervorgehen aus diesem Klassenkampf.

Eine Frage an die Frankfurter Schule

Was denkt er jetzt?
Was denkt jetzt dieser Mann da, zitternd
zwischen einer Gewehrmündung und einer Wand?

Um Antwort werden gebeten
in der angegebenen Reihenfolge
Horkheimer
Marcuse
Adorno

Der Satzbau der Frage
kann nach Belieben verändert werden:

Zwischen einer Gewehrmündung und einer Wand
was denkt er jetzt
dieser zitternde Mann

hier vor euern Augen, begraben in seiner Lebenszeit
aus der ihn bald ein Stoß schleudern wird,
ein Stoß
von dem seine Mutter sich nichts träumen ließ.

Vermutungen über G.

Was ist zu halten von einer Zeit,
in der die neuen Psychiater,
die neuen Soziologen so alt sind
wie die Niederlage oder
(wenn ihr das lieber hört)
wie der Sieg?

Nur die Greise verbreiten noch
den Gestank der Jugend.
Nach jedem Infarkt
eine neue minderjährige Mutter
mit der sie ins Bett gehn
diese glorreichen Impotenten,
während der Zwanzigjährige
die müde Studentin auszieht
und sie grasen wie Tiere
in verdunkelten Zimmern
auf einer Weide von Drogen.

Diese Psychiater sind offenbar
nicht mehr darauf gedrillt
die Welt zu justieren
sondern sie in die Luft zu jagen.
Dieser junge Soziolog zum Beispiel
dieses prächtige blonde Exemplar
zivilisiert, neurotisch, gebildet
(er bringt mir immer Zigarren mit
mein Nothelfer gegen die Rationierung)
Eines Abends in einem Wald in Österreich
hat ihn ein französischer Sergeant vergewaltigt.
Er hatte Angst kastriert zu werden.
Später, achtjährig, wurde er
zur Hure eines ganzen Regiments,
bis ihm die Flucht gelang.
Zwanzig Meilen weit ist er gerannt.

Heute schläft er mit den Weibern
von Habana, jeden Tag
eine andere, wenn es geht.
Eine ganze Schiffsladung Negerinnen
sagt er, könnte er vergewaltigen
in einer Nacht. Da helfe ihm
auch kein Analytiker mehr.
Der harte Kern des Aufruhrs,
sagt er, das seien die jungen
Kranken. Im übrigen
seien solche Bekenntnisse widerlich.

In solchen Augenblicken,
wenn die Tropenluft an den Wänden frißt,
spricht er ganz trocken. Ohne Tränen.
Ich möchte betonen:
ich achte ihn hoch.
Unruhig sitzt er vor mir
bis er zu schreien anfängt
und mit lauter Stimme verlangt
Eine Anthropologie! Eine neue
Lehre über uns selber!

Die Augen nach oben verdreht,
hochgeworfen die Arme,
ausgestreckt gegen die Decke,
den Leuchtspurgeschossen zu.

Aus dem Spanischen von Hans Magnus Enzensberger

José Yglesias
Cuba unter Fünfundzwanzig

Als ich 1960 zum ersten Mal nach der Revolution in Cuba war, sagte man mir in Habana, die jungen Kämpfer der Sierra Maestra, die inzwischen an der Regierung waren, seien froh, in Präsident Osvaldo Dorticos, einem vierzigjährigen Rechtsanwalt, ein Staatsoberhaupt in halbwegs vorgerücktem Alter gefunden zu haben. Das war kein bloßer Scherz. Fidel Castro war 31, als er vor zehn Jahren an die Macht kam; Che Guevara war 29, Raul Castro 26. Es dürfte also noch einige Zeit vergehen, bis man Fidel als Älteren Staatsmann bezeichnen kann, aber er selbst hat die Cubaner schon im vergangenen Jahr aufgefordert, sich seiner zu entledigen, wenn er alt werde. Niemand sah darin allerdings mehr als eine Bestätigung dafür (wenn es einer solchen Bestätigung überhaupt bedurft hätte), daß die Revolution eine Sache der Jugend ist, und daß die Überzeugungskraft ihrer Ideologie und der Erfolg ihrer Wirtschaftspolitik auf der Insel von der leidenschaftlichen Unterstützung durch die Jugend abhängt.

Eine andere Frage ist, ob die Generation, die seit der Revolution heranwächst, ihre Rolle nach den Regeln spielen möchte, die die immer noch jugendlichen Führer der Revolution für sie aufgestellt haben. Während der zweiten November- und der ersten Dezember-Hälfte 1968 sprach ich mit jungen Leuten (und mit älteren über die jungen) in Habana, auf der Isla de Pinos sowie in den Provinzen Las Villas und Camagüey: im folgenden werde ich von diesen Begegnungen berichten. Weiter nichts; ich habe weder eine soziologische Studie mit exakt belegten Resultaten zu bieten noch einen Roman. Außerdem habe ich – was bei der Lektüre berücksichtigt werden sollte – denjenigen, die mit dem System unzufrieden sind, vielleicht mehr Raum eingeräumt, als ihnen prozentual gebührt; ferner habe ich mich darauf beschränkt, diejenigen Gespräche und Handlungen zu notieren, die das politische Leben Cubas reflektieren.

Ich war davon ausgegangen, daß unter Jugend in Cuba die Spanne zwischen 13 und 25 Jahren zu verstehen sei, empfand diese Begrenzung aber bald als eine etwas zwiespältige Sache. Auf der Isla de Pinos z. B. sprach ich mit den Lehrern einer Spezialschule für vorbestrafte Jugendliche, die resozialisiert werden sollen – und es war ein ziemlicher Schock für mich,

festzustellen, daß die Lehrer selbst nicht älter als 20 oder 21 waren. Ein anderer Fall war der des Informationschefs beim Außenministerium, mit dem ich einen Ausflug ins Landesinnere besprach; dabei erfuhr ich, daß mein Gesprächspartner 26 Jahre alt war. Generell findet man in Cuba in der von mir gewählten Altersspanne Leute mit völlig unterschiedlichen Bildungsvoraussetzungen, Beschäftigungen und Beziehungen zur Revolution.

Einen Monat vor meiner Ankunft in Habana übernahmen die amerikanischen Zeitungen eine Meldung von Radio Cuba: Bei einer Razzia war eine größere Anzahl von Jugendlichen verhaftet worden, die die Cubaner als Hippies bezeichneten – langhaarige, ungewaschene, an regelmäßiger Arbeit desinteressierte und für cubanische Begriffe ausländisch gekleidete Jugendliche, die auf der Rampa herumgegammelt hatten (die Rampa war früher das Nachtklub-Zentrum des Vedado-Viertels in Habana). Solche Hippies hatte es auch in Cuba schon seit einigen Monaten gegeben; die Behörden griffen jedoch erst ein, als eine kleine Gruppe in eine Oberschule einbrach, dort (als Lehrmittel benutzte) Fernsehgeräte zerstörte und Che-Fotos von den Wänden riß. Daraufhin umstellte die Polizei ohne Vorwarnung das Hippie-Viertel, verfrachtete unterschiedslos alle, derer sie habhaft werden konnte, in Leyland-Busse und brachte sie aufs Revier. Wer eine feste Arbeit oder die Zugehörigkeit zu einer Massenorganisation nachweisen konnte, wurde umgehend wieder entlassen, die anderen brachte man auf Staatsfarmen, wo sie sich durch Arbeit und Ausbildung – die cubanischen Allheilmittel – rehabilitieren sollen.
Bei meinem Eintreffen war die Affäre noch ziemlich frisch; eine (wenngleich vermutlich erfundene) Anekdote in diesem Zusammenhang glossiert treffend die wirtschaftliche Situation Cubas, seine Justiz sowie die Einstellung der Bevölkerung zu beiden: In derselben Straße wie das Hotel Capri (ein Haupttreffpunkt der sogenannten Hippies) und nur wenig davon entfernt befindet sich eine Konditorei, vor der die Leute bis zu drei Stunden lang Schlange stehen, um dann für ganze 50 Centavos Kuchen zu ergattern. Aus dieser Schlange griff sich die Polizei bei der Razzia auch zwei ältere Damen, die das Revier aber bald wieder verlassen durften – und völlig unbeeindruckt von diesem Zwischenfall kehrten sie zu der Schlange vor dem Geschäft zurück und erhoben, mit Erfolg, Anspruch auf ihre ursprünglichen Plätze.
Wer die Jugend, ja wer überhaupt irgend etwas auf Cuba verstehen will, der darf nicht vergessen, daß die Insel heute die schlimmste Periode des Konsumverzichts durchsteht. Alles und jedes ist rationiert, und häufig

gibt es nicht einmal das Wenige zu kaufen, was einem auf dem Papier zusteht. Am meisten leiden die Städte unter diesem Zustand, Habana vor allem. Wer in einem Restaurant essen möchte, muß sich tags zuvor nach einem »turno« (Bon) für das Essen anstellen. Diese Knappheit in den Städten (außerhalb Habanas ist die Verpflegung reichlicher, Studenten und Landarbeiter werden gut ernährt) ist in gewisser Hinsicht künstlich: die Landwirtschaft weist steigende Erträge auf, nur wird alles, was exportierbar ist, sogar ein Teil des Fischfangs, exportiert. Mit dem Erlös werden Fabriken und Maschinen gekauft, um die Landwirtschaft auf ein wissenschaftliches und leistungsstarkes Produktionsniveau zu bringen. Eine forcierte Kapitalakkumulation findet statt, die sich nach den offiziellen Schätzungen ab 1970 auszahlen wird.
Im letzten Frühjahr wurden alle Bars und Nachtklubs geschlossen. Wenigstens die Kinos sind immer noch geöffnet, wenn es auch nur wenige Vorstellungen gibt und das Unterhaltungsangebot insgesamt mager ist. Man amüsiert sich beim Schlangestehen vor dem Coppelia, einem riesigen Straßen-Eiscafé am Rande der Rampa, wo geflirtet wird und wo die Wartenden sich die Zeit bis in den frühen Morgen vertreiben.

Auf der Suche nach den Hippies, die der Razzia entgangen waren und von denen es hieß, sie bevölkerten jetzt die Altstadt von Habana, stieß ich auf einen jungen Maler, den ich von früheren Besuchen her kannte. »Sie haben sich die Haare abgeschnitten und ziehen sich anders an«, sagte er und blieb stehen, um zwei Jungen und ein Mädchen zu begrüßen, die einigermaßen verstört reagierten, etwas murmelten und sich schnell davonmachten – offenbar ein Zeichen, daß sie nichts mit uns im Sinn hatten. In Begleitung eines 21jährigen Lyrikers, der eben sein erstes Buch veröffentlicht hatte, sowie eines Schauspielers (22), besuchten wir ein Café auf dem Domplatz, das als einzige Erfrischung Tee zu bieten hatte. Sie erzählten von den Hippies und von sich selbst.
»Natürlich sind die Hippies eine negative Erscheinung«, sagte der Lyriker, »aber andererseits sind sie lediglich die negative Antwort auf eine negative Ausgangslage. Für junge Leute ist die heutige Situation völlig repressiv, sie haben keine Möglichkeit, ihre eigenen Interessen auszudrükken, einfach keinerlei Ventil. Sie sind dauernd in Gefahr, eingezogen zu werden, und sie haben eine scheußliche Angst davor. Es gibt weder Kleider, noch Musik, noch Tanzvergnügen – und keine Befreiung von der alten, tödlichen Moraltradition. Dieses Land hat eine Revolution gemacht, aber wissen Sie, seine Moral ist noch immer und durch und durch christlich. Ist das nicht absurd?«

Der Schauspieler: »Das Dämlichste sind die ungeheuren Anstrengungen (d. h. der Regierungsstellen), Dinge am Leben zu halten, die reine Energieverschwendung sind. Ich meine erstens die sozialistischen Parolen, die uns dauernd eingetrichtert werden. Das ist völlig sinnlos und überflüssig. Als ob die Cubaner nicht geborene Sozialisten wären, Leute, die sowieso alles spontan und fröhlich miteinander teilen! Und zweitens die ganze puritanische Propaganda für ein Volk, das derartig sensibel und tolerant im Sexuellen ist. Sag einem Cubaner: Der Soundso ist homosexuell – und er wird antworten ›Ach, wirklich?‹ – und die Achseln zucken.«
Der Lyriker: »Die da oben verstehen einfach nicht, daß ein junger Mensch nicht in der Zukunft lebt. Für die Jungen zählt nur, was es jetzt, in diesem Augenblick, gibt oder nicht gibt – lauter Dinge, die Sie und ich gut entbehren können –, aber den Jungen nimmt die Revolution gerade diese Dinge weg, und bietet ihnen statt dessen Arbeit an: nichts als Arbeit, Arbeit, Arbeit! Da haben sich dann eben diese Gruppen gebildet, hier und in allen anderen Städten. Sie wuchsen ganz spontan: anarchistisch, antiintellektuell, völlig unschuldig, naiv – eine Welt für sich. Sie feierten ihre eigenen Feste, in Privatwohnungen, sogar mit polizeilicher Erlaubnis. Hier braucht man nämlich eine Genehmigung für jeden Dreck, wissen Sie –«
Der Maler unterbrach: »Übertreib nicht, du mußt bloß zum Block-Komitee gehen und Bescheid geben, daß es ziemlichen Radau im Haus geben wird.«
Der Lyriker: »Jedenfalls, sie nannten das *las fiestas de la papa:* jeder erschien kostümiert und brachte eine Kartoffel mit. Ehrlich: ich habe die Hippies gemocht, auch wenn ich selber nie hätte einer sein können.«
Der Schauspieler: »Sie verstehen – uns vier hier hätten die Jungen niemals akzeptiert. Allein die Tatsache, daß wir ein Buch lesen, oder eins geschrieben haben – das reicht schon.«
Der Schriftsteller: »Sie waren so naiv, daß sich eine Gruppe sogar *El Tercer Mundo* nannte – als ob sie irgendeine Ahnung von der Dritten Welt und ihrer politischen Bedeutung gehabt hätten. In Wirklichkeit wußten sie gar nichts, sie fanden bloß, daß der Name zu ihnen passe. Ich war eine ganze Weile mit ihnen zusammen, weil – na, aus einer ganzen Reihe von Gründen.«
»Er meint: wegen der sexuellen Freiheit«, erläuterte der Maler.
Der Lyriker: »Na schön, wegen *desahogo* also, um meine Freiheit zu haben. Ich will gar nicht von der Knappheit und vom Schlangestehen reden. Materielle Dinge sind mir egal, ich will bloß meine Freiheit haben – die Freiheit, ich selber zu sein.«

Nach dieser Erklärung stockte das Gespräch etwas. Es dunkelte, und der Domplatz, der hauptsächlich vom Mond erleuchtet wird (weil Strom gespart wird), sah silbern und klar aus. Wir hörten, wie sich ein Fenster öffnete, dann klatschte Wasser auf das Pflaster, wir mußten lachen: diese alte afrikanische Sitte, Wasser aus dem Fenster zu schütten, um die bösen Geister fernzuhalten, solange die Familie schlief, wurde tatsächlich noch immer befolgt. Ebenso überraschend war der plötzliche Ausbruch unseres Dichters: »Ich werde nie und nimmer zum Anti-Kommunisten werden, verstehen Sie. Ich bin und bleibe Sozialist und Revolutionär!«

Zwei Tage später diskutierte ich noch einmal über die Hippies (das Wort wird hier Ihpis ausgesprochen) – meine Gesprächspartner unterschieden sich von den ersten allerdings ebenso beträchtlich wie der Domplatz vom Ort der zweiten Unterhaltung. Sie fand auf der Isla de Pinos statt, einer Insel so groß wie die Provinz von Habana, in deren Süden sie liegt. Hier ließ sich Robert Louis Stevenson zu seiner *Schatzinsel* inspirieren, auch Hart Crane liebte die Insel sehr. Seit Anfang 1967 wird sie von den Zeitungen nur noch Die Insel der Jugend genannt. Damals begann die Regierung ein Entwicklungs- und Siedlungsprogramm anzukurbeln, das sie zur ersten kommunistischen Gemeinde Cubas machen soll. Vorher hatte man sich kaum um die Insel gekümmert, lediglich einen Großteil der Streitkräfte dorthin verlagert, in der Annahme, die USA würden ihre Invasion dort und nicht in der Schweinebucht beginnen.

Auf der Insel (die die Amerikaner erst 1925 an Cuba zurückgegeben haben) lebten früher nie mehr als 7000 Menschen. Die Citrushaine stammen noch aus den Zeiten der Amerikaner, die inzwischen alle die Insel verlassen haben. Das Entwicklungsprogramm geht auf einen Vorschlag der Jungkommunisten zurück. Sie schafften es, vor allem aus den Provinzen von Habana und Oriente, 42 000 junge Volontäre für eine zweijährige Arbeitszeit zu verpflichten. Das Land ist hügeliger als Florida, der Horizont von Bergen gebrochen, aber genau wie in Florida sind die Bedingungen für den Anbau von Citrusfrüchten und für Viehzucht ideal. Fleisch und Obst sind nicht nur in den sozialistischen, sondern auch in den kapitalistischen Ländern Europas gefragt, und Cuba bemüht sich verzweifelt, harte Devisen zu verdienen, um seine Importe an Maschinen, Lastwagen und Bussen zu bezahlen. Die endlosen Baumreihen in den neuen Plantagen und die Viehherden nehmen sich – zwei Jahre nach dem Start des Programms – schon heute eindrucksvoll aus. Was hier geerntet wird, taucht allerdings in den Läden des Mutterlandes nicht auf: in den Verarbeitungs- und Verpackungsanlagen benutzt man gleich englisch oder französisch beschriftete Kartons. Die Maschinen, die den fürs kommende

Jahr geplanten und enorm gesteigerten Ertrag abfertigen werden, wurden in Italien gekauft.
Als die jungen Leute hier ankamen, mußten sie zunächst unter einem halbmilitärischen Reglement leben, aber obwohl sie noch immer in Baracken hausen, gibt es heute keine Beschränkungen mehr für ihr Kommen und Gehen. Diejenigen, die sich nicht an Disziplin und harte Arbeit gewöhnen konnten, sind längst wieder verschwunden; geblieben sind ausgesprochen enthusiastische junge Leute, die der Insel das kraftvolle Ambiente einer Pioniergesellschaft verleihen. »Natürlich sind sie glücklich«, versicherte mir der Chauffeur, der mich auf der Insel herumfuhr. »Hier gibt es keine Eltern, die ihnen dauernd Vorschriften machen, und – sie haben sexuelle Freiheit!« Essen, Wohnen, Kleidung und Verkehrsmittel sind frei, und ihre Löhne (60 bis 80 Pesos, je nach Zahl der Angehörigen) geben sie für Kino, Restaurants und Eis in Nueva Gerona aus, der Haupt- und Hafenstadt, die sich nach Aussage der älteren Bewohner völlig verändert hat.

Anfang 1967 nämlich benutzten die jungen Leute ihre freien Nachmittage und Abende – nach zehn bis zwölf Stunden Feldarbeit – dazu, in Nueva Gerona einen Park anzulegen, ein Theater zu bauen, eine Coppelia-Eisdiele und Restaurants – alles in freiwilligen Sonderschichten. Heutzutage halten sich fast alle von acht bis elf Uhr abends in einer Schule auf, um sich weiterzubilden, und zwei der jungen Männer, mit denen ich unter anderm auch über die Hippies von Habana diskutierte, waren Lehrer in diesen behelfsmäßigen, schlecht beleuchteten Klassenzimmern.
Ich traf die beiden, als ich am Spätnachmittag von Nueva Gerona aus südwestlich nach El Colony (dem Motel, in dem ich wohnte) zum Abendessen fuhr. Sie standen als Anhalter bei einem Wegweiser, der links nach Argelia libre, einer der neuen Kollektiv-Farm-Städte, zeigte. Ich nahm sie nach El Colony mit, wo sie Wäsche für ihre Lehrergruppe abholten, die in Argelia Libre übernachtete; die Belegschaft des El Colony hatte sich bereiterklärt, ihre Sachen regelmäßig zu waschen. Vom Motel konnten sie mit einem Bus zurückfahren, der gegen halb acht Uhr eine Runde durch diesen Teil der Insel machte, um die Studenten zu befördern, deren Schulräume in Argelia Libre liegen.
Wir saßen am Swimming-Pool des Motels, unterhalb dessen eine kleine Privatbucht liegt. Ursprünglich war all das für ganz andere Gäste gedacht gewesen; denn das Motel, dessen Bau 1958 beendet worden war, hatte zum größten Teil Batista gehört und war als exklusives Spielcasino geplant – als Ergänzung zu einer nahegelegenen Abtreibungsklinik. Die beiden Lehrer, Pablo Jesús Suárez (23) und Luis Cartaya (19), absolvierten

gerade ihr letztes Jahr an der *Esculea Obrero-Campesino* und wollten sich im nächsten Jahr an der Universität von Habana immatrikulieren, um Medizin bzw. Chemie zu studieren. Für die Zwischenzeit waren sie mit ungefähr 80 anderen E. O. C.-Studenten und ihren eigenen Lehrern hierher gekommen, um tagsüber zu studieren und abends zu unterrichten.
Die E. O. C.-Schulen sind ein Teil der vielfältigen Erziehungsprogramme der Regierung. Die Hauptaufgabe dieser Schulen sind nach wie vor die Abendkurse für Arbeiter, aber in den letzten zwei Jahren gibt man den jeweils besten Schülern die Möglichkeit, ganztägig zu studieren; als Stipendium wird ihnen ihr bisheriger Lohn fortgezahlt. Pablo Jesús und Luis waren solche Studenten, beide kamen aus Habana, Pablo Jesús aus einer kleinbürgerlichen, Luis aus einer Arbeiterfamilie.
Beide glaubten, bei den Hippies gäbe es einen konterrevolutionären Kern, der andere, naivere Jugendliche, die sich eigentlich nur für Kleidung und amerikanische Musik interessierten, anziehe und korrumpiere. Sie erzählten, daß die Hippies den Neulingen Mädchen zum Schlafen und Marihuana anböten. Ich fragte meine neuen Bekannten, ob es sie nicht störe, daß diese Jungens von der Polizei eingesammelt und in Arbeitslager verfrachtet werden, ohne Möglichkeit, sich etwa vor einem Gericht zu verteidigen. Die Antwort war Nein: sie *wußten*, daß die Behörden gerecht und durchaus imstande seien, die Kriminellen von den bloß Verführten zu trennen, die schädlichen von den unschuldigen Personen. »Sehen Sie«, sagte Luis, »eine Freundin von mir wurde auf der Rampa einkassiert. Sie trägt gern superkurze Röcke, aber sie arbeitet und hält überhaupt nichts von der Hippie-Ideologie, na und sowie sie sich ausgewiesen hatte, entschuldigte man sich bei ihr und ließ sie gehen.«
»Wir kommen nur weiter, wenn wir arbeiten«, sagte Pablo Jesús. »Arbeit ist alles.«

Ich besuchte eine Spanisch-Klasse, in der sich einige der jungen Leute auf die Prüfungen zum Hochschulexamen vorbereiteten. Das Grün an den Wänden war schon ziemlich verwaschen, die Glühlampen an der hohen Decke waren schwach, was auf der Tafel stand, konnte man kaum lesen, und Lehrbücher gab es nicht. Der Lehrer las also laut vor oder schrieb die Ausspracheregeln, die an diesem Abend durchgenommen wurden, an die Tafel, von wo sie die Schüler mit großer Sorgfalt abschrieben – mit sorgfältig gehüteten Bleistiften (in Cuba ist alles knapp) in schmierige Notizbücher. Die Lehrmethode war altmodisch (Regeln und Beispiele, mechanisches Auswendiglernen), aber keiner der Schüler, die schließlich den

ganzen Tag hart gearbeitet hatten (einige als Cowboys), mußte auch nur einmal ein Gähnen unterdrücken. Der Klassenraum wirkte wie ein moralistischer Öldruck des 19. Jahrhunderts: Abe Lincoln studiert die Gesetze im Schein eines Holzfeuers.
Die Lehrerin, eine klassische lateinische Schönheit, war nicht älter als ihre Schüler; und obwohl sie während des Unterrichts manchmal in einen altertümlich schulmeisterlichen Ton verfiel, war ihre Grundhaltung doch die offene, gleichberechtigte Haltung der cubanischen Revolution. »Von dem was wir gestern durchgenommen haben«, begann sie die Stunde, »scheinen einige der *compañeros* den Begriff des Synonyms nicht ganz mitbekommen zu haben.« Und jedesmal, wenn sie im Verlauf des Abends irgendwelche Zweifel auf irgendeinem Gesicht entdeckte, unterbrach sie und fragte: »Hast du's kapiert, *compañero*? Ganz bestimmt?« Nach dem Unterricht ging ich zu ihr und sagte ihr, wie gut es mir gefallen hätte. »Wirklich?« fragte sie und freute sich sehr. »Wir haben so eine riesige Verantwortung, es soll sich doch lohnen ... Die meisten von den Jungen gehen schon um sechs Uhr früh zur Arbeit.«
In der Mathematik-Klasse von Pablo Jesús gab es auch ältere Männer, die sich mit ihren Familien in Argelia Libre angesiedelt hatten. An diesem Abend rekapitulierten sie den Stoff der letzten Monate nochmals für einen größeren Test am nächsten Tag. Pablo Jesús kündigte ihnen an, daß sie heute Addition, Multiplikation und Dividieren wiederholen würden. Ein Neger in mittleren Jahren rief: »Maestro, Sie tun wirklich alles, was Sie für mich tun können, denn ich kann nicht behaupten, daß mir die Sache völlig klar ist.« Um elf bot Pablo Jesús denjenigen, die weitermachen wollten, an, noch eine Stunde zu bleiben, um dann mit dem letzten Bus, der um Mitternacht aus Nueva Gerona kam, nachhause zu fahren. Drei oder vier blieben, wir anderen nahmen den Bus, mit dem wir auch gekommen waren.

Am Morgen des nächsten Tages hatte unser Auto glücklicherweise eine Panne, genau vor einem Camp, das La Patria (Heimat) heißt. Seine Bewohnerinnen arbeiteten alle in einer Baumschule weiter unten an der Straße. So begegnete ich Ana García, einer der *Verantwortlichen.* Sie war eine Witwe Ende zwanzig – also relativ alt für die Isla de Pinos. Wir gingen zu der Baumschule hinüber, und sie, voller Stolz auf ihr Pfropfmesser, zeigte mir, wie man Grapefruit- und Limonenschößlinge auf bittere Orangenstämme pfropft. Um uns erstreckten sich weite Felder mit schnurgeraden Reihen junger Pflanzen, die bis zu einem Hügel reichten, auf dem ein altes Haus war. »Das ist El Abra«, sagte sie, wobei sie

offensichtlich voraussetzte, daß ich Bescheid wußte: José Marti war in diesem Haus unter Arrest gehalten worden, weil er, damals noch Student, zu jung war, um ins Gefängnis zu kommen. »Es gibt keine Gefängnisse mehr auf der Insel, wissen Sie.« Sie griff sich an den Kopf und sagte, als ob es da einen Zusammenhang gäbe: »Für meine Begriffe habe ich noch nicht mal angefangen, soviel für die Revolution zu tun, wie sie für mich getan hat.«

Ana war aus Habana, ebenso wie Luisa Herrera, eine ehemalige Stenotypistin und Büroangestellte, die ich in der Molkerei »Kampf um Saigon« traf. Sie war 23, geschieden, ihr einjähriges Kind lebte bei ihren Eltern in der Stadt, und sie selbst hatte nicht die Absicht, die Insel jemals wieder zu verlassen – »außer natürlich, wenn ich anderswo gebraucht werde«, wie sie, eine gute Jungkommunistin, hinzufügte. Wir saßen auf dem Zaun, der den Melkschuppen umgab, und warteten auf die Cowboys; Luisa trug ein Polohemd, Hosen und hohe Gummistiefel und dazu silberne Armreifen. Der Schuppen war saubergemacht, das Futter in den Trögen, und sie hatte Zeit, mit mir zu reden.

Ich brachte sie dazu, über die Razzia auf die Hippies zu sprechen. Sie mußte lachen. »Wissen Sie, wir waren alle hier, als wir es hörten, und alle sagten: Na endlich! Ich weiß, daß diese Art Kleider, daß diese Art Frisur, und die Weigerung, einen Schlips zu tragen – daß all das in kapitalitischen Ländern eine Art Protest gegen die Bourgeoisie ist, gegen diese überkorrekte bourgeoise Kleidung. Aber wogegen wollen sie hier protestieren? Gegen den Krieg in Vietnam? Dafür gibt es genügend andere Gelegenheiten. Arbeiten, arbeiten, das ist der einzige Weg, auf dem man sich selbst und die Gesellschaft und die Revolution weiterbringen kann. Außerdem ziehen sich unsere Männer wie Männer an: einen Gürtel eng um die Taille und saubere Kleider – so mögen wir sie.«

Aber was Luisa wirklich interessierte, waren Kühe: die spezifischen Merkmale von Holsteinern und Cebus, die verbesserte Qualität der Fleisch- und Milchproduktion, die man durch die Kreuzung der beiden Rassen erzielen konnte; warum man die Cebukälber zum Säugen an das Muttertier festbinden muß, und wie ungeheuer schnell ein Kalb seine Mutter aus der Herde herausfindet. »Dabei weiß nicht einmal ich, welches Kalb zu welcher Kuh gehört!« Der Verwalter, ein junger reinblütiger Schwarzer, kam dazu, und als er sie so fröhlich sah, begann auch er zu strahlen. Einmal legte er ihr die Hand aufs Knie, dann den Arm um die Schultern; sie wandte sich ihm zu, lächelte ihn an, alles ganz unbewußt: sie waren Freunde. Für ein weißes Büromädchen aus Habana ist das auch heute noch ungewöhnlich.

Luisa freute sich, daß ich Los Internados de Pino Alto (das Internat der Pino Alto-Schule) besuchen würde, denn viele der 347 dort lebenden Jungen (im Alter von 14 und 15 Jahren) waren früher mehr oder weniger asoziale Straßenkinder in Habana gewesen – Schuhputzer, Zeitungsverkäufer, Jungens ohne Familie; und sie war überzeugt, daß man auch die Hippies dahin kriegen konnte, wo diese Jungen heute waren. Der Torbogen über dem Eingang und die kleine Wachstube bei der Schule waren die einzigen Anzeichen einer Besserungsanstalt, aber eigentlich wirkten sie eher dekorativ. Die Inschrift auf dem Torbogen hieß »Schmiede der Zukunft«, und die beiden Wachhabenden waren Schüler; der eine von ihnen unterbrach die Lektüre eines Romans von Selma Lagerlöf, um das Seil, das über die Straße gespannt war, wegzunehmen. Auf dem Gelände gab es Sportplätze, Blumenbeete und niedrige barackenähnliche Gebäude, die man weiß gestrichen hatte. Die Schule wird im Auftrag des Erziehungsministeriums und der Armee betrieben. Ihr Direktor war Leutnant Roberto Alvarez García, ein 33jähriger Sierra-Maestra-Veteran, und seine Stellvertreterin, Isabel Otero, eine 21jährige Makarenko (den Namen dieses früheren sowjetischen Pädagogen gibt man jungen Leuten, die in einem fünfjährigen Sonderlehrgang zu Schullehrern ausgebildet worden sind). Ich fragte sie sofort nach den »Vikings«, eine Bande von Jugendlichen, die in diese Schule gekommen waren, und Isabel runzelte die Brauen, um anzudeuten, daß sie es mit ihnen nicht leicht gehabt hatte. »Zuerst rissen sie fortwährend aus, und wir mußten sie immer wieder aus den Wäldern holen –«, aber der Leutnant unterbrach sie: »Hör mal, denen fehlte weiter nichts als Liebe. Schon dieser Bandenname – Vikings – klingt viel schlimmer, als sie waren; genau betrachtet stellten sie nicht viel mehr an als andere Jungens auch.«

Isabel lachte und der Leutnant wiederholte: »Sie sind ganz prima.«

»Ja, das sind sie«, sagte Isabel. »Sie kommen mit ihren ganz persönlichen Sorgen zu uns. Sie nennen uns Mama und Papa.«

Ich sah den Leutnant erstaunt an, und er nickte; und ich konnte mir gut vorstellen, daß ein revolutionärer Guerrilla wie er eine überzeugende Vaterfigur abgab. Auf das, was mich dann in der sechsten Klasse erwartete, war ich allerdings gänzlich unvorbereitet: da saßen lauter Musterbeispiele für gutes Benehmen und Aufmerksamkeit. Und zwar nicht etwa meinetwegen, denn ihre sorgfältig in Zeitungspapier eingeschlagenen Bücher waren in ebenso vorbildlichem Zustand wie ihre Hefte für die Hausaufgaben.

Anderntags begegnete ich Isabel Otero zufällig in Nueva Gerona; sie war auf dem Weg nach Habana und wurde von Mario Benitez begleitet, einem

21jährigen Schwarzen, der für die sechste Klasse verantwortlich war. »Ich bin kein Lehrer, ich lebe einfach mit ihnen und berate sie so ein bißchen«, sagte er. »Wir waren 120 Leute, als wir 1967 mit 1500 dieser Jungen hier auf die Insel kamen. Jetzt werden nur noch 28 von uns gebraucht.«
Ich holte eine Frage nach, für die sich in der Schule keine Gelegenheit ergeben hatte: Ob sie es nicht für notwendig hielten, in den Stundenplan dieser heranwachsenden Jungen Kurse oder Lektionen über Sexualität einzubauen. Isabels Lächeln zeigte mir, daß ich eine ungewöhnliche Frage gestellt hatte, aber auch eine, die ihr gefiel. Sie stimmte mir zu. Mario dagegen stellte sich taub, also stellte ich meine Frage noch einmal ausführlicher: »Wenn die Jungen doch mit allen Sorten Fragen zu Ihnen kommen – glauben Sie nicht, daß ihnen eine wissenschaftliche Erklärung, die nicht drumherum redet, helfen würde?« Isabel blickte einfach geradeaus. Mario stützte seinen Kopf in die Hand, starrte auf den Boden und grinste mich dann von der Seite an: offensichtlich war er fest entschlossen, diese Frage nicht in Anwesenheit eines Mädchens zu diskutieren.

In Habana besprach ich einen Tag später dasselbe Problem mit einer Musiklehrerin des Cubanacán. Das ist ein Komplex von Kunstschulen, der in den Gebäuden des ehemaligen luxuriösen Country-Clubs untergebracht ist. Sie ist eine bekannte Komponistin, schreibt fast ausschließlich elektronische Musik, wirkt sehr intellektuell und sehr offen. »Natürlich müßte es Sexualunterricht geben, sie werden zusammengesteckt, und zwar für Jahre, und in ihren Körpern kocht es. Man müßte mit ihnen über Homosexualität reden – Gott weiß, wieviele lesbische Verhältnisse es auf der andern Seite gibt. Ich habe das mal mit dem Direktor besprochen, aber wenn solche Kurse eingerichtet werden, nehmen die Eltern vielleicht ihre Kinder von der Schule. Eine blödsinnige Situation! Neulich waren ein paar Schweden hier, in Sandalen, bärtig, unerhört radikal und politisiert, und ich habe mich mit ihnen darüber unterhalten, denn an ihren Fragen nach meinen Kompositionen merkte ich, daß sie sich überhaupt nicht für Musik, sondern ausschließlich für Soziologie interessierten. Ich sagte ihnen also, daß Sexualerziehung dringend notwendig sei, schon allein um die Homosexualität zu bekämpfen. Aber das hielten sie für ein *kleinbürgerliches* Vorurteil von mir – schließlich ginge es mich nichts an, wer an welcher Art von Sex Spaß hätte. Stellen Sie sich vor – *kleinbürgerlich* – so nannten sie mich.« Sie lachte herzlich und setzte hinzu: »Natürlich haben sie recht.«
Nachts traf ich einen jungen Mann, der sich unbedingt mit mir über sexuelle Vorurteile unterhalten wollte. Ich stand um ein Uhr früh in der

Schlange vor der Coppelia-Eisdiele, die einen ganzen Straßenblock einnimmt, und stellte fest, daß das Flirten viel differenzierter war, als ich es mir vorgestellt hatte. Ein junger Mann, dem man seine 25 Jahre nicht ansah, musterte intensiv meine Schuhe, meine Hosen und die Windjacke, bevor er sagte: »Wissen Sie, ich gehöre zu denen, die das mögen, Kleider und so.« Seine eigenen Hosen waren ziemlich eng. »*Son cubanos pero yo los enfermé*«, sagte er, was wörtlich übersetzt heißt: »Es sind cubanische, aber ich habe sie krank gemacht«; von den jungen Männern, die eine Vorliebe für enge Hosen haben und etwas zuviel Wert auf ihre Kleidung legen, sagt man, sie hätten *la enfermedad*, die Krankheit. Ich hatte schon davon gehört, daß einige sich angewöhnt hatten, ihre Hosen nachmittags, sowie sie aus der Schule kamen, ganz eng abzuheften; am andern Morgen wurde dann die ganze Weite wieder rausgelassen. Mein Gesprächspartner war Inspektor der Mittelschul-Klassen in Pinar del Rio, er machte Ferien in Habana. 1959 hatte er mit einem ungeheuren Enthusiasmus für die Revolution angefangen, hatte den Sonderlehrgang für Schullehrer mitgemacht und war zweimal »verdienter Arbeiter« in seinem Schulbezirk gewesen. »Vor der Schlußprüfung arbeiteten wir einen Monat in der Sierra, und dann kam Fidel zur Abschlußfeier. Das war schön!« Er seufzte. »Früher war ich Methodist, heute glaube ich an gar nichts mehr.« Ich wartete. »Wenn man an sexuelle Freiheit glaubt – na ja.«

»Glauben Sie denn nicht an die Revolution?«

»Ich bin nicht dafür, ich bin nicht dagegen. Eine erfolgreiche Konterrevolution wäre allerdings ein Unglück für unser Land. Aber der Verlust an Spontaneität hier . . . Alles ist hier organisiert.«

»Haben die Homosexuellen es schwer?«

Er sah mich kurz an. »In einer Position wie der meinen muß man eben so tun als ob. Um meinen Job gut zu machen, müßte ich eigentlich mit ganzem Herzen an die Revolution glauben.« Dann kam er auf meine Frage zurück. »Die Homosexualität breitet sich immer mehr aus, vielleicht, weil sie so stark bekämpft wird – sie zieht junge Leute an, wie alles, was verboten ist. Heute sind die Homosexuellen viel abgebrühter als früher, besonders die, die in den UMAP's waren« (diese Arbeitslager für »asoziale Elemente« wurden 1967 abgeschafft); »sie sagen, etwas Schlimmeres könnte ihnen gar nicht mehr passieren.« Er hatte gehört, das Innenministerium unterhalte einen Trupp ausgesucht hübscher Strichjungen, die mit Männern schliefen, um sie dann einsperren zu lassen; außerdem siebe man an den Universitäten, vor allem in den medizinischen Fakultäten und den Kunstakademien, die Homosexuellen aus. »Es ist sehr schwierig, auf eine Universität zu kommen. Es gibt mündliche Aufnahmeprüfungen, in de-

nen sie sich alle erdenkliche Mühe geben herauszufinden, ob man wirklich die Art von Revolutionär ist, die sie haben wollen. Sie stellen ganz merkwürdige, überraschende Fragen, z. B.: ›Beschreiben Sie einen durchschnittlichen Tag ihres Lebens, der zwanzig Jahre zurückliegt.‹«

Am folgenden Tag – ich wartete in der Halle des Habana Libre (dem ehemaligen Hilton) auf einen Freund, der zwei Stunden zu spät kam (auch das hat die Revolution nicht ändern können) – begann ich eine Unterhaltung, die auf dasselbe Thema hinauslief, und zwar mit Manuel Mariño, 19, einem höheren Mathematik-Semester an der Habana-Universität, der auf seinen Vetter wartete.

Mein Gespräch mit Manuel kam durch eine Ausgabe des *Pensamiento Crítico* in Gang, einer Zeitschrift für Wissenschaftspolitik, Philosophie, Psychologie und Soziologie. Er las darin und merkte, daß ich mich für das Heft interessierte. »Diese Nummer war sofort weg«, sagte er. »Die ganze Universität stürzte sich drauf, und nach ein paar Stunden waren alle Exemplare verkauft. Mich interessiert besonders der Strukturalismus-Artikel von Jean Guisinier.« Er gab mir das Heft: es enthielt Artikel von Martin Nicolaus, Henri Lefèbvre und ein Interview mit Roland Barthes. Es stellte sich heraus, daß Manuel sich auch für Film, Theater und Literatur interessierte.

Die Studenten gehen deshalb soviel ins Kino und ins Theater, weil sie freien Eintritt haben. Das Kino gegenüber dem Hotel hatte den Donnerstag für freie Studentenvorstellungen reserviert. Auch für Ballett und Schauspiel gibt es jetzt leichter Karten. »Sie werden nicht mehr nur an Musterschüler ausgegeben«, erklärte Manuel »sonst würde nämlich ein Privileg für die *militantes* daraus. Jetzt bekommt jeder Karten, der sich dafür interessiert.« Ebenso wie die Arbeiter auf der Isla de Pinas bekommen die Studenten alles unentgeltlich und erhalten außerdem noch ein monatliches Taschengeld von 18 Pesos.

Ich erzählte, was ich über die Immatrikulationsschwierigkeiten gehört hatte, über das Aussieben von Homosexuellen und darüber, daß es noch vor zwei Jahren üblich gewesen sei, in offenen Klassenversammlungen Konterrevolutionäre und Homosexuelle aus den Reihen der Studenten auszuschließen. »In dieser Form gibt es das jetzt nicht mehr«, sagte Alejandro. »Jetzt gibt es ein studentisches Fakultätskomitee, das Disziplinarverfahren abwickelt.« Er verstummte und fuhr dann leiser fort: »Sehen Sie den Kerl in dem weißen Hemd, der gerade vorbeigekommen ist? Er ist homosexuell. In unserem zweiten Universitätsjahr wurde er angeklagt und gestand alles. Er hätte in einer anderen Fakultät weiterstudieren

können, aber er verzichtete. In unserer Klasse gibt es zwei oder drei – ja drei – Homosexuelle, die auch als solche bekannt sind, und die trotzdem weiterstudieren. Allerdings wird man sie nie auf die Patienten loslassen, sie müssen in die Forschung gehen oder irgendwas anderes machen.«
Er merkte, daß ich ziemlich reserviert blieb, und fügte hinzu: »Ich weiß nicht, ob sie geheilt sind – man weiß ja überhaupt sehr wenig über Homosexualität, die Forschung nimmt sich ihrer gerade erst an – aber es sind weder unmoralische noch anstößige Leute. Trotzdem bekommen sie keine Stellung, die sie in enge Berührung mit anderen Personen bringen könnte ... Sie verstehen?«

Ich war froh, als ich in Habana ein Mädchen traf, das aufgrund besonderer Umstände für sein Alter (17) wesentlich mehr Selbstbewußtsein hatte und artikulieren konnte, wie weit die Revolution sie beeinflußt hatte. Celia war in New York als Kind cubanischer Eltern geboren, die die Insel lange vor der Revolution verlassen hatten, und obwohl sie jedes Jahr einmal dorthin zurückgekommen waren, lebten ihre Mutter und sie erst seit 1964 wieder endgültig hier. Ihre Mutter war Bühnenbildnerin und arbeitete Off Broadway. Damals hatte sie im Village gewohnt, in der Nähe der Kreuzung Mac Dougal und Bleecker Street. Sie war in Begleitung ihrer besten Freundin, einer Jungkommunistin namens Marta, die dieselbe Schule wie Celia besuchte.
»Als ich 1964 nach Cuba kam, war ich voller Enthusiasmus, der von meinen früheren Besuchen nach der Revolution stammte«, begann Celia zu erzählen. »Ich wollte unbedingt zu den Pionieren und dann zu den Jungkommunisten. Es gab nichts, was ich nicht getan hätte – und so war das mindestens zwei Jahre. Heute sehe ich eine Menge Dinge ziemlich kritisch, genau wie Marta, obwohl wir uns natürlich über ein paar Punkte gar nicht einig sind und ziemlich streiten, z. B. über die freiwillige Arbeit.«
»Da hast du einfach unrecht«, sagte Marta.
»Man stopft alle diese Mädchen zusammen in eine Baracke, und Sie können sich nicht vorstellen, wie unerträglich das schon innerhalb einer Woche wird. Zuerst fand ich es als Experiment ganz gut, aber heute nicht mehr. Zumindest müßten diese sturen Methoden abgeschafft werden. Wenn alles etwas freizügiger wäre – so wie auf der Isla de Pinas, wo man sein eigenes Leben leben kann, wenn die Arbeit vorbei ist – das wäre etwas anderes. Aber nein, überall gibt es Vorschriften, immer ist man unter Aufsicht. Das wird bis ins Extrem getrieben. Ich hasse Extremismus jeder Art.«
Eine Extremistin, in deren Beurteilung beide übereinstimmten, ist ihre

Schuldirektion, eine Zuchtmeisterin der alten Schule. Einmal befahl sie Celia und ihre Freundin in ihr Büro und suspendierte sie kurzfristig, weil – »Sie müssen wissen, ich bin 17!« – sie dabei ertappt worden waren, wie sie im Park gegenüber geraucht hatten. Marta berichtete, daß sich sogar die Jungkommunisten in ihrer Gruppe mit dieser Angelegenheit befaßt hatten, aber es passierte nichts. »Vermutlich bin ich aus Altersgründen so widerspenstig«, sagte Celia, »ich weiß schon. Ich kann diese Vorschriften und Ermahnungen einfach nicht ausstehen. So geht es allen – was nicht heißen soll, daß wir nicht ernsthaft studieren, aber schließlich sind wir jung und wollen uns auch amüsieren.« Marta nickte dazu.
Beide hatten Freunde unter den Jungen, die sich auf der Rampa herumtrieben; nicht gerade unter den hartgesottenen Hippies, aber sicher welche, die ähnliche Ansichten über Arbeit und Kleidung vertraten. Trotzdem waren beide einverstanden, daß man die Hippies einkassiert hatte. Auch Marta war in dieser Nacht geschnappt worden. »Bei dieser Gelegenheit habe ich eine Menge über sie gelernt. Ich war ziemlich entsetzt, was für Obszönitäten die sich erzählten, und daß man aus allem ihren Haß auf die Revolution heraushörte. In dem Raum, in den sie uns auf dem Polizeirevier steckten, machten zwei Frauen vor unsern Augen die Liebe miteinander, und ein anderes Mädchen erzählte mir dauernd, sie sei bisexuell, und es wäre ihr völlig egal, mit wem sie schliefe. Als sie uns schließlich verhörten und ich meinen Personalausweis vorlegte – aus dem hervorgeht, daß ich den Jungkommunisten angehöre –, ließen sie mich gehen, ohne weitere Fragen zu stellen.«
Trotz aller Einschränkungen, findet Celia, überwiegt das Positive an der Revolution das Negative bei weitem. »Meine Schule hier ist unvergleichlich besser als die Public School Nr. 3 in Greenwich Village – dort mußte ich mich zwischen den Banden von Italienern und Puertoricanern hindurchmanövrieren, um einigermaßen sicher zu sein. Vielleicht werde ich Cuba eines Tages verlassen (ich kann für nichts garantieren), aber augenblicklich gefällt es mir hier noch immer sehr gut.«
Celias Mutter hörte uns die ganze Zeit ruhig zu, und ich stand schließlich auf, um mich zu verabschieden, weil es Zeit zum Essen war. Ich hatte gelernt, Einladungen zum Essen abzulehnen: dabei konnte man jemandem unabsichtlich die ganze Wochenration Fleisch wegessen.

Während der nächsten drei Tage in der Provinz Camagüey traf ich eine ganze Menge von jungen Leuten, die keinerlei Fragen stellten: die selbstlosesten und ergebensten Helfer der Revolution und ihrer alltäglichen Aufgaben. Sie gehörten zu den 40 000, die sich freiwillig für *La Columna*

Juvenil del Centenario gemeldet hatten (»Die Jugendkolonne der Hundert Jahre«; so genannt, weil der erste Aufstand gegen die Spanier 1868 stattfand). Gleichgültig, welche Aufgaben ihnen gestellt würden, wollten sie zwei Jahre auf dem Land bei Camagüey arbeiten. Sie lebten unter quasi-militärischen Bedingungen, und in jeder Baracke gab es ein selbstgestaltetes Anschlagbrett: Che gewidmet – der Che war für sie das anspornende Beispiel.

Ursprünglich hatte die Armee das Projekt vorgeschlagen und es im letzten Frühjahr in Angriff genommen, indem sie zeitweilig bis zu 40 000 Rekruten dort stationierte, die inzwischen durch ebensoviele Zivilisten, junge Männer und Frauen, ersetzt worden sind. Mehrmals in der Woche arbeiten alle Stadtbewohner in ganz Cuba auf den umliegenden Feldern, wo sie Getreide anbauen, das ihre Ernährung sicherstellen soll; aber die eigentliche Hoffnung, eines Tages die Rationierung überflüssig zu machen (und die Grundproduktion weiterhin exportieren zu können), wird in die *Columna* gesetzt. Ich fragte unzählige Mitglieder der *Columna,* warum sie hierher gekommen waren, und versuchte, meine Frage so persönlich und pragmatisch wie irgend möglich klingen zu lassen. Die stereotype Antwort war: »Weil die Revolution uns braucht«, sie wurde weder prahlerisch noch automatisch gegeben; sie kam im liebenswürdigen, unpathetischen Tonfall des cubanischen *campesino.*

Die *Columna*-Leute sind denen auf der Isla de Pinos in vielem ähnlich, nur sind sie keine Siedler und bekommen deshalb keinen Boden zugewiesen, den sie roden müssen, und bauen keine Städte, um darin zu wohnen: sie stellen das landlose Proletariat des Kommunismus dar, das in der Landwirtschaft arbeitet. Das Bataillon 92 der 5. Division, etwa zwanzig Meilen von Camagüey entfernt stationiert, war seit seiner Aufstellung im Juli schon mehrfach verlegt worden; im letzten Monat hatte es für eine kleine Zuckermühle in der Nähe Zuckerrohr geschnitten. Um Weihnachten herum würde die Mühle ihr Soll vermutlich erfüllt haben (früher begann das Mahlen selten vor Neujahr), und das Bataillon wußte nicht, ob es dann sein Wohnlager verlassen würde (ein sauber, ordentlich und sogar gepflegt angelegtes Camp), um auf anderen Feldern eingesetzt zu werden. Im Camp gab es Schlafsäle mit doppelstöckigen Kojen, dicht an dicht, zwischen denen lediglich Säcke zur Kleideraufbewahrung Platz hatten; es gab einen sauberen, ausgemalten Speiseraum, Duschen im Freien und Toiletten, über denen große Wassertanks hingen; es gab Sportplätze und Blumenbeete, ein Verwaltungsgebäude, in dem eine große Tafel mit Plan- und Produktionszahlen hing. »Es gibt Camps, die besser ausgestattet sind«, sagte der *político* einer Kompanie (die *políticos* sind für die revolu-

tionäre Ausrichtung verantwortlich). »Andere sind schlechter – da schlafen sie in Hängematten.«
Eine Spalte der Anschlagtafel war für dienstliche Mitteilungen reserviert, dort waren auch die »Deserteure« aufgezählt: jeder, der länger als 14 Tage ohne Erlaubnis der Arbeit fernblieb. »Selbst wenn sie wieder zurückkommen, bleiben sie auf dieser Liste«, erläuterte der *político*. »Es liegt uns allerdings nichts an ihrer Bestrafung; wir schreiben ihnen, reden mit ihnen und versuchen herauszubekommen, wo es hapert.«
Von einem anderen Anschlagbrett notierte ich mir die Strafen, die dort für Verletzung der Vorschriften in steigender Schwere verzeichnet waren: (1) persönliche Verwarnung; (2) öffentliche Kritik; (3) Sperrung des Sonntagsurlaubs für nicht mehr als drei Monate; (4) zeitlich begrenzter Verlust der »Auszeichnungen« (z. B. des Titels eines verdienten Arbeiters); (5) Versetzung in eine Disziplinarkompanie; und als schlimmste Strafe (6) Ausschluß aus der *Columna*.
In den Camps des Bataillons 92 gibt es keinen Strom. Deshalb ist der Arbeitsplan so eingerichtet, daß in den Mittagsstunden Zeit für den Unterricht bleibt. (In Cuba wird kein Projekt geplant, ohne den Unterricht zu berücksichtigen.) Die Kompanien werden um sechs Uhr morgens geweckt und arbeiten ab sechs Uhr dreißig auf den Zuckerrohrfeldern; gegen neun gibt es eine kurze Frühstückspause – Brot und Limonade; von zwölf bis drei Mittagessen und Unterricht. Um sechs nehmen sie die Arbeit wieder auf, und kehren gegen zehn in ihre verschiedenen Lager zurück, um zu duschen, zu essen und schlafen zu gehen. Die Wege zwischen den einzelnen Stationen werden auf Traktoren und Lastwagen zurückgelegt, mit denen sonst das Zuckerrohr zu den Mühlen gebracht wird; auf der ganzen Fahrt stehen sie dicht aneinandergedrängt und – für jemand, der es nicht erlebt hat, klingt es zu ausgefallen, um glaubhaft zu sein – und singen.
Als die 1. und 2. Kompanie zum Mittagessen hereinkamen, sah ich mir gerade das Lager an. Ich nahm mir ein Metalltablett und gesellte mich zu ihnen: es gab Bohnen und Reis, Gulasch (aus sowjetischem Büchsenfleisch), Brot, kandierte Papayas und Kaffee. Ich erfuhr, daß die anderen Kompanien zu weit vom Camp entfernt arbeiteten, um zum Mittagessen zurückzukommen, also fuhr ich mit einem Jeep zu ihnen hinaus. Die erste (die 5. Kompanie) hatte dasselbe Mittagessen bekommen und lag nun im Schatten eines Lastwagens, während einer ihrer Lehrer Karten ausfüllte, um den Transport für den Weihnachtsurlaub nachhause zu organisieren. Die Lehrer, junge Männer, die zumindest die Mittelschule und außerdem noch einen besonderen 45tägigen Kursus absolviert hatten, arbeiteten

vormittags mit ihnen auf den Feldern, gaben anschließend Unterricht und kehrten dann ins Camp zurück, um die Arbeiten zu korrigieren und den Unterricht für den nächsten Tag vorzubereiten.
Als sie erfuhren, daß ich kein Cubaner sei, drängten sie sich um mich; jeder hatte sein Machete in der Hand und wollte mir zeigen, wie man sie führen muß, wie man stehen muß, wenn man damit arbeitet, und wie man mit einem einzigen Schlag die Blätter vom Zuckerrohrstamm abhaut. Außerdem ließen sie sich gern fotografieren, und als ich einen neuen Film einlegte, sah mir die gesamte Kompanie zu, fasziniert von dem technischen Vorgang – eine Eigenheit fast aller Cubaner. Es wurde viel gelacht und geblödelt, aber als sie in drei Gruppen zu ihrem Unterricht mitten im offenen Feld aufbrachen, wurden alle wieder ruhig und ernst.
Jetzt war die Reihe zu staunen an mir. Es gab eine zweite, eine dritte und als fortgeschrittenste eine fünfte Klasse. Alles ziemlich erwachsene junge Männer; aber während des $1^3/_4$stündigen Unterrichts verwandelten sie sich in kleine Kinder. Die Konzentration war zugleich erschreckend und rührend: ein junger Mann, der zuhause Frau und Kind hat, steht mit einer Fibel in der Hand auf, die »Ich kann lesen« heißt, und liest zögernd, als ob seine Ehre davon abhinge, aus der in 12 Punkt gesetzten Lektion des Tages laut vor: »Heute gibt es in Cuba viele Bergwerke.« Er macht alles völlig richtig, nur der Titel des Abschnittes – »Mineralien«, auf Spanisch ein viersilbiges Wort – bereitet ihm beim ersten Mal Schwierigkeiten.
Als er fertig war, fragte der Lehrer: »Was ist ein Archipel?« Ich ging weiter zu der dritten Klasse, der der Deckel eines Benzinfasses als Tafel diente. Sie lernten Vokabeln, und wie man die Wörter in ihre einzelnen Silben zerlegt. (Später erfuhr ich, daß es im Camp tragbare Tafeln gibt; es war an diesem Tag nur vergessen worden, sie aufs Feld mitzunehmen.) Die fünfte Klasse nahm zuerst Mathematik durch; als ich kam, waren sie jedoch schon beim Spanischen. Der Lehrer stellte ihnen die Aufgabe, einen Vietnam-Slogan zu schreiben, und fünf Minuten lang arbeitete jeder still über seinem Heft. Jeder der Slogans wurde laut vorgelesen, grammatikalisch korrigiert, und dann stimmte die Klasse darüber ab, welcher auf das schwarze Brett ihres Camps kommen sollte: »Vietnam, der Imperialismus wird scheitern, weil Du für eine gerechte Sache kämpfst.« Der Sieger blieb noch ein paar Minuten länger, um sein Werk mit Tinte abzuschreiben, während der Rest der Kompanie schon loszog, um drei weitere Stunden lang Zuckerrohr zu schlagen.

Aus dem Amerikanischen von Ingrid Heckl

Hans Magnus Enzensberger
Bildnis einer Partei
Vorgeschichte, Struktur und Ideologie der PCC

Auf den ersten Blick wirkt sie keineswegs extravagant; einer alten Bekannten gleicht sie, aus der grämlichen, etwas streng riechenden Familie der kommunistischen Parteien. Das Büro des Ortsvorsitzenden irgendwo in der cubanischen Provinz mit seinen peinlich sauberen Aschbechern, mit dem gilbenden Plakat an der Wand (»Wir begrüßen das unaufhaltsame Wachstum der Partei«), mit den grünen Hausmeister-Sesseln und dem braunen Sofa, den auf immer und ewig ungelesenen Broschüren, Lehrgängen und Wandzeitungen: anheimelnd und niederschmetternd zugleich ist das und vertraut aus Olmütz, Zeulenroda und Jegorjevsk. Nur die olivgrüne Uniform und die dicke Pistolentasche sprechen einen andern Dialekt.

Wie auf diesem staubversengten Vorposten in der Provinz Oriente, so scheint der Kommunistischen Partei Cubas auch an der Spitze nichts zu fehlen, was zum festen Inventar einer solchen Institution gehört: Politbüro und Sekretariat, Zentralkomitee und Kommissionen für das und jenes, Zentralorgane und Kaderschulen: dies alles findet sich im Regierungsviertel von Habana wieder. Auch der bekannte Mehltau fehlt nicht, die eigentümliche, unverwechselbare Schimmelbildung auf den Wörtern, welche die Partei benützt und unbenutzbar macht.

So könnte es scheinen, als gings bei der cubanischen Partei, wenn nicht immer zur Zufriedenheit der KPdSU, so doch nach altem Herkommen zu; als wäre immerhin der übliche Verlaß auf die Partei, wenigstens auf ihre Funktionsweise, ihren Mechanismus; so daß ein jeder, der Lust dazu hätte, sich in ihrem Gebäude leicht zurechtfände, so leicht, wie auch der müde Katholik in der Fremde Beichtstuhl und Weihwasserkessel jederzeit ausfindig zu machen weiß. »Unerschütterlich«, »weise«, »unbeirrbar« und vor allen Dingen mächtig; engstirnig, mittelmäßig, geschlagen mit einem skrupellos guten Gewissen und mit einem immensen Magen gesegnet wie sie sind, ist in solchen Parteien doch eine obskure historische Logik am Werk gewesen: Handlanger einer größeren als ihrer eigenen List, waren es ihre banalen Büros, in denen, wo immer der Sozialismus, oder was dafür gilt, aufgebaut werden sollte, alle Entscheidungen gefallen sind.

Nicht so in Cuba. Mit den anderen regierenden KPs hat der Partido Comunista de Cuba (PCC) nicht viel mehr gemein als die Fassade. Sie aber trügt. Diese Partei ist eine der jüngsten der Welt. Sie existiert, in ihrer heutigen Gestalt und unter ihrem heutigen Namen, seit 1965; das heißt aber, sie ist sieben Jahre nach einer siegreichen Revolution gegründet worden, die ohne ihre Mitwirkung zur Macht gekommen war. Das allein macht ihren Fall bereits einzigartig, ja schier skandalös; denn eine leninistische Partei versteht sich wesentlich als Avantgarde des revolutionären Kampfes, nicht als post festum aufgesetztes administratives Gehäuse. Mit ihrem Konzept der Partei hatten die Klassiker niemals ein bloßes Herrschaftsinstrument im Sinn. Die berühmte führende Rolle fällt der Partei nicht in den Schoß. Sie muß verdient werden in der langen und geduldigen Vorbereitung der Revolution und im Entscheidungskampf um die Macht. Eine Partei, die sich erst nach dem Sieg konstituiert – nach einem Sieg, der nicht der ihre war – wird zeit ihres Lebens unter diesem Geburtsfehler leiden, der nicht ausgelöscht werden kann. Es fehlt ihr die historische Legitimation. Ihre Autorität wird immer auf schwachen Fundamenten ruhen.

Um die Struktur der PCC und die Rolle zu verstehen, die sie heute spielt, muß man ihre Vorgeschichte kennen. Schon mit ihrem Namen nimmt sie die Erbschaft der alten cubanischen KP für sich in Anspruch. Diese Erbfolge ist freilich, wie sich zeigen wird, eine ziemlich notdürftige Hilfskonstruktion.
Gegründet wurde die erste Kommunistische Partei Cubas im Jahre 1925. Es ist keine leichte Sache, ihren Kurs, ihre Schwenkungen, ihre Doppelspiele und taktischen Namensänderungen über die fünfunddreißig Jahre ihrer Existenz hinweg zu resümieren, zumal da die Quellenlage trübe ist und eine brauchbare Geschichte dieser Partei niemals geschrieben wurde. Immerhin bietet ihre Physiognomie im ganzen ein vertrautes Bild: sie war eine typische Komintern-Partei. Auch ihre strategischen Bocksprünge haben weniger mit cubanischen Verhältnissen als mit den Interessen der Sowjetunion zu tun; ohne den Regreß auf die Politik der stalinistischen Zentrale blieben sie unverständlich. Mit bescheidenen Mitteln, unter den Bedingungen einer früh sich verschärfenden Illegalität, mit einem sehr kleinen Mitgliederstamm (nach fünf Jahren hatte die Partei zweitausend Angehörige) und behindert von Richtungskämpfen (ihr Mitbegründer Mella, der heute in Cuba großes Ansehen genießt, wurde ausgeschlossen und 1929 unter ungeklärten Umständen ermordet), nahm die PCC ihre Arbeit auf. Sie operierte vor allem in den Organisationen des Stadt- und

Landproletariates, besonders in den Zucker-, Tabak- und Textilgewerkschaften, hatte aber von Anfang an auch eine Basis bei den Intellektuellen, hauptsächlich an der Universität von Habana.
Nach der Weltwirtschaftskrise von 1929/30 versuchte der Imperialismus seine cubanischen Positionen durch eine Polizeidiktatur zu retten; den Leithammel für dieses Manöver gab der Präsident Machado Gerardo ab. 1933 wurde sein Regime durch eine revolutionäre Massenbewegung gestürzt. Auf den Straßen von Habana vereinigten sich Arbeiter und Studenten; es wurde ein Generalstreik ausgerufen, der trotz mangelhafter organisatorischer Vorbereitung außerordentlich erfolgreich war. Die spontanen, gewaltsamen Massenaktionen von damals erinnern in mancher Beziehung an den Pariser Mai von 1968. Nach der Verjagung des Diktators wurde eine radikale Studentenregierung gebildet, die jedoch bald zerfiel. Der neue Kandidat der Amerikaner, ein Sergeant namens Batista, machte dieser ersten cubanischen Revolution durch einen Militärputsch ein Ende; das war 1935.
Die Rolle der KP bei diesen Vorgängen war zumindest zweideutig. Die Haltung der Basis war revolutionär: in der Provinz kam es zu Landbesetzungen, zur Bildung von Roten Garden und zur Errichtung von lokalen Sowjets, ganz ähnlich wie bei dem asturischen Aufstand von 1934. Gleichzeitig verhandelte jedoch die Parteispitze mit Machado, der ihren Abgesandten Konzessionen versprach. Darauf forderten die Kommunisten in Habana die streikenden Massen auf, an ihre Arbeitsplätze zurückzukehren[1]. Sie fanden damit ebensowenig Gehör wie fünfunddreißig Jahre später die KPF in Paris.
Es lohnt sich kaum, die politischen Wendungen der Partei zwischen 1934 und 1945 im einzelnen zu analysieren. Sie folgen schematisch der Linie der Komintern. Indem sie nach dem siegreichen Aufstand ihre Angriffe auf den »Sozialfaschismus« konzentrierte, spielte die PCC geradenwegs Batista in die Hände. Sogar ihre anti-imperialistische Haltung ging dabei in die Binsen: »Die Kommunistische Partei muß alles tun, um eine Intervention der USA zu verhindern, und sie muß zu diesem Zweck den amerikanischen Imperialisten gewisse Zugeständnisse machen ... Sie richtet deshalb ihre Schläge in erster Linie gegen die herrschende Klasse in Cuba selbst.«[2] Gedacht war an Verhandlungen mit den Amerikanern, um US-Unternehmen aufzukaufen oder als Konzessionen der Monopole zu betreiben, statt sie zu nationalisieren.
Ebenso schematisch folgte die Partei unter ihrem Generalsekretär Blas Roca der Volksfront-Generallinie seit 1935. Unter cubanischen Bedingungen lief das auf eine direkte Unterstützung Batistas hinaus. Mit einer

vorgeschobenen Gruppierung, dem Partido Unión Revolucionaria (PUR), konnten die Kommunisten zum ersten Male offen auftreten; ein Jahr später gab Batista bekannt, die Partei dürfe fortan frei operieren, da sie dem gewaltsamen Weg zum Sozialismus abgesagt und sich für friedliche und konstitionelle Methoden entschieden habe; 1939 wurde die KP auch formell legalisiert; sie vereinigte sich mit ihrer Vorläuferin PUR zum Partido Unión Revolucionaria Comunista (PURC).

Es kam nun zu einer regelrechten Zusammenarbeit zwischen den Kommunisten und Batista, den sie als »großen Demokraten« und »führenden Exponenten unserer nationalen Politik, der Verkörperung der heiligsten Ideale Cubas« priesen[3]. Zwei führende Kommunisten traten als Minister ohne Portefeuille in die Regierung Batista ein: Juan Marinello und Carlos Rafael Rodríguez. Es war das erste Mal, daß eine lateinamerikanische KP Kabinettsposten erlangte und akzeptierte.

Es wäre unfair zu verschweigen, daß sich die damalige Regierung Batista von der Militärdiktatur der späten fünfziger Jahre erheblich unterschied. Es handelte sich 1940 um ein reformistisches Regime, auf das der nordamerikanische New Deal stark abgefärbt hatte, und das sich selbst als eine Art von Sozialdemokratie verstand. Die Verfassung vom gleichen Jahr erweiterte den politischen Spielraum der Gewerkschaften und versprach sogar eine Bodenreform. »Unserer Zusammenarbeit mit Präsident Batista«, sagte die Partei, »verdankt das cubanische Volk die großartige Verfassung von 1940.«[4] Im neugegründeten cubanischen Gewerkschaftsbund CTC konnten die Kommunisten sich die meisten Schlüsselpositionen sichern. Die bürokratischen Vertretungen der Arbeiteraristokratie, die in den vierziger Jahren immer mächtiger wurden, standen völlig unter ihrer Kontrolle. Auch die Mitgliederzahl stieg von 5000 (1938) auf 37 000 (1946).[5] Nach der Auflösung der Komintern taufte die Partei sich noch einmal um, in Partido Socialista Popular (PSP). So hieß sie seit 1944, und wer im heutigen Cuba von der alten KP spricht, nennt sie bei diesem Namen. Ihre schönsten Zeiten erlebte sie 1946: die Parteizeitung *Hoy* wurde zu einem der auflagestärksten Blätter Habanas, und bei den Wahlen brachten die Kommunisten es auf einen Stimmenanteil von 10%.

Aber schon wenige Jahre später sah sich die PSP um ihren Platz an der Sonne betrogen. Der Staatsstreich von 1952 setzte ihrer Bündnispolitik ein plötzliches Ende. Natürlich gehorchte auch Batistas zweite Diktatur weniger den Wünschen des cubanischen Kapitals als der internationalen Strategie des Imperialismus. Sie war weiter nichts als ein lokaler Reflex auf die Verschärfung des Kalten Krieges. Die schöne Verfassung erwies sich als ein Papierfetzen; 1953 wurde die Partei verboten; Batista richtete

ein Büro zur Bekämpfung kommunistischer Umtriebe ein; Spitzenfunktionäre mußten emigrieren oder wurden verhaftet. Allerdings war die PSP nicht das Hauptziel der Repression: sie konnte ihre formal verbotenen Publikationen jahrelang unbehelligt durch die Post versenden, und führende Kommunisten wie Blas Roca, Juan Marinello und Carlos Rafael Rodríguez konnten bis zum Ende der fünfziger Jahre ungestört in Habana leben. In der Administration des Diktators tauchten zahlreiche alte KP-Leute auf; zwei davon wurden Unterstaatssekretäre. Dieser Einzug in die Ministerien geht sicherlich nicht auf den Opportunismus einzelner Personen, sondern auf einen Parteiauftrag zurück. Von einem generellen Stillhalte-Abkommen zwischen Batista und der Partei wird man dennoch nicht ohne weiteres sprechen dürfen. Die Taktik des Diktators lief eher darauf hinaus, sich die Kommunisten in Reserve zu halten, um im Notfall mit ihrer Hilfe die Amerikaner erpressen zu können. Auf ähnliche Manöver hat sich, freilich ohne Erfolg, Batistas Kollege und Rivale Trujillo etwa zur gleichen Zeit in der Dominikanischen Republik eingelassen.

An ihrem zweideutigen Verhalten hielt die PSP auch in der Phase des bewaffneten Kampfes gegen die Diktatur fest. Wer die innenpolitische Situation des revolutionären Cuba begreifen will, muß die Ereignisse der Jahre 1953–58 unter diesem Gesichtspunkt studieren; denn die damalige Politik der Kommunisten hat die Atmosphäre so nachhaltig vergiftet, daß die Folgen bis auf den heutigen Tag zu spüren sind.

Nach Fidel Castros erster bewaffneter Aktion, dem Angriff auf die Moncada-Kaserne und auf ein militärisches Objekt in der Provinz Oriente, gab die PSP die folgende öffentliche Erklärung ab:

»Wir wenden uns gegen die Aktionen von Santiago de Cuba und Bayamo. Die putschistischen Methoden, die dabei angewandt wurden, sind für bourgeoise Gruppen charakteristisch. Es handelt sich um einen abenteuerlichen Versuch, militärische Stützpunkte zu erobern. Der Heroismus, den die Teilnehmer an den Tag gelegt haben, ist falsch und unfruchtbar; es liegen ihm fehlerhafte bürgerliche Konzeptionen zugrunde . . .

Das ganze Land weiß, wer die Aktion gegen die Kasernen organisiert, gesteuert und geführt hat; das ganze Land weiß, daß die Kommunisten nichts mit ihr zu tun haben. Die Linie der PSP und der Massenbewegung war und ist: Kampf gegen die Tyrannei Batistas und Entlarvung der Putschisten und Abenteurer der bürgerlichen Opposition, die den Interessen des Volkes zuwiderhandeln! Die PSP hält es für nötig, die Massen in einer Einheitsfront gegen die Regierung zusammenzufassen, um einen demokratischen Ausweg aus der cubanischen Situation zu finden, die Verfassung von 1940 wiederherzustellen, die bürgerlichen Freiheiten zu sichern, allgemeine Wahlen auszuschreiben und eine Regierung der nationalen demokratischen Front zu bilden . . .

Die PSP stützt sich bei ihrem Kampf auf die Aktion der Massen und verurteilt das putschistische Abenteurertum, das sich gegen den Kampf der Massen und gegen die demokratischen Lösungen richtet, die das Volk herbeiwünscht.«[6]

Bei dieser Einstellung sind die Kommunisten fünf Jahre lang geblieben. Castro nahm ihre Angriffe nicht schweigend hin. Als ihm 1956 eine cubanische Zeitschrift nachsagte, er sei Kommunist, erwiderte er: »Mit welchem Recht spricht Herr Batista eigentlich vom Kommunismus? Schließlich war er bei den Wahlen von 1940 der Kandidat der KP; seine Hampelmänner versteckten sich hinter Hammer und Sichel; sein Porträt hing neben dem von Blas Roca und Lázaro Peña; und ein halbes Dutzend seiner Minister und Vertrauten sind führende Mitglieder der Kommunistischen Partei.«[7]

Zu den ersten Verhandlungen über eine Einheitsfront gegen Batista im Jahre 1957 wurden die Kommunisten nicht eingeladen, und als im Juli des folgenden Jahres ein solches Bündnis, der sogenannte Pakt von Caracas, zustandekam, fünf Monate vor dem Sturz des Diktators, war die KP noch immer nicht dabei. Umstritten ist auch ihre Rolle bei dem gescheiterten Generalstreik vom 9. April 1958, zu dem Castros Bewegung aufgerufen und von dem sie sich eine entscheidende Wendung versprochen hatte. Die Führung der Partei wandte sich nicht offen gegen das Unternehmen, sagte ihm jedoch eine Niederlage voraus und distanzierte sich davon, nachdem es fehlgeschlagen war. Carlos Rafael Rodríguez erklärte einem französischen Journalisten gegenüber, diese erfolglose Aktion werde Castro hoffentlich eine Lehre sein: er werde nun einsehen müssen, daß er allein keine Chance habe; er müsse eine breite Koalition auch mit den Liberalen eingehen und seine anti-amerikanische Propaganda dämpfen. In einem Brief an denselben Journalisten erklärte Rafael Rodríguez, die Kommunisten seien nicht der Meinung, »daß in Cuba genügend Kräfte vorhanden seien, um Batista zu stürzen und eine progressive und antiimperialistische Regierung zu errichten«[8]. Immerhin begrüßte der *Daily Worker,* damals Sprachrohr auch der cubanischen KP, die Parole des Generalstreiks wenigstens insofern, als sie »einen Schritt auf die Organisation der Massen hin und weg von der übertriebenen Vorliebe für den heroischen, aber nicht entscheidenden Guerillakrieg, das sinnlose Bombenwerfen und die Sabotage« bedeute[9].

Erst im Hochsommer 1958, nach dem Scheitern von Batistas Gegenoffensive, auf dem Höhepunkt der Guerilla, kam es zu den ersten Verhandlungen zwischen Fidel Castro und der PSP in der Sierra. Sie liegen im Zwielicht: keine der beiden Seiten hat darüber dokumentarisches Material veröffentlicht. Fest steht nur, daß Rafael Rodríguez im Juli in die Berge ging, und daß ihm im Lauf des Herbstes weitere Emissäre gefolgt sind. Zu einem bindenden Übereinkommen ist es, nach Angaben der Kommunisten selbst, jedoch bis zum Siege Castros nicht gekommen.[10] Die cuba-

nische Revolution schuldet also der PSP für ihre damalige Haltung keinerlei Dank; manche der Guerilleros von 1957–58 sprechen heute noch mit Bitterkeit von der »verräterischen« Politik der alten KP – allerdings nur privat; für die Öffentlichkeit ist dieses Thema selbstverständlich tabu.

Leicht gesagt, verräterische Politik. Die Gegenrechnung ist nicht schwer aufzumachen. Der Angriff auf die Moncada war in der Tat ein dilettantisch geplantes, militärisch aussichtsloses Abenteuer; die Einschätzung der Kommunisten war technisch völlig richtig. Sie ließ nur einen entscheidenden Faktor außer acht: die psychologische Wirkung, die Castro durch seine Rede vor Gericht erzielte. Und was die Stärkeverhältnisse im Cuba von 1958 angeht, so muß man die Zahlen kennen, die Fidel selbst genannt hat, um die Skepsis der PSP-Führung zu begreifen: danach bestand die revolutionäre Armee im Sommer aus 180, im Herbst aus 500 und im Dezember 1958 aus 800 bis 1000 Mann.[11] Wer heute behaupten möchte, er habe es ja immer schon gewußt, dem ist wohl eher Vergeßlichkeit als Voraussicht zuzutrauen. Das politische Kalkül der Kommunisten von 1958 verrät ebensoviel Hang zum common sense und ebensowenig Glauben ans Unwahrscheinliche wie das der Amerikaner.

Auch verdrängen die Besserwisser von heute gern, daß Castro seinerzeit zwar militante Aktionen führte, daß aber seine programmatischen Erklärungen kaum mehr waren als ein reformistisches Kuddelmuddel. Selbst ein so unselbständiges, plattes und doktrinäres Buch wie Rocas *Fundamentos del socialismo en Cuba* (die erste von zahllosen, jeweils der Parteilinie angepaßten Auflagen erschien 1943) ist Castros frühen Reden an analytischer Kraft, wenn auch nicht an revolutionärem Eifer, immer noch weit überlegen. Und bei der Politisierung der Cubaner hat die Partei mit ihrer zähen, langweiligen Kleinarbeit über fünfunddreißig Jahre hinweg zweifellos eine ganz erhebliche Rolle gespielt. Schließlich aber hat der PSP ihre Politik, so verfehlt sie war, immerhin eines eingebracht: als einziger Partei gelang es ihr, ihre Organisation intakt über die Runden zu bringen. Bereits das erste Jahr der revolutionären Regierung zeigte, daß diese Tatsache für Cubas Zukunft von zentraler Bedeutung war.

Über die beiden ersten Jahre der cubanischen Revolution ist unendlich viel geschrieben worden. Wann, an welchem Tag, ist die Entscheidung für den Sozialismus gefallen, und wer ist für sie verantwortlich? Die Gegner dieser Revolution haben mit scholastischem Eifer eine Verschwörungstheorie entwickelt, derzufolge es sich um einen mit diabolischem Geschick gesteuerten Prozeß gehandelt haben soll. In ihren Erörterungen wimmelt

es von geheimen Absprachen, von Hintergedanken, Drahtziehern und Kulissengeheimnissen. In Wirklichkeit sind die Widersprüche, die in den Jahren 1959 und 1960 ans Licht traten, und ihre sozialistische Lösung selbstverständlich nicht durch irgendeine »Weltverschwörung« zu erklären; die innere Logik von Castros Entscheidungen ist vielmehr aus den objektiven nationalen und internationalen Bedingungen seines Kampfes abzulesen. Fidel hat sich diese Bedingungen nicht ausgesucht, er hat sie nicht einmal provoziert. Auf den zunehmenden Druck des Imperialismus von außen und auf die Verschärfung des Klassenkampfes im Innern waren nur zwei Reaktionen denkbar: die Kapitulation oder die Wendung zum Sozialismus. Die problematische Entwicklung der Partei zeigt, mit welchen enormen Schwierigkeiten der sozialistische Weg gepflastert war.

Nach dem 2. Januar 1959 gab es in Cuba nur noch eine einzige der alten Parteien, die legal und offen operieren konnte. Das war die PSP. Gleichwohl fanden sich die Kommunisten in einer wenig angenehmen Situation. In der neugebildeten Regierung waren sie nicht vertreten; Fidel Castro und seine Leute begegneten ihnen mit Mißtrauen und Verbitterung. In den ersten Monaten des Jahres sah es aus, als stünde ein offener Bruch unmittelbar bevor.[12] Noch am 21. Mai hielt der Führer der cubanischen Revolution eine offen antikommunistische Rede:

»Unsere Revolution ist weder kapitalistisch noch kommunistisch! ... Uns, die wir einer humanistischen Doktrin anhängen, kommt es auf das Volk an, und wir mobilisieren alle unsere Kräfte zum Besten der Mehrheit. Wir wollen den Menschen von jedem Dogma befreien; wir wollen Wirtschaft und Gesellschaft frei machen, ohne irgend jemanden zu terrorisieren oder zu knebeln. Die heutige Weltlage stellt uns vor die Wahl zwischen dem Kapitalismus, der die Menschen aushungert, und dem Kommunismus, der ihre wirtschaftlichen Probleme löst, aber dafür die Freiheiten unterdrückt, die ihnen teuer sind ... Der Kapitalismus gibt den Menschen preis, der Kommunismus mit seinen totalitären Vorstellungen opfert seine Rechte auf. Wir sind weder mit dem einen noch mit dem andern einverstanden ... Unsere Revolution ist nicht rot, sondern olivgrün. Sie trägt die Farbe der Rebellenarmee aus der Sierra Maestra.«[13]

Die Kommunisten nahmen solche Reden nicht schweigend hin. Aníbal Escalante, ein führender Funktionär der PSP, warf Fidel, nicht ganz zu Unrecht, »ideologische Konfusion« vor; die darauf folgende Polemik, ausgetragen in den Spalten der KP-Zeitung *Hoy* und dem Organ Castros, *Revolución*, zog sich bis in den Sommer hin. Und auf ihrem ZK-Plenum vom 25. Mai schlug die PSP offen kritische Töne gegen die Politik der Revolution an:

»Wir sind ein kleines Land, das in unmittelbarer Nähe der Vereinigten Staaten liegt. Der imperialistische Einfluß hat unsere Wirtschaft deformiert; wir sind deshalb von Importen abhängig, sogar was die Ernährung unseres Volkes angeht. In Anbetracht die-

ser Umstände müssen alle linksextremistischen Tendenzen und alle übertriebenen Maßnahmen von Seiten der Revolution, alle Versuche, die Realitäten und die konkreten Schwierigkeiten Cubas außer acht zu lassen, scharf abgelehnt werden.«[14]

So gegensätzlich sahen die Ausgangspositionen noch im Frühjahr 1959 aus; von ihnen her wurde ein kompliziertes Machtspiel begonnen, das über mehrere Jahre hindurch zwischen Feind- und Partnerschaft oszillierte. Die Kommunisten hatten es dabei in erster Linie mit Castros politischer Organisation zu tun, der Bewegung des 26. Juli; in zweiter Linie mit den Überresten einer anderen Gruppierung aus der Zeit des Kampfes gegen Batista, dem Directorio Revolucionario.

Die Bewegung des 26. Juli war eine Art radikaler Sozialdemokratie, zu der es in Europa keine Parallele gibt. Sie war im Hinblick auf ihre Strategie und Taktik ultralinks, von ihrer Basis und von ihrem Programm her jedoch eher eine typische Prägung der nationalen Bourgeoisie. Über eine feste Ideologie hat sie nie verfügt. Schon ihr Name sagt, woraus sie hervorgegangen ist und wem sie ihre Kohärenz verdankte: aus der Tathandlung einer entschlossenen Gruppe, die in Fidel Castro einen idealen Anführer gefunden hatte. Sie war theorielos und heterogen. Ihre Gründungsurkunde ist Castros Rede *Die Geschichte wird mich freisprechen* vor dem Standgericht in Santiago de Cuba. Der Text zeigt den revolutionären Elan und das rhetorische Brio Fidels, doch ist sein programmatischer Gehalt dürftig und unselbständig. Seine wichtigsten Forderungen sind: Rückkehr zur bürgerlichen Demokratie; mäßige Agrarreform, Begünstigung der Kleinbauern, Bildung von Genossenschaften, Entschädigung der Großgrundbesitzer; Reduktion der Mieten, öffentliches Wohnungsbauprogramm; Kampf gegen die Korruption im Staatsapparat; Schulreform; Nationalisierung der öffentlichen Versorgungsbetriebe. Diese Ideen waren in Cuba seit den dreißiger Jahren Gemeingut der bürgerlich-reformistischen Opposition; am klarsten waren sie gegen 1950 vom Partido del Pueblo Cubano (Ortodoxo) unter Eduardo Chibás formuliert worden.
Ex post facto hat es an Spekulationen über verborgene, weiterreichende Absichten Fidel Castros nicht gefehlt. Er selbst hat angedeutet, daß er seine wahren Ziele nicht immer offen angab, und versucht, sich rückwirkend zum Marxisten zu machen. Ganze Scharen von konterrevolutionären Autoren, besonders der Amerikaner Draper, haben aus den später hervorgetretenen Widersprüchen auf ein sorgfältig geplantes Betrugsmanöver geschlossen. Diese naiven Buchhalter der Geschichte sprechen von einer »verratenen Revolution«. Die Rolle des Verratenen fällt in diesem Schema natürlich der Bourgeoisie zu, die um den Lohn ihrer Mit-

wirkung am Kampf gegen Batista geprellt worden sei. Nun kann es uns allerdings gleichgültig sein, was in Castros Seele vorgegangen sein mag. Fest steht, daß das Programm von 1953 keinerlei marxistische Einsichten verrät. Es enthält nationalistische, populistische und anti-imperialistische Momente. Von leninistischen Zügen findet sich keine Spur.

Das hat sich auf die Organisationsformen der Bewegung nachhaltig ausgewirkt. Strukturell hat sie als eine organisierte Partei niemals existiert. Über feste Führungskader verfügte sie nicht. Zu Ausschlüssen konnte es nicht kommen, weil es keine formelle Mitgliedschaft gab. Ein Kongreß der Bewegung hat nie stattgefunden, weder offen noch illegal. Eine gewählte Führung war nicht vorhanden. Soweit von einem Programm die Rede sein kann, ist es der Bewegung von oben her aufgestülpt worden. Möglichkeiten der Diskussion und der politischen Willensbildung von der Basis her bestanden nur informell, über den persönlichen Einfluß einzelner Personen auf Castro. Die Bewegung hatte keinerlei institutionellen Charakter. Sie war ein Geschöpf ihres Gründers und seiner engsten Vertrauten (und auch diese wenigen waren, wie sich nach dem Sieg der Revolution bald zeigen sollte, durchaus fungibel und austauschbar); von den Einsichten ihres Führers und von seinem Lernprozeß war auch ihre Linie abhängig; sie bildete sich niemals auf dem Weg theoretischer Erkenntnisse heraus, sondern ergab sich aus unmittelbar von der Praxis erzwungenen Aktionen und Reaktionen.

Bei einer Gelegenheit, auf dem Gewerkschaftskongreß vom Oktober 1959, hat Castro den personalistischen Charakter seiner Gruppierung ganz offen proklamiert: »Wenn die Bewegung benützt werden soll, um ihren Gründer anzugreifen, hört sie auf, die Bewegung des 26. Juli zu sein.« Das ist folgerichtig. Sie war nie mehr als das Instrument eines charismatischen Führers, der allein ihren Zusammenhalt garantieren konnte. Denn wie jede radikal-reformistische Formation war diese Bewegung äußerst heterogen: eine amorphe Koalition, deren Risse sogleich nach dem Sieg offenbar wurden. Eine klare Klassenbasis war nicht vorhanden; die ausschlaggebenden integrierenden Faktoren waren die Person des Führers und der gemeinsame Feind. Im Innern der Bewegung verliefen die wichtigsten Spannungslinien zwischen Arbeiteraristokratie und Bürgertum; zwischen Fürsprechern einer bloß formalen bürgerlichen Demokratie und entschiedenen sozialen Reformern; zwischen Pro- und Antikommunisten; zwischen Anhängern einer Zusammenarbeit mit den USA und klaren Gegnern des amerikanischen Imperialismus. Dazu kam, während des Kampfes gegen Batista, eine zunehmende Spannung zwischen *llano* und *sierra*, städtischem Widerstand und Guerilla in den Bergen. Unter den

Leuten im Flachland machte sich »eine gewisse Opposition breit gegen den Caudillo, den sie in Fidel fürchteten, und gegen die ›militaristische‹ Fraktion – damit waren die Kämpfer in den Bergen gemeint.«[15]
Abgesehen von seiner eigenen Bewegung und der PSP gab es noch eine dritte politische Organisation in Cuba, die von Fidel Castro akzeptiert wurde, nämlich das Directorio Revolucionario. Zahlenmäßig noch schwächer als der 26. Juli und mit einer schmalen Basis, die im wesentlichen auf den radikalen Flügel der Studentenbewegung begrenzt war, hatte es diese Gruppe durch eine tollkühne Aktion zu großem Ruhm gebracht: den Überfall auf den Palast Batistas am 13. März 1957, bei dem es fünfzig Tote gegeben hatte. Nach einigen mißglückten Kommando-Unternehmungen im Osten der Insel hatte sich das Directorio auf die Stadtguerilla konzentriert und erst 1958 in die Operationen im Landesinnern eingegriffen, an der sogenannten Zweiten Front in den Escambray-Bergen. Die ideologischen Unterschiede zum 26. Juli waren gering, und die anfängliche Rivalität war längst zugunsten Fidels entschieden worden. Nach dem Sieg spielte das Directorio als selbständiger politischer Faktor keine Rolle mehr.

Am 2. Januar 1959 sah sich Fidel Castro in einer eigentümlichen Lage. Er verfügte zwar über die ungeteilte Macht, nicht jedoch über eine strukturierte politische Organisation. Sein einziger handlungsfähiger Apparat war die zahlenmäßig kleine und politisch unerfahrene Rebellenarmee. Statt einer festen Partei hatte er nur eine formlose Bewegung zur Hand, in der die zentrifugalen Kräfte rapide zunahmen. Die divergierenden Klasseninteressen machten sich immer deutlicher Luft. Bürgerliche, kleinbürgerliche und arbeiteraristokratische Kräfte begannen den revolutionären Prozeß zu bremsen. Fidel sah sich einer wachsenden Opposition aus den eigenen Reihen gegenüber. Seine Reaktion war einfach und durchgreifend: Er schüttete das Kind mit dem Bade aus und liquidierte die Bewegung des 26. Juli als eigenständige politische Kraft. Rückblickend beschrieb diesen Vorgang Simone de Beauvoir im März 1960: »Warum, fragten wir, hat die Revolution keine Kader, keinen Apparat? Die Antworten stimmten, bei allen Unterschieden im einzelnen, in der Hauptsache überein: Die Bewegung des 26. Juli, die die Revolution getragen hatte, besaß zwar einen Apparat; aber es war ein kleinbürgerlicher Apparat, der mit dem Fortgang der Revolution, mit ihrer Radikalisierung und besonders mit der fortschreitenden Agrarreform nicht Schritt halten konnte. Deshalb wurde die Bewegung fallengelassen.«[16] Ihr Ende, halb Zerschlagung, halb Zerfall, läßt sich auf den Herbst 1959 datieren. Damals

verlor der 26. Juli die Kontrolle über die beiden wichtigsten Massenorganisationen in Habana: den Gewerkschaftsbund CTC und den Studentenverband FEU. Beide Male griff Castro persönlich ein, beide Male brachte er die von der Basis vorgeschlagenen Kandidaten zu Fall. Innerhalb weniger Monate hatten sowohl die Universität als auch die Gewerkschaftsbewegung ihre Autonomie eingebüßt.
Gleichzeitig rückten immer mehr Sozialisten in Schlüsselstellungen der Regierung vor. Osvaldo Dorticós übernahm im Juli 1959 die Präsidentschaft, Núñez Jiménez die Agrarreform-Behörde INRA; Raúl Roa wurde Außen-, Raúl Castro Verteidigungsminister. Alle vier standen der PSP nahe.
Das Jahr 1960 machte den letzten reformistischen Illusionen ein Ende. Die zunehmende Verschärfung des Konfliktes mit den USA, die faktische Annäherung an das sozialistische Lager, die radikal zu Ende gebrachte Agrarreform und die Verstaatlichung aller großen Industriebetriebe, der Banken und des Transportwesens ließen keinen Zweifel mehr daran, daß Cuba, wenn nicht dem Namen nach, so doch de facto den Weg des Sozialismus beschritten hatte. Aber dieser Sozialismus hatte nach wie vor keine Partei, kein klares Programm und keine feste ideologische Plattform.
Dieser Zustand war auf die Dauer nicht erträglich. Ein Land, auch wenn es, wie Cuba, klein und übersichtlich ist, kann ohne politische Organisationen nicht auskommen. Nach der Zerschlagung des alten Staatsapparates und aller politischen Gruppierungen außer der PSP entstand, besonders auf der mittleren und unteren Ebene, ein Vakuum, das zur völligen Desorganisation zu führen drohte. Abhilfe war auf zwei diametral entgegengesetzte Arten denkbar: sie konnte geschaffen werden durch die Selbstorganisation der Massen von der Basis her, oder aber durch ein Arrangement an der Spitze, die Konstitution einer Partei von oben herab. Fidel Castro hat den zweiten Weg beschritten.
Ein erster Versuchsballon kam von den Kommunisten. Auf dem Achten Parteitag der PSP erklärte deren Generalsekretär Blas Roca, es sei wünschenswert, alle revolutionären Kräfte in einer einzigen Bewegung zu vereinigen und zu verschmelzen. Das war im August 1960. Das Problem wurde in den folgenden Monaten intern erörtert und entschieden. Am 2. Dezember 1960 wurden hinter verschlossenen Türen Parteischulen gegründet, die Kader für eine künftige Einheitspartei ausbilden sollten. Fidel Castro leitete diese Sitzung persönlich.[17]
Die Schwierigkeiten einer Parteigründung von oben her lagen auf der Hand. Da die Bewegung des 26. Juli und das Directorio Revolucionario nur noch auf dem Papier existierten, verfügte die PSP über den einzigen

intakten politischen Apparat, der in Cuba vorhanden war. Castro hatte ihr nichts entgegenzusetzen als seine enorme Autorität bei den Massen. Ein psychologisches Hindernis waren die alten Belastungen und Vorbehalte der KP gegenüber, die Fidel in einem Interview mit der Zeitung der italienischen Kommunisten, der *Unità*, auszuräumen suchte. Gefragt, was er von der PSP halte, antwortete er:

»Sie ist die einzige cubanische Partei, die stets für die Notwendigkeit radikaler Strukturänderungen in unserer Gesellschaft eingetreten ist. Es ist allerdings wahr, daß die Kommunisten mir und unseren Rebellen anfangs mißtraut haben. Aber dieses Mißtrauen war berechtigt, und die Haltung der Partei war politisch und ideologisch richtig. Wir, die Guerilla-Führer in der Sierra, waren damals, obwohl wir Marx gelesen hatten, voller kleinbürgerlicher Vorurteile und Fehler.«[18]

Im Mai 1961, nach der Invasion von Playa Girón und nach der Deklaration von Habana, die den sozialistischen Charakter der cubanischen Revolution proklamierte, drangen die ersten Andeutungen von der bevorstehenden Parteigründung an die Öffentlichkeit. Im Juni erklärte Che Guevara vor den Studenten der Universität Habana, die Partei existiere bereits in der faktischen Einheit aller revolutionären Organisationen, wenn sie sich auch noch nicht konstituiert habe. Sie müsse nun nur noch gegründet und Fidel zu ihrem Generalsekretär ernannt werden. Kurz darauf erschien ein öffentliches Communiqué, demzufolge die Partei in zwei Phasen aufgebaut werden sollte. Eine vorbereitende Organisation namens ORI (Organizaciones Revolucionarias Integradas) sollte die Vorstufe einer später zu gründenden Vereinigten Partei der Sozialistischen Revolution (Partido Unido de la Revolucion Socialista, PURS) bilden. Ein Gründungskongreß fand nicht statt; wer die ORI eigentlich anführte, blieb im Dunkeln; erst nach und nach sickerte durch, daß Aníbal Escalante zum Organisationssekretär ernannt worden war, und daß Blas Roca zum innersten Kreis der Führung gehörte. Ein Parteiprogramm ist niemals verkündet worden. Ein Sprecher der ORI verkündete lediglich im August 1960, die Partei werde nach den Grundsätzen des Marxismus-Leninismus aufgebaut werden.

Schon der gewundene Name der ORI zeigt die inhärente Problematik dieser Gründung an. Die »Integration«, die er verhieß, lief in der Praxis auf eine bloße Addition von Karteibeständen hinaus: die Anhänger der Bewegung des 26. Juli und des Directorio Revolucionario wurden, soweit sie sich nicht nach Florida abgesetzt hatten, einfach mit den Mitgliedern der alten KP in einen Topf geworfen. Bei dieser Addition kam eine Stärke von rund 15 000 heraus. An eine Rekrutierung von neuen Mitgliedern aus der Bevölkerung dachte offenbar niemand. Die Methoden,

mit denen die Partei aufgebaut und geführt wurde, sprachen natürlich eben jenen »Grundsätzen des Marxismus-Leninismus« Hohn, auf die sie sich berief.
So fällt es auch schwer, die Erklärungen für bare Münze zu nehmen, die Castro in einer berühmten Rede über die künftige Rolle der Partei und über sein Verhältnis zu ihr am 2. Dezember 1961 abgab. Er ging von der richtigen Feststellung aus, daß er bisher die Macht allein und ungeteilt ausgeübt hatte. Dieser Zustand habe niemals seinen Wünschen entsprochen; jetzt müsse ihm ein Ende gemacht werden; nunmehr gehöre die Macht in die Hände der Partei.

»Eine leninistische Partei ist die beste, die einzig wirksame Garantie für die Kontinuität der Machtausübung und der revolutionären Generallinie. Ich bin davon überzeugt, daß eine Regierungsform, die auf der Administration des Staates durch eine revolutionäre, demokratisch organisierte Partei mit kollektiver Führung beruht, das beste politische System ist, das die Menschheit im Laufe der Geschichte entwickelt hat. Die Partei muß die Führung übernehmen!«[19]

Gab es eine solche Partei oder gab es sie nicht? Und wo war ihre kollektive Führung? Es dauerte neun Monate, bis die Cubaner darüber etwas Authentisches erfuhren. Am 9. März 1962 ging eine lapidare Mitteilung durch die Presse, aus der zu entnehmen war, daß ein Nationales Direktorat der ORI gebildet worden war. Es bestand aus fünfundzwanzig Personen und war kurzerhand von Fidel Castro selbst ernannt worden. Dreizehn seiner Mitglieder waren aus der Bewegung des 26. Juli, zwei aus dem alten Directorio Revolucionario und zehn aus der PSP hervorgegangen.
Dieser neue, »integrierte« Parteiapparat konnte sich genau acht Tage lang halten. Am 17. und 26. März, sowie am 10. April brach Fidel den soeben erreichten Burgfrieden und deckte mit beispielloser Vehemenz eine schwere Parteikrise auf, die fast zum Selbstmord der soeben gegründeten ORI geführt hätte:

»Die Parteisekretäre haben eine willkürliche Diktatur über das ganze Land errichtet. Überall ist es zu despotischen Maßnahmen, zu individuellen Gewaltakten gekommen. Ehrliche Revolutionäre sind dem Terror ausgeliefert worden ... Diese Herren, die anderen ihre Ideen aufzwingen wollen, sind von Batista und seinen Henkersknechten kaum mehr zu unterscheiden!«[20]
(Der Organisationssekretär der Partei) »Aníbal Escalante hat eine Sekte von Privilegierten ins Leben gerufen. Die Provinzsekretäre haben sich wie Gauleiter aufgeführt. Vetternwirtschaft und Terrorismus breiten sich aus. Wir haben die ORI gegründet, aber die revolutionären Massen ausgeschlossen. Wir haben nicht einen Apparat, sondern ein Joch, eine Zwangsjacke geschaffen ... Was heißt das, Integrierte Revolutionäre Organisationen? Die einzigen, die sich hier organisiert haben, das waren die Leute von der PSP ... Es ist in allen Provinzen dasselbe: wer wurde Provinzsekretär der ORI? Der

frühere Provinzsekretär der PSP! Es ist in allen Ortsverbänden dasselbe: wer wurde Ortssekretär der ORI? Der frühere Ortssekretär der PSP! ... Wenn wir das Resultat betrachten, so müssen wir zugeben: das ist ein Misthaufen!«[21]

In Wirklichkeit war dieses Resultat unvermeidlich: die überlegene Organisationsstruktur der alten KP hatte sich sozusagen naturwüchsig durchgesetzt; das ORI-Sekretariat war zu einer Art von Nebenregierung geworden; eine Machtbasis, die von Fidel relativ unabhängig war, hatte sich gebildet. Zum Sündenbock wurde Aníbal Escalante ausersehen: Fidel griff ihn als Sektierer (weil er seine Genossen bevorzugte), als Opportunisten (weil er nicht scharf genug gegen frühere Batista-Kollaborateure vorging) und als Ehrgeizling an (weil er sich eine eigene Hausmacht zu schaffen suchte). Noch im März 1962 wurde das ORI-Sekretariat umgebildet; Escalante ging nach Moskau in die Verbannung; er durfte erst 1964 nach Cuba zurückkehren.

Gleichzeitig begann eine allgemeine Säuberung unter der Leitung von Sonderausschüssen, die von Fidel Castro, Ernesto Che Guevara und Raúl Castro persönlich eingesetzt wurden. Die Mitgliederfluktuation in diesem Jahr erreichte fast 50 Prozent des Bestandes. Zu einem generellen Ausschluß der Altkommunisten kam es nicht; zerschlagen werden sollte nur die autonome Machtbasis der PSP. Noch in der entscheidenden Rede gegen die »Sektierer« hatte Fidel eine Aussöhnung verhießen: »Von diesem Augenblick an, Genossen, muß jeder Unterschied zwischen dem Alten und dem Neuen, zwischen *sierra* und *llano*, zwischen denen, die Bomben geworfen haben, und denen, die es bleiben ließen, zwischen marxistisch Gebildeten und nicht marxistisch Gebildeten endgültig aufhören. Von diesem Augenblick an müssen wir einig sein und zusammenstehen.«[22] Mit Beschwörungen dieser Art war die gewünschte »Integration« freilich nicht zu erreichen. Dagegen gelang es Castro durch sein kühnes und rücksichtsloses Vorgehen, die Verselbständigungstendenzen der Parteibürokratie zu stoppen. Bis auf den heutigen Tag gibt es in Cuba keine breite, materiell privilegierte Schicht von Parteifunktionären, keine saturierte, sich unangreifbar dünkende »neue Schicht« oder »neue Klasse«, zusammengehalten von einem *esprit de corps* und von wohldefinierten materiellen Interessen, die in der Lage wäre, politisch selbständig aufzutreten. Ihre Entstehung zu verhindern, ist die bewußte Politik Fidels. Er hat ihre Durchsetzung teuer erkauft: mit einer Schwächung der politischen Kraft der Partei, die bis heute anhält.

Ein weiteres Resultat der Sektarismus-Krise von 1962 war die Erprobung neuer, höchst origineller, im sozialistischen Lager beispielloser Methoden der Mitglieder-Rekrutierung. Das Verfahren, das zuerst im Sommer 1962

eingeführt wurde, sieht die Wahl der Kandidaten für die Partei von seiten der Nicht-Mitglieder vor. In allen Fabriken, landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften und Büros des Landes werden regelmäßig Betriebsversammlungen *(asambleas)* einberufen; die Arbeiter in ihrer Gesamtheit schlagen neue Kandidaten für die Partei vor. Folgende Kriterien sind für die Wahl maßgebend: 1. Nur Betriebsangehörige mit hervorragenden Leistungen am Arbeitsplatz kommen in Betracht. 2. Der Kandidat muß die beiden Deklarationen von Habana akzeptieren. 3. Er muß sich verpflichten, die Parteidisziplin einzuhalten und seinen Mitgliedsbeitrag zu bezahlen. 4. Kollaborateure mit dem Batista-Regime und Teilnehmer an Batistas Scheinwahlen von 1958 sind ausgeschlossen. 5. Das Privatleben des Kandidaten muß »einwandfrei« sein. 6. Er muß seine Pflichten bei der Landesverteidigung erfüllen. 7. Er muß nachweisen können, daß er seinen Beitrag zur freiwilligen Arbeit in der Landwirtschaft geleistet hat. Nach der Nominierung kommt es zu einer eingehenden und öffentlichen kritischen Diskussion des Kandidaten. Dann erst folgt die Abstimmung.

Freilich hat eine Kommission der Partei über die Vorschläge, die aus den Betrieben kommen, immer das letzte Wort. Durch die Wahl in der *asamblea* ist eine Mitgliedschaft nicht gegeben. Es bedarf der ausdrücklichen Bestätigung durch die Partei, die in zahlreichen Fällen ihr Vetorecht gegenüber sogenannten »sektiererischen« und »toleranten Mehrheiten« ausübt. Im übrigen kann die Partei auch von sich aus, also außerhalb dieser Wahlprozedur, Mitglieder aufnehmen.[23]

Seitdem ist die Partei ununterbrochen gewachsen; in den letzten Jahren nahm die Mitgliederzahl sogar rapide zu; heute scheint die PCC auf dem Weg von einer Kader- zu einer Massenpartei. Bereits 1968 war die Zahl 100 000 weit überschritten. Was das für Rückwirkungen auf die Qualifikation der Mitglieder hat, läßt sich nur vermuten. Immer wieder betonen die Sekretäre der Partei die Notwendigkeit, ihrem geringen Ausbildungsstand aufzuhelfen; 1964 beispielsweise hatten in der Provinz Matanzas 78 Prozent der Genossen weniger als sechs Jahre lang die Volksschule besucht. Durch besondere Fortbildungskurse versucht die Partei, diesen Mängeln abzuhelfen.[24] Vier von fünf Mitgliedern müssen noch einmal in die Schule gehen. Der Anteil der Genossinnen lag 1963 bei 15 Prozent, und die Frauen sind auch heute noch in der Partei stark unterrepräsentiert.

Im Februar 1963 konstituierte sich endlich die lang angekündigte PURS (Partido Unido de la Revolución Socialista). Auch diesmal wurde kein Gründungsparteitag abgehalten, das von Fidel designierte ORI-Direkto-

rat amtierte (soweit es überhaupt in Erscheinung trat) einfach weiter. Im Grunde blieb es bei einer der zahlreichen Umtaufen, die das Studium der cubanischen Parteigeschichte zu einer Art von Scrabble machen. Hinausgezögert wurde der Aufbau der PURS durch eine Kette von weiteren Führungskrisen, Machtkämpfen und Affären. Die Unruhe an der Spitze erreichte während des Jahres 1964 einen neuen Höhepunkt. Wenigstens fünf führende Altkommunisten wurden im Laufe dieses Revirements degradiert: Manuel Luzardo, Minister für den Binnenhandel und Mitglied des Partei-Direktorates, wurde im Mai von Fidel scharf gemaßregelt; der Wirtschaftsminister Regino Botí im Juli entlassen; der Vizeminister für Verteidigung, Joaquín Ordoqui, durch einen Skandalprozeß schwer belastet, im November abgesetzt und unter Hausarrest gestellt. Auch er hatte dem Direktorat der PURS angehört, ebenso wie Carlos Rafael Rodríguez, der im Februar 1965 die Leitung der Bodenreformbehörde INRA an Fidel abgeben mußte. Schließlich büßte Juan Marinello zur gleichen Zeit seine Stellung als Rektor der Universität von Habana ein.

Damit schienen die Widersprüche in der Führung zunächst wenn nicht bereinigt, so doch stillgelegt. Die Partei existierte, machte kaum von sich reden und fiel in eine Art von Dämmerzustand zurück. Im Oktober 1965 griff Castro, um sie zu aktivieren, auf das nun schon rituelle Mittel der Umtaufe zurück: die alten Kommunisten waren an die Wand gespielt, Fidels Kontrolle war so vollkommen, die innenpolitische Lage soweit ausgereift, daß er den Namen Partido Comunista de Cuba (PCC) für seine Partei in Anspruch nehmen konnte. Dabei wurde auch die übliche Organisationsstruktur einer KP übernommen. Die Parteispitze besteht seitdem aus einem Politbüro (acht Mitglieder), einem Sekretariat (sieben Mitglieder), einem Zentralkomitee (hundert Mitglieder) und sechs Parteikommissionen (für die Streitkräfte und die innere Sicherheit; für Wirtschaftsfragen; für Erziehung; für Auswärtige Angelegenheiten; für Ideologie und Propaganda; und für Verfassungsfragen; eine Kontrollkommission gibt es nicht). Die personelle Zusammensetzung zeigt eine sehr starke Ämterkumulation bei wenigen Leuten. Eine Analyse der Mitgliedschaft des ZK ergibt folgendes Bild (Vergleichszahlen in Klammern: früheres ORI-Direktorat):

Anteil der Altkommunisten aus der PSP: 18% (40%);

Anteil der Offiziersgrade: 69% (55%; in der Sowjetunion: 15%); davon aktive Offiziere: 39% und

Offiziere der Sicherheitsorgane: 12%.[25]

Das Studium von Organisationsschemata und Funktionärslisten hat allerdings unter cubanischen Bedingungen höchstens symbolischen Wert;

denn das Zentralkomitee verdankt seine Existenz wiederum einem Federstrich Fidels: es wurde der Partei ohne jede Diskussion einfach oktroyiert. Im übrigen steht fest, daß das ZK in Cuba nichts zu sagen hat. Es spielt eine rein dekorative Rolle. Seine erste Sitzung fand eineinhalb Jahre nach seiner Konstituierung statt. Auf der Tagesordnung stand die Zurückweisung von venezolanischen Angriffen in der Organisation der Amerikanischen Staaten; eine zweite Sitzung wurde im Oktober 1967 aus Anlaß des Todes von Che Guevara einberufen; die dritte und bisher letzte Versammlung fiel in den Januar 1968 – es ging dabei um das Verfahren gegen die sogenannte Mikrofraktion. Es liegt auf der Hand, daß dieses ZK bloß als Fassade dient und keinerlei Entscheidungen zu treffen hat. Ebensowenig gibt es regelmäßige Sitzungen des Politbüros und des Sekretariates. Die Organisation der Parteispitze steht auf dem Papier. Fidel gibt sich nicht einmal die Mühe, diesen Tatbestand zu verschleiern. So berief er 1965 alle damals amtierenden Mitglieder des Kabinetts in das ZK der PCC; sie sitzen dort theoretisch heute noch, obgleich viele von ihnen seitdem abgelöst und durch neue Minister ersetzt worden sind, die dem ZK nicht angehören. Ihre Berufung ist gleichsam vergessen worden.
Ein Parteitag der PCC hat niemals stattgefunden. Auf die Frage, ob die Partei bereits völlig durchorganisiert sei, antwortete Fidel dem amerikanischen Journalisten Lee Lockwood im Sommer 1965: »An der Basis ist die Organisation praktisch abgeschlossen. Die Führungskader organisieren wir zur Zeit. Bis Ende 1967 werden wir den ersten Parteitag abhalten, an dem von den Mitgliedern gewählte Delegierte aus ganz Cuba teilnehmen werden.«[26] Dem Korrespondenten Herbert Matthews gegenüber bestätigte der Organisationssekretär der PCC, Armando Hart, noch im Mai 1966 diese Vorhersage[27]. Der Parteitag hat bis heute nicht stattgefunden, von gewählten Delegierten ist keine Rede, und niemand glaubt in Cuba im Ernst daran, daß sich das ändern wird.

Dem desolaten organisatorischen Zustand der Partei entspricht ihre ideologische Verfassung. Es handelt sich um zwei Seiten ein und derselben Münze. Ein Programm der PCC gibt es nicht. Wer sich nach ihrer Ideologie erkundigt, wird stets auf Fidels Reden verwiesen, deren Widersprüchlichkeit notorisch ist; wer sich auf sie beruft, tut gut daran, die jeweils letzte heranzuziehen; zu wiederholen, was Fidel vor ein paar Jahren sagte, könnte die unangenehmsten Folgen haben. (Aus diesem Grund gibt es auch in Cuba keinerlei Sammlung von Castros Reden in Buchform.)
Die Ideologische Kommission der Partei (Comisión de Orientación Revolucionaria, COR) ist ausschließlich mit Agitationsaufgaben beschäftigt.

Sie beschränkt sich darauf, jeweils für den Tag bestimmte Losungen auszugeben und aktuelle Produktionsziele zu propagieren. Ähnliche ideologische Aufgaben haben die Parteischulen zu erfüllen. Die Escuelas de Instrucción Revolucionaria, 1961 gegründet, verfügen über ein zentrales Institut in Habana und zwölf Provinzschulen. Die Kurse dauern drei bis sechs Monate. Dem unübersichtlichen Kurs der Partei entsprechend, sind diese Schulen immer wieder umorganisiert worden. Sie können jährlich bis zu 30 000 Telinehmer aufnehmen. Geschwächt durch die Sektarismus-Krise und scharf angegriffen von anti-doktrinären Wissenschaftlern, die besonders die schematisch übernommenen sowjetischen Lehrbücher kritisierten, und von Fidel gelegentlich mit höhnischen Seitenhieben bedacht, ist ihre politische Bedeutung in den letzten Jahren zurückgegangen. Was die ideologische Arbeit in der Presse und in den Massenmedien betrifft, so beschränkt sie sich auf anspruchslose Vulgarisierung der Stichworte, die Fidel gibt, und auf opportunistische und eklektische Kommentare.

Der herrschende ideologische Zustand läßt sich wohl am besten an Hand eines Beispiels zeigen. Das folgende Zitat stammt aus einer Broschüre, welche die Ideologische Kommission der Partei als »Studienmaterial« unter dem Titel *Betrachtungen über die ideologische Arbeit* herausgegeben hat. Der Text enthält freilich nicht das gesamte ideologische Repertoire der Partei. Es fehlen besonders die anti-imperialistischen und internationalistischen Momente, die in Cuba eine wichtige Rolle spielen. Im Hinblick auf die Innenpolitik kann, was folgt, jedoch auf Vollständigkeit und repräsentative Geltung Anspruch machen:

»Bei der Ausarbeitung ihres Planes für die ideologische Arbeit darf die Partei sich nicht auf allgemeine oder vermeintlich ›theoretische‹ Thesen stützen. Natürlich ist es wichtig, die Grundzüge der kommunistischen Moral herauszuarbeiten. Aber in dieser Beziehung geben uns die Reden Fidels, Raúls und des Che genügend Weisungen. Eine Anthologie dieser Art wirft mehr Licht auf diese Fragen als jede theoretische Spekulation von unserer Seite . . . Wir können noch genauer bestimmen, welche konkreten Fragen jeden einzelnen Sektor der Bevölkerung und welche das ganze Volk betreffen. Unsere ideologische Aufgabe besteht darin, daß sich das Bewußtsein in dieser Hinsicht vertieft. Das erlaubt uns, die Beziehung zwischen gesellschaftlichen Pflichten und gesellschaftlichen Strebungen zu fixieren. Zu den Pflichten gehören vor allem: die revolutionäre Disziplin im allgemeinen; die Arbeitsdisziplin; die Schuldisziplin; der Sinn für das Heroische; die Verpflichtung, mehr und besser zu arbeiten; die Verpflichtung, sich fortzubilden; die Pünktlichkeit; die Verantwortlichkeit; die Genügsamkeit; die Bescheidenheit; der Geist der wissenschaftlichen Untersuchung; die Festigkeit; die Kampfbereitschaft; der Geist der revolutionären Solidarität; die Organisation der Arbeit und die richtige Ausnutzung aller verfügbaren Produktionsfaktoren; der Kampf gegen die Pfuscherei; die Anwendung der Technik; die revolutionäre Wachsamkeit; die Opferbereitschaft; die Hingabe an die Arbeit; und die Fähigkeit, tiefe und objektive Analysen zu leisten. Das Wesen unserer ideologischen Arbeit wird darin bestehen, die Bedeutung eines jeden einzelnen

dieser Aspekte zu erklären und zu zeigen, welche Arbeitsmöglichkeiten sie eröffnen. Nur auf dieser Grundlage kann die ideologische Arbeit eine konkrete Kategorie erreichen und sich von jedem Intellektualismus, von jedem Theoretisieren und von jeder Metaphysik befreien ...

Der ideologische Kampf besteht darin, Erklärungen, Informationen und Weisungen über diejenigen Pflichten zu vermitteln, die der Vormarsch der Revolution jedem einzelnen Kämpfer auferlegt. Diese Aufgabe trägt notwendigerweise einen eminent erzieherischen, belehrenden und unterweisenden Charakter. Der ideologische Kampf muß wesentlich durch Erklärung und Überzeugung geführt werden.

Dieser tägliche Kampf besteht im wesentlichen darin, dem Volk Erklärungen, Informationen und Weisungen darüber zu vermitteln, vor welche Aufgaben die Revolution jeden Arbeiter und das Volk in seiner Gesamtheit stellt.«[28]

Es fällt auf, daß dieses Dokument jeder Analyse der cubanischen Gesellschaft aus dem Weg geht. Der Klassenkampf kommt nicht vor, die Produktionsverhältnisse spielen keine Rolle. Der »Geist der wissenschaftlichen Untersuchung« wird zwar gerufen, aber er will sich nicht zeigen; die »Fähigkeit, tiefe und objektive Analysen zu leisten«, mangelt eben dem Text, der sie herbeiwünscht. In dieser Hinsicht steht die Broschüre nicht vereinzelt da. Ihre zugleich primitive und aufgeblasene Sprache zeigt an, wieweit das marxistische Denken in Cuba auf den Hund gekommen ist. Wörter wie *konkret, Kategorie, Analyse* werden völlig losgelöst von ihrer Bedeutung gebraucht, als bloße Fetische. Jede sozioökonomische Argumentation wird sorgfältig umgangen. Die cubanische Gesellschaft besteht aus »dem Volk«, »den Arbeitern« und »verschiedenen Sektoren«. Ihnen gegenüber tritt »die Revolution« als fremdes, forderndes und maßgebendes Subjekt auf, das sich nur in alttestamentarischen Tautologien äußern kann: »No hay argumento más fuerte que la obra misma de la revolución«: Es gibt kein stärkeres Argument als das Werk der Revolution selbst. Das klingt ähnlich wie Ich bin der ich bin.

Wer aber ist »die Revolution«? Eine allegorische Figur? Ein hypostasierter historischer Prozeß? Oder etwas, das sich nur in der Verkörperung durch den *Jefe máximo* begreifen läßt? Die Metaphysik, gegen die der Schulungstext sich zu wenden gibt, steckt in ihm selber. Auskunft darüber, wer und was die Revolution ist, »können wir in den Reden unserer Führer finden«. Im Sprachgebrauch Fidels aber verschwimmt dessen eigenes Denken und Handeln mit dem »der Revolution«. An die Stelle eines Ensembles von Grundsätzen treten die ad hoc gehaltenen Reden der Führung.

Charakteristisch ist ferner der naiv moralisierende Zug der ideologischen Äußerungen, die die Partei lanciert. Texte dieser Art interessieren sich prinzipiell nicht für das, was ist, sondern allein für das, was sein sollte. Ihre Sätze sind rein appellatorisch. Sie bilden eine endlose Reihe von Ermah-

nungen. Eine Art Tugendsystem wird postuliert, das an mittelalterliche Vorbilder erinnern könnte, wenn es weniger wirr wäre. Durch magische Wiederholung soll »Bewußtsein« in die Köpfe gebracht werden. Aber dieses Bewußtsein ist ohne Begriff, es versteht nichts und erschöpft sich in moralisierenden Anläufen. Bis zur Unkenntlichkeit plattgewalzt und vergröbert, kehren hier gewisse Momente aus dem Denken des Che wieder: ein extremer Voluntarismus, der, vulgarisiert, in die Vertauschung von subjektiven und objektiven Bedingungen mündet, so als ließe sich Marx auf den Kopf stellen. Das Bewußtsein des einzelnen Arbeiters, einmal ins rechte Lot gebracht, soll die ökonomische Basis bestimmen. Die moralische Anstrengung soll genügen, um die Gesellschaft aus dem Sumpf der Unterentwicklung zu ziehen: Jeder, wie Münchhausen, am eigenen Schopf.

Dieser Idealismus wirkt umso penetranter, als es ihm auf Erkenntnis offenbar nicht ankommt. Fast könnte es scheinen, als hätte er es darauf abgesehen, seine eigene Ignoranz zu befestigen. Er wäre dann Ideologie im reaktionärsten Sinn des Wortes, Bewußtsein als Fassade, bloßes Moment von Herrschaft statt rationaler Begründung einer historischen Notwendigkeit. Schließlich fällt an dem zitierten Text seine geradezu wütende Theoriefeindlichkeit auf. Sie kehrt in allen maßgeblichen ideologischen Äußerungen der Partei wieder und geht zweifellos auf Fidel selbst zurück. »Schluß mit den Theoretikern der Revolution! Schluß mit diesen marxistischen Theoretikern! Der Marxist-Leninist, der immerzu Theorien entwickelt, liegt nur der Gesellschaft auf der Tasche!«[29] Von solchen Ausbrüchen wimmelt es in Fidels Reden. Sie kehren freilich oft in liebenswürdigerer Gestalt wieder, so in einer Anekdote aus den Jahren 1954/55, die Raúl Castro einem amerikanischen Gast erzählt hat. Damals, im Gefängnis auf der Isla de Pinos, gab Fidel seinem Bruder einige Bücher von Marx und Lenin zu lesen. »Vom *Kapital* haben wir drei Kapitel gelesen«, berichtete Raúl lachend, »und dann haben wir es weggeschmissen. Ich bin sicher, daß Fidel seitdem nie wieder reingeschaut hat.«[30] Das hat einen gewissen Charme; es dürfte kaum einen kommunistischen Politiker geben, der über das dritte Kapitel hinausgekommen wäre; es gibt aber ganz gewiß keinen außer Fidel, der sich darauf etwas zugute hielte.

Damit ist nun freilich die Theoriefeindschaft der Partei und ihrer Führung, die an blinden Haß grenzt, keineswegs erklärt. Sie ist völlig unmarxistisch, und ihre Wurzeln liegen auch nicht in der revolutionären Praxis der Cubaner. Sie sind eher in der intellektuellen Tradition des Landes zu suchen. Außerhalb der alten KP ist die überlieferte theoretische Substanz spärlich; eine breite Rezeption der marxistischen Klassiker hat nicht statt-

gefunden. Ideologische Restbestände aus der Zeit des spanischen Kolonialismus schlagen bis in die vierziger Jahre hinein gelegentlich durch; der amerikanische Einfluß hat die allgemeine Unwissenheit und die politische Unterentwicklung nur in der Hauptstadt notdürftig kaschiert, aber dafür den Cubanern einen bleibenden Zug zum Praktizismus eingebracht. Auch verdeckte Reste aus den antikommunistischen Zeiten der Bewegung des 26. Juli spielen eine Rolle. Das Mißtrauen in die herkömmliche kommunistische Denkweise ist vor allem in der Polemik gegen die »Lehrgänge« sowjetischer Provenienz zum Vorschein gekommen; hier allerdings größtenteils zu Recht. Doch hat die cubanische Partei den Streit zum Vorwand genommen, um jedermann als Dogmatiker zu verdächtigen, der überhaupt noch theoretisch argumentiert. Die Verwechslung von Dogma und Theorie gehört zum ständigen Repertoire Fidels. Es ist freilich nicht recht einzusehen, was an den Schulungstexten der PCC undogmatisch sein soll, und worin sie ihren sowjetischen Vorbildern und Gegenstücken überlegen wären: jedenfalls können sie sich mit ihnen an Phrasendrescherei und Engstirnigkeit durchaus messen. Überhaupt ist einer mangelhaften oder falschen Theorie mit der Absage an Theorie schlechthin nicht zu begegnen. Ein Bewußtsein, das sich jeder begrifflichen Arbeit ausdrücklich verschließt, muß verkümmern. Moralisierende Rhetorik und plattes Fortwursteln bleiben übrig. Die Ideologie wird zur beliebig plastischen Knetmasse. Eine Art von permanenter Obsoleszenz setzt sich durch. Losungen werden zum Wegwerfen hergestellt. Folgerichtigkeit spielt als Kriterium keine Rolle mehr.

Was Fidel selbst betrifft, so tritt noch ein weiteres Motiv hinzu, das allerdings eher von psychologischem Interesse ist. Er hat offenbar das Bedürfnis, den existierenden Ideologien eine eigene, echt cubanische Lehre entgegenzusetzen. Diesen Anspruch kann er jedoch nicht einlösen, weil seine theoretischen Fähigkeiten dazu nicht ausreichen. Das ist für jedermann offensichtlich, der sich die Mühe macht, seine Reden über einen längeren Zeitraum hinweg nachzulesen.

Natürlich kann Castro seinen Argwohn gegen das bloße Theoretisieren mit bitteren Erfahrungen aus den Jahren des Kampfes gegen Batista belegen. Sein Haß auf Leute, bei denen sich die Revolution nur im Kopf abspielt, ist nicht nur verständlich, er ist absolut berechtigt. Doch fehlt das notwendige Korrelat dazu, nämlich die Ablehnung eines Pragmatismus, der sich theorielos von einer Situation zur andern forthangelt und das politische Handeln auf das Lernschema von *trial and error* verkürzt. Praxisbezogene Theorie ist eine unentbehrliche Produktivkraft. Sie erfordert und ermöglicht Kritik. Sie deckt gesellschaftliche Widersprüche nicht

zu, sondern macht sie sichtbar, erlaubt ihre Artikulation und zeigt die Möglichkeit oder Unmöglichkeit ihrer Lösung an.
Allerdings bedeutet jede Theorie auch eine Fixierung. Sie ermöglicht die rationale Überprüfung von Entscheidungen. Insofern schränkt sie den politischen Spielraum dessen ein, der sie sich zu eigen macht. Hier aber liegt des Pudels Kern. Fidel hegt eine panische Abneigung gegen jede Instanz, die seine absolute Bewegungsfreiheit eingrenzen könnte. Er weist jede Verpflichtung, jede Kontrolle und jeden Zwang zur Rechtfertigung zurück, auch wenn es die eigenen Einsichten wären, an denen er seine Handlungen zu überprüfen hätte. Das ist der wahre Grund seiner Theoriefeindschaft.
Eine derart unbeschränkte Souveränität kann allerdings zur Beliebigkeit werden. Es gibt unter diesen Umständen nur eine einzige Garantie für eine konsequente und kontinuierliche Politik der Revolution, und diese Garantie ist rein subjektiver Natur. Sie liegt in der Integrität des Revolutionärs Fidel Castro. Das Vertrauen in ihn, jeder Überprüfung enthoben, wird somit zum Kernstück der Ideologie. Für eine kommunistische Partei ist das zu wenig. Es bedeutet, daß der PCC nicht nur die historische, sondern auch die ideologische Legitimation fehlt.

Was ist die cubanische Partei und wie funktioniert sie?

»Sie ist in erster Linie die revolutionäre Avantgarde, die politische Organisation der Arbeiter, in der die Staatsmacht sich manifestiert und die die Massen zur Bewältigung der Aufgaben und der Funktionen der Revolution mobilisiert. Sie erzieht sie, organisiert sei, leitet und kontrolliert die Verwaltung, stellt die Arbeitspläne auf und überwacht ihre Ausführung. Die Partei ist mit einem Wort die politische Macht. Es gibt keinen Dualismus, keine Teilung der Gewalten und der Funktionen. Nach dem ersten Parteitag werden wir in der Lage sein, die Rolle der Partei noch genauer zu bestimmen. Wir werden dann weit besser verstehen, was zu tun ist, und wie es getan werden muß.«
Fidel Castro *dixit*, 1965.[31]

Seitdem ist viel Zeit vergangen, aber es hat sich nichts geändert. Die Partei soll regieren, doch tut sie nichts dergleichen. Das heißt nicht, daß sie überflüssig oder funktionslos wäre. Auf lokaler Ebene leistet sie an vielen Stellen gute administrative Arbeit. Besonders in den Kleinstädten, Dörfern und *bateys* der Insel gibt es zahlreiche tüchtige Parteisekretäre, die in ihrer Kleinarbeit unermüdlich sind. Sie mobilisieren Leute für die freiwillige Arbeit in der Landwirtschaft, greifen schlichtend in innerbetriebliche Verhältnisse ein, schlagen Schneisen in das Planchaos, kämpfen gegen Desorganisation und Schlamperei, und helfen als Mädchen für alles bei der Lösung der tausend Probleme des Alltags in der cubanischen Provinz.

Sie tun es ohne klare Kompetenzen, meist aus eigener Initiative. In dieser Hinsicht übernehmen sie viele Aufgaben, die in anderen sozialistischen Ländern Massenorganisationen wie den Gewerkschaften oder den lokalen Verwaltungsbehörden zufallen. Soziologisch spielt die Partei außerdem als Rekrutierungs- und Aufstiegsfeld eine reale Rolle. Nur eines ist sie auf keinen Fall: die politische Macht.

Die politische Macht in Cuba liegt ausschließlich in den Händen von einer verschwindend kleinen Zahl von Personen, die sich um Fidel scharen, und für die keinerlei Parteidisziplin maßgebend ist, sondern einzig und allein ihre persönliche Loyalität dem *Comandante-en-jefe* gegenüber. Es ist deshalb auch völlig unerheblich, welche Parteiämter sie innehaben, ja ob sie der PCC überhaupt angehören. (Einige der einflußreichsten Vertrauten Castros sind ihr bis heute nicht beigetreten.)

Fidel braucht die Partei und kann sie nicht leiden. Sie ist ihm lästig. Ihre Sitzungen besucht er kaum. Er kann auf ihren Apparat nicht verzichten und fürchtet ihn als Mühlstein um seinen Hals. Der Avantgarde, die er herbeiruft, läuft er mit großer Ausdauer davon. Niemals wird sie ihn einholen. Er will sie und will sie nicht. Fidels Dilemma ist somit auch das Dilemma der PCC, einer Institution, die seit vielen Jahren gleichzeitig aufgebaut und destruiert wird. Deshalb ist die Kommunistische Partei Cubas eine Partei ohne gewählte Gremien, ohne Parteitage, ohne Statuten, ohne Programm, ohne feste Kompetenzen, ohne klares Selbstverständnis; eine Partei ohne geschichtliche Wurzeln, ohne theoretische Substanz; eine Partei ohne Macht; der Schatten einer Partei, die es vielleicht niemals geben wird.

Anmerkungen

1 Nachweise bei Robert J. Alexander, *Communism in Latin America*. New Brunswick, N. J. 1957, S. 272, und Charles E. Thompson, *Foreign Policy Reports* XI/21, 1935.

2 *Communist International* vom 15. Februar 1934, zitiert nach Boris Goldenberg, *The Cuban Revolution and Latin America*, New York 1965, S. 115.

3 Yves Guilbert, *Castro l'infidèle*, zitiert nach Goldenberg, a.a.O., S. 117.

4 Segunda Asamblea Nacional del Partido Socialista Popular, *Los Socialistas y la realidad cubana*. La Habana 1944. Zitiert nach Robert Scheer und Maurice Zeitlin, *Cuba. An American Tragedy*, Harmondsworth 1964, S. 123.

5 Zahlenangaben nach Theodore Draper, *Castroism. Theory and Practice*, New York

1965, S. 204 sowie Wyatt MacGaffey und Clifford R. Barnett, *Twentieth-Century Cuba. The Background of the Castro Revolution*, New York 1965, S. 157.

6 *Daily Worker*, New York, vom 5. August 1953. Die Erklärung konnte damals in Cuba selbst nicht veröffentlicht werden, weil das offizielle Organ der Partei verboten war.

7 Fidel Castro, *¡Basta ya de mentiras!* In: *Bohemia*, La Habana, vom 15. Juli 1956. Zitiert nach Draper, a.a.O., S. 28. Blas Roca war Generalsekretär der Partei, Peña ein führender kommunistischer Gewerkschaftler.

8 Claude Julien, *La Révolution Cubaine*, Paris 1961, S. 81 ff. und Goldenberg, a.a.O., S. 166.

9 Theodore Draper, *Castro's Revolution. Myths and Realities*. New York 1962, Scheer/Zeitlin, a.a.O., S. 127.

10 Gespräch zwischen Maurice Zeitlin und Carlos Fernández R. Scheer/Zeitlin, a.a.O., S. 128; *Noticias de Hoy*, La Habana, vom 11. Januar 1959.

11 Nachweise bei Goldenberg, a.a.O., S. 162.

12 Auskunft von Carlos Rafael Rodríguez gegenüber Herbert L. Matthews. Siehe dessen Biographie von *Fidel Castro*, New York 1969, S. 176.

13 *Guía del pensamiento político-económico de Fidel*. In: Diario libre, La Habana 1959, S. 48.

14 Andrés Suárez, *Cuba: Castroism and Communism, 1959–1966*, Cambridge, Mass. 1967, S. 61.

15 Ernesto Che Guevara, *Un año de lucha armada*. In: *Verde olivo*, La Habana, vom 5. Januar 1964.

16 MacGaffey/Barnett, a.a.O., S. 309.

17 Lionel Soto in *Cuba Socialista*, La Habana, vom Februar 1963.

18 Zitiert nach Theodore Draper, *Castro's Revolution*, S. 84.

19 Zitiert nach Draper, a.a.O., S. 149 f. und Scheer/Zeitlin, a.a.O., S. 225.

20 Goldenberg, a.a.O., S. 264.

21 Scheer/Zeitlin, a.a.O., S. 227; Goldenberg, a.a.O., S. 265.

22 Matthews, a.a.O., S. 315, Scheer/Zeitlin, a.a.O., S. 227.

23 Jorge Domínguez, *The Politics of the Institutionalization of the Cuban Revolution: The Search for the Missing Links*. Unpubliziertes Manuskript. New Haven, Conn. 1968. Vgl. auch *Cuba Socialista*, La Habana, vom Juni–November 1962.

24 *Cuba Socialista*, La Habana, vom Januar 1965.

25 Domínguez, a.a.O.

26 Lee Lockwood, *Castro's Cuba, Cuba's Fidel*. Zweite Auflage. New York 1969, S. 152.

27 Matthews, a.a.O., S. 317.

28 *Consideraciones sobre el trabajo ideológico*. Material de estudio. Ediciones COR. La Habana o. J. (1968).

29 Fidel Castro, Rede vom 30. Oktober 1963. Zitiert nach Draper, *Castroism*, S. 217.

30 Matthews, a.a.O., S. 187.

Anmerkungen der Redaktion

Faure Chomón, ursprünglich Faure Chaumont, ist aus der cubanischen Studentenbewegung der Batista-Zeit hervorgegangen. Er leitete die wichtigste Operation des städtischen Widerstandes gegen die Diktatur, den Überfall auf das Präsidentenpalais und die Übernahme der Radiostation CMQ am 13. März 1957. Die damals bereits illegale Federación de Estudiantes Universitarios (FEU) war für diese Aktion verantwortlich. Chomón trat bald darauf an die Spitze des Directorio Revolucionario, einer Gruppe, die neben Fidel Castros Bewegung vom 26. Juli den bewaffneten Kampf gegen Batista getragen hat. Er wurde Comandante der Rebellenarmee in der Provinz Las Villas. Nach dem Sieg der Revolution kam es zu starken Meinungsverschiedenheiten zwischen den beiden Gruppen. Das Directorio forderte Wahlen und wünschte die Entwaffnung der Rebellen zugunsten einer »unpolitischen Armee«. Daraufhin griff Castro Chomón als Opportunisten und Demagogen an. Gleichwohl wurde Chomón 1959 als erster Botschafter Cubas in die Sowjetunion entsandt. Die politischen Gegensätze waren damit jedoch nicht begraben. Das Directorio ging 1961 in der neugegründeten Einheitspartei auf, blieb jedoch in der FEU nach wie vor einflußreich. Der Studentenverband wurde erst 1967 endgültig aufgelöst. Chomón ist heute Mitglied des Sekretariats der PCC.
Sein Bericht über die Aktion vom 13. März 1957 stammt aus Carlos Franquis Buch *El libro de los doce* (Habana 1965).

Enrique Oltuski, 1929 geboren, ist von Beruf Verfahrensingenieur. Nach seiner Ausbildung in den USA baute er die Organisation des 26. Juli in der Provinz Las Villas auf. Über seine Guerrilla-Erfahrungen berichtet er in einem Buch, das noch nicht abgeschlossen ist. Es soll *Gente del llano* heißen. Unser Text ist ein Vorabdruck daraus. Nach dem Sieg der Revolution wurde Oltuski Minister für das Nachrichtenwesen. Nach der Gründung des Industrieministeriums wurde er dort zu einem der engsten Mitarbeiter des Che. Nach Ches Abschied ging er in die Planungsbehörde; dann in die Viehzucht. Heute leitet er die Zuckerproduktion in der Provinz Matanzas. Er ist außerdem Mitherausgeber der Literaturzeitschrift *Unión*. Nur als Verfahrensingenieur hat er nie gearbeitet.

Norberto Fuentes Cobas, geboren 1943 in La Habana, ist Journalist und hat an den kommunistischen Zeitungen *Mella* und *Hoy* gearbeitet. 1962–1965 war er als Berichterstatter im Escambray, einer bergigen, kaum entwickelten Zone in Zentralcuba und erlebte dort den Kampf gegen die konterrevolutionären Partisanen mit. Die hier gedruckten Kurzgeschichten stammen aus dem Band *Condenados de Condado* (La Habana 1968); das Buch wurde mit dem Preis der Casa de las Américas ausgezeichnet; eine deutsche Ausgabe wird 1970 in der edition suhrkamp erscheinen.

Edmundo Desnoes ist 1930 in Habana geboren, besuchte eine Offiziersschule in Mississippi, und arbeitete in New York als Redakteur und als Werbefachmann. Er ist erst nach dem Sieg der Revolution nach Cuba zurückgekehrt. Nach einigen Jahren im Staatsverlag ging er als Spezialist für Massenmedien in die Ideologische Kommission der Partei (COR). Seine Essays beschäftigen sich hauptsächlich mit Fragen der Bewußtseins-Industrie. Sein wichtigstes Buch, *Memorias del subdesarrollo* (La Habana 1966), ist die fiktive Autobiographie eines jungen Bourgeois, den die Revolution überrascht und anödet, der

sich aber nicht entschließen kann, das Land zu verlassen. Das Buch soll unter dem Titel *Erinnerungen eines Zurückgebliebenen* auf deutsch erscheinen.

Sergio de Santis ist Italiener. Sein Beitrag stammt aus der römischen Zeitschrift *Critica Marxista*, Jg. 3, Nr. 5/6 (1965). Von dort wurde er ins Spanische übertragen. Die Übersetzung von A. Schubert folgt der spanischen Fassung.

Die drei Reden Fidel Castros sind um eine Reihe von Wiederholungen und Abschweifungen gekürzt worden. Die Auslassungen sind durch eckige Klammern bezeichnet.

Heberto Padilla, geboren 1932 in der Provinz Pinar del Río, ist von Beruf Journalist. Er brachte, nach der Revolution, mehrere Jahre als Korrespondent der cubanischen Nachrichtenagentur Prensa Latina in London und Moskau zu. Später nahm er eine wichtige Stellung im Außenhandelsministerium ein. Seit einigen Jahren lebt er als Schriftsteller in Habana. Sein letzter Gedichtband, ausgezeichnet mit dem Preis des cubanischen Schriftstellerverbandes, heißt *Fuera del juego* (La Habana 1968). Das Buch und die Umstände seiner Veröffentlichung haben zu einem internationalen Skandal geführt. Die Polemik, die sich an ihm entzündete, kann für die cubanische Kulturpolitik weitreichende Folgen haben. Die hier übersetzten Gedichte sind, außer einem *(Ratschlag an eine Dame)*, bisher nirgends veröffentlicht worden.

José Yglesias ist ein amerikanischer Romancier, der sich durch seine Reportage *The Fist of Revolution* (New York 1968) als guter Kenner Cubas ausgewiesen hat. Der Bericht gibt eine detallierte Schilderung vom Leben in einer Kleinstadt in der Provinz; er wird demnächst auch in deutscher Sprache erscheinen. – Originaltitel seines Beitrags: »Cuban Report: Their Hippies, Their Squares«, © 1969 by *The New York Times Company*. Reprinted by permission.

dritte welt

»Mit den hier vorgestellten Studien bietet die Europäische Verlagsanstalt dem deutschen Publikum den bisher umfassendsten sachkundigen Überblick über die zentralen Probleme der Dritten Welt.
Je intensiver man sich mit den vorliegenden Publikationen beschäftigt, um so stärker drängen sich Fragen nach dem Weg auf, den andere Länder bisher gegangen sind und in Zukunft gehen werden: Das Bild der Dritten Welt ist mithin noch lange nicht vollständig, aber wichtige Konturen wurden bereits sichtbar gemacht.«

Karl Michael Wecker, Der Volkswirt

Leo Huberman/Paul M. Sweezy	**Kuba – Anatomie einer Revolution** 236 Seiten, kartoniert 9 DM
Ernesto Che Guevara	**Venceremos! Wir werden siegen!** Herausgegeben von Lothar Menne 196 Seiten, kartoniert 7 DM
Bassam Tibi (Hrsg.)	**Die arabische Linke** Eingeleitet von Bassam Tibi 176 Seiten, kartoniert 12 DM
Renate Zahar	**Kolonialismus und Entfremdung** Zur politischen Theorie Frantz Fanons 116 Seiten, kartoniert 7 DM
Jean Chesneaux	**Vietnam** Geschichte und Ideologie des Widerstandes 208 Seiten, kartoniert 7 DM
C. P. Fitzgerald	**Revolution in China** 3. Auflage 1969, 288 Seiten kartoniert 9 DM
Ronald Segal	**Die Krise Indiens** 343 Seiten, kartoniert 9 DM
Giovanni Blumer	**Die chinesische Kulturrevolution 1965/67** 400 Seiten, kartoniert 9 DM
Pierre Jalée	**Die Dritte Welt in der Weltwirtschaft** 208 Seiten mit zahlreichen Tabellen, kartoniert 19 DM

Europäische Verlagsanstalt

Hans G Helms
Fetisch Revolution

Marxismus und Bundesregierung.

Soziologische Essays.
208 Seiten.
Broschiert DM 9,80

Inhalt:

Marxismus und Bundesrepublik. Zur Verwandlung der sozialdemokratischen Partei von der revolutionären Organisation der Arbeiterklasse zum ›Grenzträger‹ der monopolkapitalistischen Herrschaft.

Fetisch Revolution. Linksradikalismus unter monopolkapitalistischen Bedingungen.

Kritik der westdeutschen Marx/Engels-Ausgaben.

Luchterhand

DER GRANMA-KOMPLEX

Ein Film von Wolfgang Neuß und Gisela Groenewold

Über Zuckerernte und Weltrevolution; über die Jacht *Granma*; über die Große Mutter Sowjetunion; über die Zeitung *Granma*; über permanente Revolution und Subvention.

Schwarz/weiß 35 mm. Produktion 1970. ARD-Beteiligung nicht ausgeschlossen. Finanzhilfe und internationaler Verleih gesucht.

MÖGLICH, DASS KONSINSKY ANKOMMT

Farbfilm-Projekt

Über die Sehnsucht der europäischen Intellektuellen nach dem sonnigen Sozialismus und ihren Hang, der europäischen Wirklichkeit zu entfliehen.

Farbe 35 mm. Produktion 1970. Außenaufnahmen Jugoslawien, Atelier Berlin. Eigene Kapitalbeteiligung. Produzent gesucht.

Angebote an Wolfgang Neuß, 1 Berlin 10, Lohmeyerstraße 6

Pierre Broué / Emile Témime
Revolution und Krieg in Spanien
Geschichte des spanischen Bürgerkrieges

720 Seiten. Leinen DM 30.–, kart. DM 22.–

»... eines der wenigen Bücher von hohem historischen Rang über diesen Gegenstand.«

Fritz René Allemann in der ›Zeit‹ vom 28. März 1969

Vor 30 Jahren ging der spanische Bürgerkrieg zu Ende. Ist er wirklich zu Ende gegangen? Die Erinnerung an ihn lastet wie ein Trauma über dem heutigen Spanien und lähmt die Opposition innerhalb wie außerhalb des Landes. Erst in den letzten Jahren hat sich die junge Generation von diesem Erbe frei gemacht. Sie will ihre eigene Geschichte, ihre eigene Revolution leben.

Bernhard Schütze
Rekonstruktion der Freiheit. Die politischen Oppositionsbewegungen in Spanien

edition suhrkamp Band 298. DM 3.–

Fünfundzwanzig Jahre nach dem Bürgerkrieg hat sich eine aktive politische Opposition aus Arbeitern, Gewerkschaftlern, Intellektuellen, Studenten und Priestern gebildet. Sie ist entschlossen, die Diktatur abzuschaffen und in Spanien eine soziale Demokratie zu verwirklichen. Bernhard Schütze beschreibt die Geschichte dieser Opposition.

Suhrkamp Verlag

Im Mittelpunkt
der literarischen
Diskussion

GRASS
ÖRTLICH
BETÄUBT
ROMAN
DM 19,50
LUCHTER
HAND

Verfassungsrecht in Fällen

Schriftenreihe in 18 Heften

Ausgewählt, redigiert und kommentiert von

Dr. Christian Starck

Jedes Heft dieser Reihe behandelt einen besonderen von der Verfassung geregelten Lebensbereich. Die dazu ergangenen wichtigen Entscheidungen des Bundesverfassungsgerichts werden redigiert und kritisch kommentiert.
Das Bundesverfassungsgericht übt in seinen Entscheidungen Rechtskritik. Gegenstand der Kritik ist das herkömmliche und immer wieder neu gesetzte einfache Recht. Maßstab sind die zumeist offenen und wenig bestimmten Verfassungsnormen, deren Normativität sich an Hand der zur Entscheidung stehenden Fälle erst voll entfaltet.

Erste Serie:
1. Schutz der körperlichen Integrität
2. Meinungs- und Pressefreiheit
4. Glaubens- und Gewissensfreiheit; Verhältnis von Staat und Kirche
6. Berufsfreiheit
7. Schutz des Eigentums

Zweite Serie:
3. Vereinigungsfreiheit
5. Ehe und Familie; uneheliche Kinder
9. Gleichheit
10. Staatsbürger und Gericht
13. Politische Parteien
14. Wahlrecht und Abgeordnete
17. Garantie der kommunalen Selbstverwaltung

Dritte Serie:
8. Freie Entfaltung der Persönlichkeit
11. Volkssouveränität und Gewaltenteilung
12. Bundesstaatlichkeit
15. Gesetz und Verwaltung
16. Die Ermächtigung zum Erlaß von Verordnungen
18. Der öffentliche Dienst.

Je Heft 40–65 S., jeweils 4.80 DM
Neuerscheinung – Fordern Sie ausführlichen Einzelprospekt an.

Nomos Verlagsgesellschaft
757 Baden-Baden · Postfach 610

die
Volksfeind
ideologie

Zur Kritik rechtsradikaler Propaganda. DM 9.80
Von Hermann Bott.

Das deprimierendste Ergebnis dieser Analyse besteht darin, daß die Ideologie des Rechtsradikalismus einen namentlich genannten „körperlichen Feind" benötigt, z. B. Gastarbeiter, Neger ... und einen – freilich verkappten – Antisemitismus.

dva
Deutsche Verlags-Anstalt

Veröffentlichung des Instituts für Zeitgeschichte.
In jeder Buchhandlung erhältlich.

Miguel Barnet
Der Cimarrón

Die Lebensgeschichte eines entflohenen Negersklaven aus Cuba, von ihm selbst erzählt. Nach Tonbandaufnahmen herausgegeben von Miguel Barnet. Aus dem Spanischen von Hildegard Baumgart. Mit einem Nachwort von Heinz Rudolf Sonntag. 258 S. Ln. DM 18,–

»Montejo (der Cimarrón) ist ein Revolutionär, weil er kritisch ist, gegen die anderen und gegen sich selbst. Das hat ihn nicht zum Eigenbrötler, sondern zum fröhlichen und unterhaltenden Menschen gemacht. Weil er sich seiner Identität bewußt ist, kann er sich auch einem Kollektiv unterordnen. Das beweist seine Lebensgeschichte und das beweist sogar die Sprache, in der er sie erzählt. Es ist die einfache Sprache des schwarzen Arbeiters, aber sie ist nicht primitiv, sondern voller Eigenarten und voller Poesie.« *Hessischer Rundfunk*

Insel Verlag Frankfurt/M.

Neu

Für Leser, die politisch denken

Keith Robbins
München 1938
Ursprünge und Verhängnis
352 Seiten. Bibliographie, Anmerkungen. Register **28 DM**

Roland Nitsche
Der häßliche Bürger
Leistung, Versagen, Zukunft
308 Seiten. **19.80 DM**

Uri Avnery
Israel ohne Zionisten
248 Seiten. **15.80 DM**

Theodor Lessing
Einmal und nie wieder
448 Seiten. **24 DM**

George Lichtheim
Ursprünge des Sozialismus
dms-Band 86
304 Seiten. **15 DM**

In jeder Buchhandlung

Bertelsmann
Sachbuchverlag

Achten Sie auf Reihe Hanser

Joachim Schickel
China: Die Revolution der Literatur
Band 18. 5.80 DM

Gabriel Laub
Verärgerte Logik
Aphorismen
Band 21. 5.80 DM

Barbara König
Spielerei bei Tage
Erzählungen
Band 22. 5.80 DM

Elias Canetti
Der andere Prozeß
Kafkas Briefe an Felice
Band 23. 5.80 DM

Allen Ginsberg
Planet News
Gedichte
Band 24. 5.80 DM

Salvador Elizondo
Farabeuf oder Die Chronik eines Augenblicks
Roman. Band 26. 7.80 DM

Hans Heinz Holz
Widerspruch in China
Politisch-philosophische Erläuterungen zu Mao Tse-tung
Band 27. Ca. 5.80 DM

Musik auf der Flucht vor sich selbst
Acht Aufsätze
Band 28. 7.80 DM

Ansichten einer künftigen Germanistik
15 Beiträge
Band 29. 7.80 DM

Uwe Brandner
Drei Uhr Angst
Roman. Band 30. 7.80 DM

Michail Bachtin
Literatur und Karneval
Zur Romantheorie und Lachkultur
Band 31. 7.80 DM

In jeder Buchhandlung oder direkt vom Carl Hanser Verlag, 8 München 86, Kolbergerstr. 22, erhalten Sie den ausführlichen Sonderprospekt.

Kursbuch 17

Frau · Familie · Gesellschaft

Karin Schrader-Klebert, Die kulturelle Revolution der Frau
Hazel E. Hazel, Unwissenschaftliche Betrachtungen eines weiblichen Monsters
Petra von Morstein, Der Begriff ›Frau‹
Dossier: Emanzipationen. Auszüge aus vier Lebensläufen. Protokolliert von Erika Runge
Luc Jochimsen, Frauen in der Bundesrepublik: die Mehrheit, die sich wie eine Minderheit verhält
Edoarda Masi, Die Familie im alten und im neuen China
Heide Bernd, Kommune und Familie
Kommune 2, (Christel Bookhagen, Eike Hemmer, Jan Raspe, Eberhard Schultz), Kindererziehung in der Kommune
Regine Dermitzel, Thesen zur antiautoritären Erziehung

Kursbogen
Kommune 2, Liebesspiele im Kinderzimmer

Kursbuch 19
Thema: *Kritik des Anarchismus*

Erscheint im Dezember 1969

Kursbuch 20
Thema: *Über ästhetische*

Erscheint im März 1970

aktuell rororo

Rowohlt Paperback

Lateinamerika - Ein zweites Vietnam?

Texte von Douglas Bravo, Fidel Castro,
Régis Debray, Ernesto Che Guevara u. a.
Herausgegeben von Giangiacomo Feltrinelli
Rowohlt Paperback Band 66. DM 12,80

Juan Bosch

Der Pentagonismus oder Die Ablösung des Imperialismus?

rororo aktuell Band 1151. DM 2,20

Frantz Fanon

Die Verdammten dieser Erde

Mit einem Vorwort von Jean-Paul Sartre
rororo aktuell Band 1209/10. DM 3,80

Ernesto Che Guevara

Aufzeichnungen aus dem kubanischen Befreiungskrieg 1956-1959

Mit einem einleitenden Text von Fidel Castro
Rowohlt Paperback Band 71. DM 7,80

Brandstiftung oder Neuer Friede?

Reden und Aufsätze
Hg. und mit einem Nachwort versehen von Sven G. Papcke
rororo aktuell Band 1154. DM 2,20

Camilo Torres

Vom Apostolat zum Partisanenkampf

Artikel und Proklamationen
Mit einem Vorwort von Traugott König
Rowohlt Paperback Band 78. DM 14,80

José Yglesias

Bericht über Kuba

Rowohlt Paperback Band 85. ca. DM 12,80
Erscheint Anfang 1970